Elektronische Schriftenreihe der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

Band 3

Zehn Jahre Universitätspartnerschaft

Univerzita Karlova v Praze – Universität zu Köln

Kolloquium zur Universitäts- und Fachgeschichte

Herausgegeben von Walter Pape

Universitäts- und Stadt Bibliothek Köln

Zehn Jahre Universitätspartnerschaft

Univerzita Karlova v Praze – Universität zu Köln

Universitäts- und Fachgeschichte

Elektronische Schriftenreihe der Universität- und Stadtbibliothek Köln

Band 3

Zehn Jahre Universitätspartnerschaft

Univerzita Karlova v Praze – Universität zu Köln

Kolloquium zur Universitäts- und Fachgeschichte

Herausgegeben von Walter Pape

Eine Veröffentlichung der
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

Köln 2011

Umschlagabbildung:
Fotos: Univerzita Karlova v Praze
Universität zu Köln – Aleksander Perkovic
Collage: Ulrike Kersting, Köln

© Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Universitätsstraße 33, 50931 Köln
http://www.ub.uni-koeln.de
Satz: Walter Pape, Köln

ISBN 978-3-931596-57-6

Inhalt

Vorwort VII

Grußwort des Kölner Rektors IX

Grußwort des Prager Prorektors XII

Begrüßung durch den Senatsbeauftragten für die Universitätspartnerschaft . XIV

UNIVERSITÄTSGESCHICHTE

Manfred Alexander
Deutsche und Tschechen im Zweiten Weltkrieg
und die Prager Universität 3

FACHGESCHICHTE I: MEDIZIN, RECHT, NATURWISSENSCHAFTEN

Petr Svobodný
Wanderungen und Wandlungen: Die medizinische Fakultät der Deutschen
Universität Prag und ihre Beziehungen zu deutschen und österreichischen
Universitäten in den Jahren 1882–1945 15

Marcela Lippert-Grüner
Geschichte der Medizin und Gründung der ersten Spitäler in Prag 31

Jiří Pešek und Tomáš Nigrin
Die Chemie an der Prager Deutschen Universität 1882–1945 51

FACHGESCHICHTE II: KULTURWISSENSCHAFTEN

Petr Mareš
Leo Spitzer und die tschechische Stilistik 71

Ulrich Obst
Alexandr Stich – Sprach-und Literaturwissenschaftler 83

Bernd Hamacher
»Wir wagten uns bis in die Gegenwart«:
Zu den Anfangsgründen der Germanistik in Köln 93

Milan Tvrdík
Die Prager Germanistik 107

Marie Vachková
Linguistische Forschung der Prager Germanisten im Überblick 117

Jan Bouzek
Wilhelm Klein und die Prager Archäologie 123

Sabine Herder
Carl Niessen und das Institut für Theaterwissenschaft
an der Universität zu Köln 135

Jaroslav Vacek
Zur Geschichte der Prager Indologie:
Anfänge, Blütezeit, Untergang und Wiedergeburt 157

Verzeichnis der Beiträgerinnen und Beiträger 165

Vorwort

Die Geschichte der ›institutionalisierten‹ Partnerschaft zwischen der Univerzita Karlova v Praze und Universität zu Köln beginnt nicht erst mit der Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages am 11. Mai 1999 durch den Prager Rektor Prof. JUDr. Dr. h. c. Karel Malý, DrSc. und Prof. Dr. Jens Peter Meincke in den histo-

Die beiden Rektoren Meincke (links) und Malý unterzeichnen den Vertrag.
Links: Mgr. Linda Müllerová, rechts: Ing. Ivana Halašková (beide: Odbor pro zahraniční vztahy Rektorátu UK), im Hintergrund ganz links: Dr. Christiane Wille, Akademisches Auslandsamt, Köln, und Mitte: Prof. Dr. Walter Pape

rischen Räumen der Prager Universität. Der Universitätspartnerschaft gingen vielfältige persönliche Wissenschaftskontakte und eine vom DAAD von 1993 bis 2004 geförderte *Germanistische Instituts-Partnerschaft* (GIP) voraus. Diese enge Partnerschaft in Forschung, Lehre und Studium hat viel zur freundschaftlichen

Verbundenheit mit der Karls-Universität[1] beigetragen; der Kanzler der Universität zu Köln fördert diese Partnerschaft durch Tutorien. Die Kölner Tutoren unterstützen die Lehre im Bereich des Spracherwerbs und inszenieren Theaterstücke, die in der Regel im Goethe-Institut aufgeführt werden.

Die Universitätspartnerschaft zeichnet sich durch fachlich vielfältige Forschungs- und Lehrkooperationen aus; in Köln nehmen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus allen Fakultäten aktiv am Austausch teil. Besonders intensiv sind die Austauschaktivitäten in den Fächern der Philosophischen Fakultät (z. B. Archäologie, Germanistik, Geschichte, Indologie), der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät (Mathematik, Physik) und der Medizinischen Fakultät (Neurochirurgie/Rehabilitation). Rund zwanzig Personen reisen jährlich nach Prag oder Köln. Gastdozenten erweitern das jeweilige Lehrangebot. Zunehmend werden auch Kurzaufenthalte für Studierende (z. B. Exkursionen) und Doktoranden an der jeweiligen Partneruniversität unterstützt. Die finanzielle Förderung wird dabei maßgeblich durch das Ostpartnerschaftsprogramm des DAAD gewährleistet. Wichtig ist, dass Projekte sich nachhaltig weiterentwickeln, aber auch jährlich neue Kooperationen hinzukommen.

Anlässlich der zehnjährigen Partnerschaft fand in Köln vom 15.–16. Mai 2009 das »Kolloquium zur Fach- und Universitätsgeschichte beider Universitäten« statt, dessen Beiträge hier versammelt sind. Gerahmt wurde die Veranstaltung durch die Feierliche Eröffnung auf Schloss Wahn am 14. Mai – die Grußworte des Prager Prorektors Prof. MUDr. Jan Škrha, DrSc., MBA und des Kölner Rektors Prof. Dr. Axel Freimuth sind hier abgedruckt. Das Barockensemble »Nel Dolce« und die Band »jazz²« verband wie die beiden Universitäten Tradition und Gegenwart. Den Abschluss bildete ein festliches Konzert unter der Leitung des Kölner Universitätsmusikdirektor Michael Ostrzyga mit pragbezogenen Kompositionen: Bohuslav Martinůs »Sonatine für Klarinette und Klavier«, der Ouvertüre zu Mozarts am 29. Oktober 1787 in Prag uraufgeführtem »Don Giovanni« und Joseph Haydns Trompetenkonzert. Ein besonderer Höhepunkt dieser öffentlichen Festveranstaltung war Pavel Kohouts Lesung seiner Satire »Krieg im dritten Stock«.

Der schriftliche Dank geht nicht nur an alle Teilnehmer der Jubiläumsveranstaltung, sondern auch an die Mitarbeiter, die für die Organisation zuständig waren: Antje Arnold M.A. und Norbert Wichard M.A.

Mein persönlicher Dank gilt darüber hinaus den Prager Germanisten und der Karls-Universität, die mir am 7. April 2010 die Ehrendoktorwürde verliehen hat. Ich werde weiter versuchen, mich dieser hohen Ehre würdig zu erweisen.

Köln, im Dezember 2010 *Walter Pape*

---

[1] Die Univerzita Karlova v Praze benutzt als nicht-offizielle deutsche Bezeichnung die mit Bindestrich: Karls-Universität Prag. Viele Historiker bevorzugen eine historische zusammengeschriebene Bezeichnung: Karlsuniversität Prag. Fotos: Univerzita Karlova v Praze.

Grußwort[1] des Kölner Rektors Professor Dr. Axel Freimuth

Sehr geehrter Herr Professor Škrha, sehr geehrter Herr Professor Pape, meine sehr geehrten Damen und Herren,

mit großer Freude darf ich Sie heute zum Symposion anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Universitätspartnerschaft zwischen der Univerzita Karlova v Praze – der Karls-Universität Prag – und der Universität zu Köln begrüßen. Ich freue mich, das Sie alle den Weg nach Schloss Wahn gefunden haben und heiße Sie im Namen der Universität zu Köln herzlich willkommen.

Meine Damen und Herren, die Universitätspartnerschaft zwischen unseren beiden Hochschulen ist von einer ganz besonderen Tiefe und Breite geprägt und ich bin der Meinung, dass wir hierauf stolz sein können. Den Anfang machte 1994 die Kooperation des Prager Lehrstuhls für Germanistik, Niederlandistik und Nordistik mit dem Kölner Institut für Deutsche Sprache und Literatur – die sogenannte Germanistische Institutspartnerschaft, die intensive Kontakte zeitigte. Am 11. Mai 1999 wurde die Universitätspartnerschaft ins Leben gerufen, mit der feierlichen Unterzeichnung des Vertrages durch die damaligen Rektoren Karel Malý und Jens Peter Meincke. Im Jahre 2007 haben wir dann einen Ergänzungsvertrag zur grenzüberschreitenden Betreuung von Promotionen geschlossen.

Die Universitätspartnerschaft zwischen Prag und Köln zeichnet sich durch zahlreiche Aktivitäten aus: Gemeinsame Projekte und Publikationen, Wissenschaftler- und Studierendenaustausch, Gastvorträge, Erasmus-Dozenturen. In diesem Zusammenhang freue ich mich zu erfahren, dass unsere Partnerschaft nunmehr auch durch den DAAD im Rahmen des Programms »Ostpartnerschaften« gefördert wird. Beteiligt sind hierbei eine ganze Reihe von Fächern und Fachgruppen: Mathematik und Naturwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Geisteswissenschaften, Medizin und Rechtswissenschaften. Dieser multidisziplinäre Ansatz ist überhaupt kennzeichnend für unsere Partnerschaft, was Sie auch bei einem Blick in das umfangreiche Programm des Symposions – betitelt mit »Prag – Köln: Universitäts- und Fachgeschichte« – sehen können:

Freuen Sie sich auf interessante Referate zur Prager Deutschen Medizinischen Fakultät und zum Wirken des Rechtswissenschaftlers Hans Kelsen in Prag und Köln. Erwarten Sie Vorträge zur tschechischen Stilistik und Sprache, zum Kölner Institut für Theaterwissenschaft und zum Prager Institut für Indologie. – Ein, wie

---

[1] Die Grußworte wurden auf Schloss Wahn gesprochen anlässlich der festlichen Eröffnung der Feierlichkeiten zum zehnjährigen Besehen der Universitätspartnerschaft Prag–Köln. Fotos: Norbert Wichard.

ich finde, sehr anregendes und vielfältiges Programm, das die Bandbreite unserer Kooperation unterstreicht.

Eingerahmt werden die Fachvorträge morgen zunächst von Geschichtlichem und am Samstag dann mit einem Festakt in der Aula unserer Universität mit einem wunderschönen musikalischen Programm. Aber auch aktuelle hochschulpolitische Themen erwarten Sie, mit einer Podiumsdiskussion zur Internationalisierung von Studium und Lehre.

Meine Damen und Herren, eine Partnerschaft zwischen Universitäten lebt vom Austausch der in ihnen wirkenden Menschen, der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und der Studierenden. Dass dieser Austausch zwischen Prag und Köln in höchstem Maße lebendig ist, sehen wir daran, dass im vergangenen Jahr 20 Projekte gefördert worden sind. 5 Wissenschaftler aus Prag und 11 aus Köln waren am jeweils anderen Ort zu Gast. Die Nachfrage ist groß und ich finde es besonders schön, dass gerade auch die Studierenden rege am Austausch teilnehmen.

All dies überzeugt mich davon, dass sich die erfolgreiche Entwicklung unserer Universitätspartnerschaft auch in Zukunft fortsetzen wird und möchte es bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, den Kolleginnen und Kollegen zu danken, die als Projektleiter engagiert sind: In Prag dem heute anwesenden Prorektor für Internationale Beziehungen und Mobilität, Herrn Professor Jan Škrha, Frau Mgr. Linda Müllerová vom Büro für Internationale Beziehungen der Karls-Universität Prag, Frau Dr. Evá Berglová, Doc. Dr. Milan Tvrdik, in Köln Dr. Hartmut Kircher und Professor Dr. Walter Pape, der zugleich und dies seit November 2000 Senatsbeauftragter für die Universitätspartnerschaft ist. Ihnen allen, die Sie die vielfältige Kooperation unserer Hochschulen durch ihr stetes Wirken mit Leben füllen, sei herzlich gedankt.

Meine Damen und Herren, Prag und Köln sind 1348 und 1388 gegründet, alte und traditionsreiche Hochschulen, die jede für sich auf eine bewegte Geschichte zurückblicken können. Unsere Universitätspartnerschaft, die sich demgegenüber zeitlich natürlich noch etwas bescheidener ausnimmt, ist ein schöner Teil dieser Geschichte, und ich freue mich sehr, dass dieses Symposion auch Anlass sein wird, in die Zukunft zu schauen.

Ich wünsche uns daher, dass in den nächsten Tagen die Gelegenheit ergriffen wird, bestehende Kontakte zu vertiefen und neue Felder für Kooperationen zu identifizieren. Ihnen und allen Teilnehmern des Symposions wünsche ich viele anregende Gespräche, neue Erkenntnisse und einen fruchtbaren Austausch. Ich hoffe, dass Sie sich auf Schloss Wahn, in der Universität und natürlich auch in der schönen Stadt Köln wohl fühlen und heiße Sie abermals herzlich willkommen. Für Ihre Aufmerksamkeit bedanke ich mich und darf jetzt das Wort weitergeben an Herrn Professor Jan Škrha, Prorektor für Internationale Beziehungen und Mobilität der Karls-Universität Prag.

Prof. MUDr. Jan Škrha, DrSc., MBA
Prorektor pro zahraniční styky a mobilitu Univerzity Karlovy v Praze

Professor Dr. Axel Freimuth, Rektor der Universität zu Köln

Grußwort[1] des Prager Prorektors für Internationale Beziehungen und Mobilität Prof. MUDr. Jan Škrha, DrSc., MBA

Magnifizenz, verehrte Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,

gestatten Sie mir, dass ich aus Anlass des 10. Jahrestages des Partnerschaftsvertrages zwischen der Universität zu Köln und der Karls-Universität Prag (Karlova Univerzita v Praze) Sie, die Teilnehmer des Symposions »Köln – Prag«, im Namen der Karlsuniversität herzlich grüße und Ihnen auch die persönlichen Grüße unseres Herrn Rektor, Prof. Václav Hampl, überbringe, der an der heutigen feierlichen Eröffnung dieser Veranstaltung nicht teilnehmen kann.

Gern möchte ich ein paar gemeinsame Berührungspunkte aus der Geschichte unserer Universitäten in Erinnerung rufen.

Ich beginne mit einer banalen Feststellung: Köln am Rhein und Prag gehören zu den Städten mit den ältesten Universitäten in Mitteleuropa. Die Beziehungen beider Universitäten waren im Mittelalter sehr eng, weil beide die Universität in Paris als ihr Vorbild betrachteten. Die Kölner Universität konnte an eine jahrelange Schultradition anknüpfen, für die die Namen von Johannes Duns Scota, Albertus Magnus oder Meister Eckhart stehen, deren Lehre auch die Prager Universität beeinflusste. Allerdings kommt Prag die Priorität zu, die erste Universität in Mitteleuropa gewesen zu sein, an die aus dem gesamten Reich all jene kamen, die an einer Universitätsbildung interessiert waren. Mit der Entstehung der Universität Köln änderte sich die Lage freilich und die Scholaren und Magister aus dem Rheinland fanden seit 1389 Universitätsbildung in ihrer Heimat.

Weniger bekannt indes ist, dass die Kölner Universität auch in späteren Jahrhunderten Kontakte zur Prager Universität unterhielt, besonders in Zeiten, da an unseren Universitäten die Jesuiten dominierten. Auch sollten wir an die Tradition medizinischer Kontakte erinnern, die bis in die Anfänge der Kölner Universität zurückreicht, als das Statut der hiesigen medizinischen Fakultät nach Prager Vorbild aufgestellt werden sollte. Im 20. Jahrhundert kann sich die Peregrination der Ärzte zwischen unseren Universitäten solcher Personen rühmen wie beispielsweise des Physiologen Ewald Hering jun. sowie seines noch berühmteren Schülers Prof. Bruno Kisch, die die Kölner medizinische Akademie gegen die medizinische Fakultät der Deutschen Universität Prag eintauschten.

---

[1] Deutsche Übersetzung Wolf B. Oerter.

Nicht vergessen sollten wir aber auch die Bedeutung, die das Werk des Kölner Soziologen und Philosophen Max Scheler für die Konzeption der Sozialwissenschaften und die philosophischen Erwägungen des Prager Frühlings 1968 hatte. Auf der anderen Seite lockte das Lektorat für Tschechisch an der Kölner Slawistik seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Dutzende von Tschechisch-Interessenten an, die hier grundlegende Kenntnisse von Sprache, Literatur und Kultur der böhmischen Länder vermittelt bekamen.

An die intellektuellen Kontakte zwischen Köln und Prag in der Vergangenheit knüpfte der Vertrag zwischen unseren beiden Universitäten an, der vor genau zehn Jahren, am 11. Mai 1999, von den damaligen Rektoren beider Universitäten unterzeichnet worden war. Er sieht den Austausch von Wissenschaftlern, Pädagogen und Studenten vor. Es ist erfreulich, dass gegenwärtig Dutzende der verschiedensten an unseren Universitäten gepflegten Fachgebiete in diese Zusammenarbeit einbezogen sind. Beweis für die bilaterale fruchtbare Zusammenarbeit ist unser heutiges Symposion, an dem gerade diejenigen Prager und Kölner Wissenschaftler und Pädagogen teilnehmen, die bereits seit Jahren eng zusammenarbeiten.

Ich darf an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Walter Pape, dem Senatsbeauftragten für die Partnerschaft mit der Karlsuniversität Prag, für seine aufopferungsvolle Tätigkeit danken, mit der er sich seit nunmehr fast zehn Jahren um unsere interuniversitäre Zusammenarbeit so gründlich kümmert.

Gern möchte ich an dieser Stelle auch an die uneigennützige finanzielle Hilfe der Kölner Universität bei der Erneuerung der Bibliotheken der Karlsuniversität nach dem Hochwasser von 2002 erinnern und der Kölner Universität, konkret ihrer Philosophischen Fakultät, und Herrn Professor Pape dafür meinen Dank aussprechen.

Die Karlsuniversität begrüßt sehr das Interesse der Universität zu Köln, auch an einer gemeinsamen Ausbildung von Doktoranden (PhD-Studenten) mitzuwirken, das heißt an der gemeinsamen Durchführung eines Doppeldoktorates (sog. cotutelle). 2007 haben die Rektoren beider Universitäten einen derartigen Kooperationsvertrag unterzeichnet. Ich bin überzeugt, dass sich unsere Zusammenarbeit auch in diesem Punkt entfalten wird, denn das Doktorstudium ist eine Priorität der Karlsuniversität.

Meine Damen und Herren, gestatten Sie mir, Ihrer Universität auch für die nächsten Jahre viel Erfolg zu wünschen, die Teilnehmer des Symposions »Köln – Prag« auf das herzlichste zu grüßen sowie allen für die kommenden Jahre eine fruchtbare Zusammenarbeit zu wünschen. Ich tue dies mit einem akademischen Grußwort, das an unseren Universitäten seit dem Mittelalter gepflegt wird:

Quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit!

Begrüßung durch den Senatsbeauftragten für die Universitätspartnerschaft Prag – Köln Prof. Dr. Walter Pape

Dobrý večer! Vážený pane rektore Freimuthe, vážený pane prorektore Škrho, milé kolegyně, milí kolegové.

Jsem velmi rád, že jste vážili tak dalekou cestu z Prahy do Kolína nad Rýnem. A jsem hrdý ná to, že naše univerzita má partnerství s univerzitou natolik plnou tradic, historie a hodnot, jako je Univerzita Karlova v Praze. Měl bych velikou radost a doufám, že se toto partnerství i v budoucnosti bude pozitivně vyvíjet.

Ich darf auf Deutsch fortfahren…. und noch ganz herzlich die Altrektoren König und Meincke begrüßen, der ja 1999 den Partnerschaftsvertrag unterschrieben hat.

Im Tschechischen gibt es von fast allen Verben sogenannte »Aspektpaare«: Der unvollendete Aspekt bezeichnet eine nicht abgeschlossene Handlung in ihrem Verlauf oder Wiederholung. Der vollendete Aspekt bezeichnet eine abgeschlossene Handlung, das Resultat, den Beginn oder einen Einzelfall. Der Schriftsteller Jiří Gruša, der an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität promovierte, und den wir alle als ersten tschechischen Botschafter in der Bundesrepublik nach der samtenen Revolution von 1989 in Erinnerung haben und der seit 2004 Präsident des internationalen P.E.N. ist, hat einmal in Bezug auf diese grammatische Form gesagt: Es komme darin das »Noch-nicht-da-Seiende und das Nie-fertig-Erzählte als Substanz« der tschechischen Sprache und damit der tschechischen Mentalität zum Ausdruck. Eigentlich würde man eher mit Heinrich Heine die typischen angefangen und anzufangenden Taten den Deutschen zusprechen wollen: In der Vorrede zum Atta Troll spottet Heine, es sei dem Kölner Dome »wie allen großen Werken der Deutschen« gegangen: »er ward nicht fertig«.

Dieses Tschechen und Deutsche verbindende Nie-fertig-Sein ist auch positiver Aspekt unserer Partnerschaft, über deren Geschichte und Wachstum ja bereits der Herr Prorektor und der Herr Rektor berichtet haben, und Nie-fertig-Sein meint: Flexibilität angesichts der Hochschulentwicklung, gemeinsame Weiterentwicklung der Partnerschaft, kein Stillstand in unseren Projekten. Das Nie-fertig-Sein ist eigentlich auch der Kern jedes Forschens und jeden Lernens – doch hier gelten natürlich auch Goethes Worte: »So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das möglichste getan hat.«

Und es sind gerade internationale Partnerschaften, die uns in diesem Sinne lehren, den Blick von außen auf uns selbst und unsere Forschungen anzuwenden. Ich habe nie mehr dazugelernt als mit und bei internationalen Kooperationspartnern.

Internationalisierung an Hochschulen betrifft deshalb nicht nur den Austausch von Studenten und Wissenschaftlern, sondern auch die Studieninhalte und die Mobilitätsneigung aller Studierenden. Ganz zentral ist jedoch die Dialektik zwischen einem organisierten Austausch und den persönlichen Kontakten. Nur aufgrund von beiden kann eine Internationalisierung funktionieren.

Wir sind deshalb froh und glücklich, dass die persönlichen Kontakte zwischen Köln und Prag so intensiv sind, dass sie zu wirklichen Freundschaften geführt haben. Das ist vielleicht bei keiner Partnerschaft so bedeutsam wie dieser – angesichts der noch heute uns bedrückenden und verstörenden Geschichte Tschechiens und der Prager Universität zwischen dem Münchner Abkommen und dem Ende des Zweiten Weltkriegs, worüber eine der morgigen Referenten, Alena Míšková vom Archiv Akademie věd České Republiky, kürzlich ein aufschlussreiches Buch geschrieben hat.

Denn bis zu dieser Zeit des Nationalsozialismus gab es eigentlich keine Probleme in den Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen, ja um noch einmal Jiří Gruša zu zitieren, es galt wohl: »Dabei war das Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen die einzige funktionierende Symbiose zwischen einem deutschen und einem slawischen Element.«

Und über das Prag der vorletzten Jahrhundertwende hat der international renommierte und bis 1991 an der Yale University lehrende Germanist Peter Demetz geschrieben – Sohn eines Katholiken aus Südtirol und einer tschechischen Jüdin, die in Theresienstadt starb und der selbst Gestapo-Haft erleiden musste: »Ich bin überzeugt, dass das Prag der Jahrhundertwende Anklänge an das alte New York hatte – so viele verschiedene Menschen, die alle unter einem gemeinsamen bürgerlichen Recht und später, in Masaryks Republik, unter einer Verfassung lebten.«

Diese multiethnische Prager Gesellschaft war Jahrhunderte sehr lebendig und produktiv, und heute als Land im Herzen Europas, ist die Prager Gesellschaft, so Jiří Gruša, wieder so lebendig und produktiv wie früher – wozu unsere Partnerschaft vielleicht auch ein wenig beiträgt.

So wie wir in Köln stolz darauf sind, dass unsere Universität eine Gründung von Bürgern von Anfang an ist, so glauben wir in Köln auch etwas von der internationalen Produktivität zu besitzen. Vielleicht ist es solche rheinische Mentalität in der südlichsten Stadt nördlich des Mains, in der sich die Prager und die Kölner Studierenden und Lehrenden treffen und das offene Nie-fertig-Sein einüben, das uns verbindet.

Und die Studierenden: 1948 waren – so Marie Štemberková in ihrer kleinen Universitätsgeschichte – die Studierenden der Karls-Universität, die einzigen, die es wagten, Kommunisten Widerstand zu leisten, während des Prager Frühlings unterstützten die Studierenden und der überwiegende Teil der Universitätslehrer die Demokratisierung, sie streikten, und dem Gedächtnis an den Opfertod des Studenten Jan Palach vor 40 Jahren ist im Karolinum der Prager Universität in

diesem Jahr eine Ausstellung gewidmet. Und 1989 waren es wieder die Studierenden, die die samtene Revolution einleiteten.

Verzeihen Sie den ernsten Exkurs an diesem feierlichen Abend – ich möchte nicht schließen, ohne Ihnen allen zu danken, die sie die Partnerschaft mitbegründet und unterstützt haben und sie mit Leben erfüllen. Danken möchte ich vor allem dem Herrn Prorektor Škrah und Frau Müllerová sowie den Kollegen des Ústavu germánských studií, von denen Frau Vachková und Herr Tvrdík heute hier sind, aber auch Eva Berglová, die nicht hier sein kann und der wir so viel zu verdanken haben seit der »Urzelle« der Universitätspartnerschaft, der Germanistischen Institutspartnerschaft, aber auch meiner Mitarbeiterin, Antje Roeben, meinem Mitarbeiter Norbert Wichard, die die Feierlichkeiten und das Kolloquium mit vorbereitet haben.

Und last but not least Eva Bosbach, geb. Chvalová, meine tschechische Doktorandin, bei der ich mein weniges Tschechisch gelernt habe, die am Samstag die Podiumsdiskussion moderieren wird und die bei der HRK den Bologna-Prozess der Internationalisierung begleitet hat.

Děkuji a přeji všem heský večer! – Danke! Und einen schönen Abend!

Pavel Kohout und Prof. Dr. Walter Pape beim Festakt zum zehnjährigen Bestehen der Universitätspartnerschaft Prag–Köln

UNIVERSITÄTSGESCHICHTE

Manfred Alexander

Deutsche und Tschechen im Zweiten Weltkrieg und die Prager Universität

Die ehrwürdige Karlsuniversität in Prag nimmt unter den europäischen Universitäten in mehrfacher Weise eine Sonderstellung ein:

1. Sie ist mit dem Gründungsjahr 1348 die älteste Universität auf dem Boden des römischen Reiches nördlich der Alpen; gegründet hat sie der römische Kaiser Karl IV., der zugleich König von Böhmen und König der Deutschen war.
2. Die Universität war immer wieder auf das engste mit den religiösen, ethnischen, sozialen und politischen Problemen ihrer Zeit verbunden; in vielen Fragen bündelte sie wie ein Brennglas die Probleme einer ganzen Epoche – sei es in den religiösen Problemen der Zeit von Jan Hus, den sozialen und ethnischen in der Hussitenbewegung oder den nationalen des 19. und 20. Jahrhunderts, gipfelnd 1882 in der Spaltung der Universität.
3. Zeiten des Glanzes wechselten mit jenen des Abstiegs und der Bedeutungslosigkeit; aber selbst eine Gegengründung – das Clementinum als Jesuitenhochschule in Prag – und die Schließung von 1939 – oder die Deutsche Universität zur Zeit des Protektorats – hat sie schließlich erfolgreich überstanden.
4. Im Streit um die Teilung der Universität 1882 und schließlich im Nebeneinander der beiden Hochschulen nationaler Prägung in *einer* Stadt war sie das sichtbare Zeichen des Auseinanderdriftens des deutschsprachigen und des tschechischsprachigen Teils der böhmischen Gesellschaft, die dann nach einem wechselvollen Schicksal zuerst zum Ende des jüdischen Anteils an den beiden Universitäten und nach Kriegsende zum Ende der Deutschen Universität führte.
5. Die tschechische und die deutsche Universität rivalisierten miteinander um die Tradition, die alten Insignien der Universität, aber auch um die Räume und die Ausstattung im personalen und sachlichen Bereich und nutzten dazu jeweils die Verbindung zu den Vertretern der Politik in der Stadt oder im Land.
6. Nach den Veröffentlichungen der letzten Jahre dürfte die Prager Karlsuniversität die besterforschte Hochschule Europas sein, und zwar nicht als Problem einer akademischen Nabelschau, sondern als eine eminent politische Frage.

Eine letzte Vorbemerkung betrifft die unterschiedliche Bedeutung der jeweiligen Universität für den sie tragenden ethnischen Teil der Bevölkerung der böhmischen

Länder: Für die Tschechen war die Karlsuniversität die einzige herausragende akademische Repräsentanz der Nation, denn die Neugründung Brünn reichte weder von der Tradition noch von ihrer politischen Bedeutung an Prag heran. Ein Ruf an die Karlsuniversität war der Wunsch jedes tschechischen Wissenschaftlers und die Erfüllung seiner Karrierewünsche; entsprechend selten sind – unter »normalen« Umständen – auch Beispiele dafür, dass tschechischsprachige Professoren Prag freiwillig verlassen haben. Anders war dies im deutschsprachigen Teil der Prager und der böhmischen Gesellschaft. Die deutschsprachige Prager Karl-Ferdinand-Universität war in den Verbund der deutschsprachigen Universitäten Mitteleuropas eingebunden und unterhielt insbesondere zur Universität Wien traditionell sehr enge Beziehungen, die sich in Berufungen in beide Richtungen ausdrückten; die deutschsprachige Bevölkerung Prags mit ca. 40.000 Menschen in einer tschechischen Großstadt von ca. 800.000 Menschen (1930) war nicht nur eine ethnische Minderheit, sondern bestand etwa zur Hälfte aus Juden oder Personen jüdischer Herkunft. Die Intellektuellen aus diesem Milieu sind meist gemeint, wenn von der Blüte der deutschen Literatur in Prag zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Rede ist. Die deutschsprachige Bevölkerung Böhmens, die vorwiegend in den Randgebieten des Landes lebte, sah sich in beiden Problemen – der nationalen Minderheit und der Präsenz der jüdischen Intelligenz – in Prag kaum repräsentiert. Die Ablehnung der in beiden Problemkreisen fremden Großstadt war dafür verantwortlich, dass immer wieder Pläne aufgetaucht sind, die deutsche Universität in die Provinzstadt Reichenberg/Liberec zu verlegen; außerdem blieb in der Zwischenkriegszeit für die Sudetendeutschen, wie der neue politisierte Begriff für die alte Bezeichnung »Deutschböhmen« und »Deutschmährer« seit etwa 1920 lautete, *Wien* die geistige Hauptstadt – keinesfalls aber *Berlin*, das noch fremder, lauter und gewalttätiger erschien als Prag.

Für die weiteren Betrachtungen muss die Formulierung des Themas ein wenig geändert werden, denn die entscheidenden Weichenstellungen für das deutsch-tschechische Verhältnis im Bereich der Universität geschahen bereits vor dem zweiten Weltkrieg. Die erste Tschechoslowakische Republik war eine parlamentarische Demokratie, die von einer Reihe von gut organisierten Parteien mit sozialen oder ideologischen Grundlagen getragen wurde, die jeweils im Bereich der beiden Sprachgruppen in etwa spiegelbildlich vertreten waren[1]. Nach der national bestimmten Anfangsphase der Republik waren Vertreter der sudetendeutschen Parteien 1926 in die Regierung gelangt und blieben – wenn auch in veränderter Zusammensetzung und unterschiedlichen Ministerposten – dort bis zum Frühjahr 1938. Nach der Wahl von 1929 vertraten die sudetendeutschen Regierungsparteien etwa 70 % des sudetendeutschen Wählerpotenzials. In der Bevölkerung lebte aber ein Gutteil des nationalen Streits fort, der im 19. Jahrhundert das Verhältnis vergiftet hatte, und dieser »nationale Konflikt« äußerte sich häufig in Provokationen von beiden Seiten, die von kleinlichen Schikanen in Alltagsfragen bis zu gewalttätigen Demonstrationen auf der Straße reichte[2]. Die Einübung von Demokratie

---

1 Alexander: Kleine Geschichte der böhmischen Länder.

2 Mit vielen Belegen: Alexander (Hrsg.): Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag, Bd. 1–3.

war in der Tschechoslowakei angesichts der beiden ethnischen Teilgesellschaften ähnlich kompliziert wie in der Weimarer Republik. Die Weltwirtschaftskrise verschärfte nach 1932 die Probleme wieder, die vorher auf dem Wege einer Lösung schienen. Die steigende Arbeitslosigkeit betraf beide Bevölkerungsgruppen, wirkte sich aber in der Konsumgüterindustrie der Sudetendeutschen stärker aus, als im Bereich der agrarisch und großindustriell dominierten tschechischen Teilgesellschaft. Die Folge war eine Radikalisierung der Sudetendeutschen, die nun eine nationale Sammlungsbewegung unterstützten, die die Vielzahl von sozialen Interessen auf die nationale Frage reduzierte. Die Wahl von 1935 brachte einen Erdrutschsieg der Sudetendeutschen Partei von Konrad Henlein, die eine Sammlungsbewegung darstellte. Damit verschoben sich aber auch die innerstaatlichen Machtverhältnisse, denn Henlein vertrat nun nationale Extremforderungen, die er bald auch – spätestens seit Frühjahr 1937 – durch ausländische Hilfe, konkret durch die deutschen Nationalsozialisten, unterstützt sah.

Die innerstaatlichen Probleme verschärften sich im Frühjahr 1938 durch den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich, was die Tschechoslowakei zum letzten Hort der Demokratie in Mitteleuropa machte, in dem zahlreiche Flüchtlinge aus dem Dritten Reich Aufnahme gefunden hatten. Aber auch diese Demokratie war nun von innen gefährdet, denn u. a. änderte sich die vordem liberale Politik gegenüber dem jüdischen Bevölkerungsteil. Bei den Sudetendeutschen reduzierte dann die Kommunalwahl von Mai 1938 die demokratischen Kräfte auf etwa 10 % der Wähler; Gegenwehr schien angesichts des Auftretens der organisierten und gewaltbereiten Henlein-Anhänger sinnlos oder zumindest nicht karrierefördernd. Ehe die Außenpolitik sichtbar eingriff, hatte die innere Gleichschaltung der sudetendeutschen Gesellschaft und darin der Deutschen Universität eingesetzt. Als die tschechoslowakische Regierung nach Henleins staatsfeindlicher »Heim-ins Reich-Rede« vom 15. September 1938 eine Loyalitätserklärung von den sudetendeutschen Dozenten der deutschen Karlsuniversität einforderte, denen sie ja das Gehalt zahlte, weigerten sich einige, zögerten viele, und manche flüchteten gar außer Landes, um in Wien oder in München die weitere Entwicklung abzuwarten oder eine neue, meist nationalsozialistisch geprägte Karriere zu suchen.[3]

In Erwartung einer gegen die sudetendeutschen Professoren gerichteten Verfolgung floh damals etwa die Hälfte von ihnen (47 von 105). Verstärkt wurde die Furcht vor Ausschreitungen durch das Münchner Abkommen (28. September 1938) und die Abtretung der deutschbesiedelten Gebiete unter dem Begriff »Sudetenland« an das Deutsche Reich Anfang Oktober 1938, wodurch die deutsche Universität zu einer Insel im tschechischen Sprachgebiet wurde. Besonders in den Klinken in Prag entstand eine prekäre Situation in der Versorgung der Patienten, die durch den Einsatz tschechischer Fachkräfte gewährleistet werden musste. Vergeblich forderte der Rektor der deutschen Universität die Kollegen zur Rückkehr auf; im Verlauf des Oktobers kehrten dann einige zurück, indem sie sich dem Druck der Nationalsozialisten widersetzen; die Mehrzahl erschien erst am 3. November in Prag, aber andere verblieben im »Reich«; der Beginn des Winterse-

---

[3] Míšková: Die Deutsche (Karls-)Universität; Glettler und Míšková: Prager Professoren.

mesters musste aufgrund des Personalmangels auf Anfang Januar 1939 verschoben werden. Zu den Widersinnigkeiten der Prager Atmosphäre gehörte, dass jene Professoren, die in Prag geblieben waren, später als »Kollaboranten der tschechoslowakischen Regierung« angefeindet wurden und Nachteile erfuhren.

Ein weiterer gewaltiger Aderlass war mit der sogenannten »Arisierung« verbunden. In Hitler-Deutschland hatten in der Zeit von 1933 bis 1938 die Universitäten etwa ein Drittel der Dozenten verloren, die wegen ihrer jüdischen Herkunft entlassen worden waren; jüdische Studenten waren im gleichen Zeitraum schrittweise vom Studium ausgeschlossen worden. Obwohl die Deutsche Universität in Prag noch im Ausland lag und nicht von den Reichsgesetzen betroffen war, schloss sie sich dieser Maßnahme an, was zu noch schärferen Konsequenzen führte, da in Prag die Anzahl der jüdischen Studenten mit mehr als 10 % der Gesamtzahl der Studierenden den entsprechenden Anteil in Deutschland um mehr als das Doppelte übertraf. Der Zeitgeist des Antisemitismus, der vorher latent in beiden Teilgesellschaften vorhanden gewesen war, brach sich nun Bahn; denn auch die Regierung der Rumpf-Tschechoslowakei schloss Anfang 1939 jüdische Dozenten vom Staatsdienst aus.

Der Aderlass für die Deutsche Universität war beträchtlich; insgesamt 77 Hochschullehrer jüdischer Herkunft wurden beurlaubt; andere verließen die Universität angeblich »freiwillig«; wer von all diesen nicht rechtzeitig ins Ausland gehen konnte, wurde später in Konzentrationslager deportiert. Der Besitz der Betroffenen, vor allem ihre Wohnungen und Bibliotheken, wurde beschlagnahmt und später den nationalsozialistisch orientierten Kollegen übertragen. Besonders litt darunter die Medizinische Fakultät, an der im Juni 1939 14 Lehrstühle unbesetzt waren; vom übrigen medizinischen Personal waren 55 % aus politischen Gründen entlassen worden (von 85), 13 % hatten die Fakultät aus anderen Gründen verlassen. Die Deutsche Universität in Prag war zu einer Provinzuniversität geworden, die auch auf Interessenten von außen wenig attraktiv wirkte.

Die »Erledigung der Rest-Tschechei« am 15. März 1939, wie man im Jargon das Ende des durch Hitlers Erpressung verstümmelten Reststaates nannte, wurde von vielen Dozenten und Studenten lebhaft begrüßt, die einen Tag später dem »Führer« auf der Prager Burg ihre Dankbarkeit bekundeten. Die weitere Umgestaltung der Deutschen Universität folgte nun Schlag auf Schlag: Die »Dozentenschaft« wurde nach dem Führerprinzip gegliedert, die »Studentenschaft« gleichgeschaltet; der Rektor wurde dem Reichsminister für Wissenschaft unterstellt und die Universität mit Verfügung vom 2. August 1939 zum 1. September in die Verwaltung des Reiches übergeführt, was das Ende der akademischen Selbstverwaltung bedeutete. Eingriffe in die Struktur der Verwaltung folgten, indem die Dekane von politischer Seite benannt wurden. Der Kontrolle durch Reichsbeamte diente auch die Einführung des Amtes des »Kurators«, der ab dem 1. April 1940 neben dem Rektor für Personalfragen zuständig war. Obwohl nach außen hin den Erwartungen der Sudetendeutschen entsprochen wurde, als die Deutschen Universität wieder ihren alten Namen »Karlsuniversität« erhielt und in die Tradition eingesetzt wurde, indem sie auch die ehrwürdigen Insignien (Szepter, Siegel und Ketten) übernehmen durfte, trat im Innern eine neue Spaltung auf. Die maßgeblichen

»Berater« und die entscheidenden Personen der Partei kamen aus dem »Altreich«, was die Karrierewünsche mancher verdienter Anhänger Henleins kränkte. Ein besonders bizarres Beispiel für solche Erwartungen war die Bewerbung des Eisenbahningenieurs und alten Mitglieds der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakei, Rudolf Jung, um die Stelle des Rektors der Deutschen Universität[4]; selbst eine Empfehlung Hitlers konnte die offensichtliche Minderqualifikation nicht aufwiegen, und der Einspruch eines anderen Sudetendeutschen an der Spitze der Protektoratsverwaltung, des stellvertretenden Reichsprotektors Karl Hermann Frank[5], verhinderte den Aufstieg seines alten Parteifeindes.

Noch gab es in Prag im Jahre 1939 ein Nebeneinander der Deutschen und der Tschechischen Karlsuniversität, wenn sich auch die Gewichte im Verhältnis beider entscheidend verändert hatten. Über das Verhältnis zueinander liegen widersprüchliche Mitteilungen vor: Einerseits findet man überwiegend Hinweise, dass das gegenseitige Ignorieren einen Höhepunkt erreicht hatte, andererseits gab es weiterhin persönliche Beziehungen zwischen Kollegen, die aber niemals in der Öffentlichkeit zugegeben werden durften. Die Abschottung der deutschen Seite ist bezeichnend: Schon die normalen freundschaftlichen Umgangsformen zu tschechischen oder gar jüdischen Kollegen, ja die Tatsache, dass die Kinder des deutschen Rektors Klausing gleich gut deutsch, niederländisch und tschechisch sprachen[6], wurde als nationale Unzuverlässigkeit ausgelegt und war Anlass zu Denunziationen.

Die Ruhe der Resignation unter der tschechischen Bevölkerung wurde durch Demonstrationen am Nationalfeiertag am 28. Oktober 1939 gestört. In den Zusammenstößen mit der Polizei in Prag gab es einen Toten, viele Verletzte und Verhaftete; die Unruhen setzten sich im ganzen Land fort. Nachdem zunächst allmählich Ruhe eingekehrt war, weitete sich am 15. November der Trauerumzug der Studenten für ihren am 11. November verstorbenen Kommilitonen Jan Opletal zu Unruhen aus, auf die die tschechische Polizei nun scharf reagierte, die Verhafteten aber bald wieder frei ließ. Nun reagierten aber die deutschen Behörden: Die tschechischen Hochschulen wurden zunächst auf drei Jahre geschlossen, sollten jedoch bis 1945 nicht wieder eröffnet werden; neun Studenten wurden als »Rädelsführer« ohne Gerichtsurteil erschossen, 1850 Studenten festgenommen und rund 1200 in das KZ Oranienburg überführt[7]. Dies bedeutete eine Wende der deutschen Politik und den Autoritätsverfall der Protektoratsregierung.

Nunmehr gab es in Prag nur noch *eine* Universität, die Deutsche Karls-Universität. Die Politik der Nationalsozialisten verfolgte nun drei Ziele: Das erste war die logische Folge der Aufhebung der tschechischen Universität und bedeutete die

---

4 Ebenda, S. 99.

5 Zu Frank neuerdings die Kölner Dissertation von René Küpper.

6 Míšková: Die Deutsche (Karls-)Universität, S. 200.

7 Pešek: Die »eigenen« und die »fremden« Studenten der Philosophischen Fakultät der Prager Deutschen Universität 1940–1945. – In: Neutatz-Zimmermann (Hrsg.): Die Deutschen und das östliche Europa, S. 149–168, hier S. 150.

Übernahme der tschechischen Einrichtungen mit Gebäuden, Geräten und den Planstellen. Das Gebäude der Philosophischen Fakultät, heute am Jan-Palach-Platz, wurde zum »Haus der Deutschen Hochschulen« umgewidmet, das neben dem Rektorat der Deutschen Universität noch andere Dienststellen der Partei aufnehmen musste. Viele Einrichtungen und Bibliotheken waren bei der Übernahme mutwillig zerstört worden. Tschechischen Gelehrten war der Besuch ihrer früheren Einrichtungen verboten, ebenfalls die Benutzung der Bibliotheken; ihre wissenschaftliche Tätigkeit mussten sie dadurch zumeist beenden. Eine Zusammenarbeit mit deutschen Professoren war unerwünscht und konnte nur im geheimen und bedingt durch freundschaftliche Kontakte aufrecht erhalten werden. Tschechische Studenten waren vom Universitätsbesuch ausgeschlossen; nur wenige tschechische Studenten erhielten die Möglichkeit eines Studiums im »Reich« und mussten dafür hohe Auflagen an ihre politische Zuverlässigkeit erfüllen, was einer Bereitschaft zur Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht gleichkam. Viele tschechische Professoren kamen für längere oder kürzere Zeit in Konzentrationslager, in denen zahlreiche Personen umgekommen sind. Ein Sonderfall war das Schicksal der Juden, die im Konzentrationslager Theresienstadt zusammengepfercht und viele von dort in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau transportiert wurden. Nur etwa 10 % der über 70.000 Juden haben dieses Martyrium überlebt. Ein organisierter Widerstand war unter den Bedingungen der Protektoratszeit nicht möglich, allerdings sind auch Berichte über heimliche Vorlesungen von Professoren überliefert (z. B. der Slavist Murko[8]), wenn dies auch nicht den Umfang der aus Polen bekannten »Untergrunduniversität« erreichte.

Das *zweite* Ziel war die Ergänzung des Lehrkörpers durch Professoren, die aus dem »Altreich« nach Prag berufen werden sollten; fast alle aus dieser Gruppe gehörten der SS oder der SA an. Aus den zunächst kommissarischen Besetzungen wurden allmählich feste Berufungen, obwohl von Seiten sudetendeutscher Wissenschaftler Proteste gegen ihre Benachteiligung vorgetragen wurden. Während sie ihre besondere Qualifikation für ein Verstehen »der Tschechen« beisteuern wollten, fanden sie sich – wie die Universität zu Prag im deutschen Sprachraum selbst – auf dem »Abstellgleis«[9] . Trotz Berufungen aus anderen Universitäten mit stark nationalsozialistisch geprägter Struktur (Posen, Königsberg) wurde der vorherige Personenbestand nicht erreicht. Bald war sogar dessen Ausdünnung zu verzeichnen, weil sowohl Studenten wie Dozenten zur Wehrmacht einberufen wurden. Nur Personen, die besonders kriegswichtige Themen bearbeiteten, erreichten ihre »uK-Stellung«; was aber als »kriegswichtig« galt, bestimmte im wesentlichen die SS. Die in diesem Zusammenhang herrschende Atmosphäre von Intrigen und Denunziationen, in denen immer wieder der Name Hans Joachim Beyer auftaucht, ist von Frau Míšková aufgearbeitet worden, ist unsäglich und entzieht sich einer sinnvollen Zusammenfassung.

Das *dritte* Ziel hing mit der besonderen Lage der Universität Prag zusammen und dem Einfluss, den der am 27. September 1941 nach Prag beorderte SS-Ober-

---

[8] Glettler, Míšková: Prager Professoren S. 317.
[9] Míšková: Die Deutsche (Karls-)Universität, S. 86.

gruppenführer und Stellvertretender Reichsprotektor Reinhard Heydrich ausüben sollte[10]. Heydrich führte nicht nur eine Politik von »Zuckerbrot und Peitsche« im Protektorat ein, wobei die »Peitsche« als Euphemismus für die steigende Zahl von Exekutionen steht. Mit gezielten Terrormaßnahmen wollte Heydrich die tschechische Bevölkerung ruhig halten, um deren Arbeitskraft für die deutsche Kriegsführung auszunützen. Heydrich sah auch für die Prager Universität neue Aufgaben in der Wendung ihrer Aufmerksamkeit nach dem Osten und dem Südosten Europas, konkret, sie sollte die Herrschaft der neuen germanischen »Herrenmenschen« vorbereiten, die Besiedlungspolitik planen und »Forschungen« zur »Rassenfrage« betreiben[11]. An dem Wettlauf entsprechender Planungen beteiligten sich mehrere rivalisierende Stellen der Partei und der SS, und Heydrich konnte seine Position im Protektorat und die entsprechende »Forschungskapazität« der Karlsuniversität für seine Pläne einsetzen. Das Protektorat war ja nur als eine Übergangslösung gedacht; geplant war die Übernahme des »böhmisch-mährischen Raums« durch germanische Siedler, die aber auch für die Zukunft überhaupt nicht zur Verfügung standen. Wenn jedoch die Übernahme von Tschechen in die Bevölkerung des »Großdeutschen Reiches« erwogen werden musste, dann stellte sich diesen »NS-Wissenschaftlern« die Frage nach der »rassischen Substanz« des tschechischen Volkes, in dem ja schon vorher sudetendeutsche Forscher einen hohen Bestandteil an »deutschem Blut« nachzuweisen versucht hatten.

Angesichts der engen Verflechtung der Menschen tschechischer oder deutscher Muttersprache, die manchmal zweisprachig waren und oft gemeinsame Vorfahren besaßen, war die Wahl der Umgangssprache oft Zufall; jedenfalls war gerade für jene Sudetendeutsche mit tschechischen Verwandten – und dies betraf selbst Konrad Henlein mit seiner Großmutter aus einer tschechischsprachigen Familie – die rassenpolitisch geforderte prinzipielle Unterscheidung von »gutrassig« und »schlechtrassig« ein unlösbares Problem. Die SS suchte daher nach deutschem Einfluss auf die Kultur des Landes, seine Geschichte und die Menschen. Es gab Reihenuntersuchungen etwa bei der tschechischen Polizei und der Feuerwehr, um den »deutschen« Anteil an der Bevölkerung zu ermitteln und daraus den Schluss zu ziehen, dass ein unbestimmter Teil der Tschechen eigentlich verkappte »Deutsche« seien, die man durch »Rückvolkung« oder »Umvolkung« für das »Deutschtum« zu gewinnen hoffte. Die Unterscheidung zwischen »eindeutschungswürdig« und »eindeutschungsfähig« wurde diskutiert. War dies als pseudowissenschaftliche Frage schon ein Problem, das sich jeder methodischen Überprüfung entzog, so war die Frage nach der »Gesinnung« durch politische oder polizeiliche Maßnahmen »einfacher« zu lösen. Dahinter verbarg sich die Vorstellung, dass die renitente tschechische Intelligenz, die sich einer »Umvolkung« zu entziehen suchte, eigentlich eine negative Variante der germanisch geprägten Oberschicht war und daher als besonders gefährlich durch »Sonderbehandlung«, also durch die Ermordung oder durch Einweisung in Konzentrationslager, auszuschalten sei. Diese Maßnahmen sind auch eingesetzt worden; dies ging parallel mit dem Raub tsche-

---

[10] Brandes: Die Tschechen.
[11] Wiedenmann: Reinhard-Heydrich-Stiftung.

chischer Kinder, die im »Altreich« in Heime oder in verlässliche Familien gegeben wurden, um sie »im deutschen Geist« zu erziehen. Zwar hat diese brutale Dressur und Ausrottungspolitik im Fall der Tschechen nicht dasselbe Ausmaß wie in Polen erreicht, aber in den Vorstellungen der SS, festgehalten im »Generalplan Ost«[12], nahm die ferne Zukunft derjenigen Tschechen, die sich einer Germanisierung entziehen würden, konkretere Gestalt an: Durch Massenaussiedlung und Verbringung an das Eismeer sollte nach dem siegreichen Krieg das »Tschechenproblem« endgültig »gelöst« werden.

Man wird mit diesen wahnwitzigen Plänen nicht die ganze Deutsche Universität belasten dürfen, aber an ihnen haben besonders sudetendeutsche Wissenschaftler mitgearbeitet, die in der Universität tätig waren und deren Aktivitäten durch eine akademische Stellung einen wissenschaftlichen Anstrich erhielten. Diese Arbeit geschah in einer Stiftung, die nach langer Vorbereitung am 27. Mai 1943 mit der Einsetzung von »Institutsdirektoren« konkrete Gestalt annahm und nach dem im Juni des Vorjahres nach einem Attentat verstorbenen Reinhard Heydrich benannt wurde. Angesichts des Kriegsverlaufs, der seit der Niederlage bei Stalingrad Ende Januar 1943 die Wehrmacht zu einem ständigen Rückzug zwang, war es makaber, die Einzelheiten einer »Tschechenkunde« auf verschiedene Gebiete aufzuteilen und dafür Institute einzurichten, die untereinander um Zuständigkeiten rangen; diese Fragen galten in der Planung weiterhin als »kriegswichtige Fernziele«, obwohl die konkrete Ausfüllung der Pläne darunter litt, dass immer mehr Mitarbeiter zur Wehrmacht einberufen wurden.

Nicht alle Mitglieder der Deutschen Karlsuniversität in Prag haben sich an diesen verbrecherischen Plänen beteiligt, aber immerhin gab es schließlich drei Institute für »Rassenkunde« an der Universität Prag. Diejenigen, die sich einer solchen Instrumentalisierung entzogen, mussten im Verborgenen bleiben und sind erst durch jüngere biographische Untersuchungen ans Licht getreten. Die Pläne der SS und ihrer Helfer aber fielen auf alle Deutsche zurück, gleichermaßen auf die Deutschen aus dem »Altreich« wie auf die Sudetendeutschen, die nach Ende des Krieges für diese Verbrechen und die weiteren Pläne zu bezahlen hatten.

Die Ausführungen über die Deutschen Universität enden daher mit einer düsteren Bilanz; vieles erscheint heute unvorstellbar; die notwendige Benutzung des zeitbedingten Vokabulars kostet den Historiker heute viel Überwindung; der Spagat zwischen logischer Planung in Einzelfragen und wahnwitziger Zielsetzung bestimmte diesen Tiefstand des deutsch-tschechischen Verhältnisses. Manches geriet dabei auch zur makabren Farce angeblicher Normalität, etwa die Tatsache, dass in der Aula der Karlsuniversität noch Promotionen stattfanden, als auf den Straßen in Prag im Mai 1945 schon gekämpft wurde. Aber vielleicht kann das Stilmittel der Ironie etwas Distanz zum Thema herstellen: Die deutschen Behörden hatten am 17. November 1939 die tschechische Universität geschlossen und nie wieder eröffnet; der in sein Land und sein Amt zurückgekehrte Präsident Edvard Beneš hat am 18. Oktober 1945 per Dekret die Auflösung der deutschen Universität verordnet, und zwar rückwirkend zum 17. November 1939: Streng juris-

---

[12] Madajczyk: Generalplan Ost.

tisch betrachtet hat also die Deutschen Karlsuniversität in Prag im zweiten Weltkrieg gar nicht existiert.

Bibliographie

Albrecht, Stefen, Jiří Malíř und Ralph Melville (Hrsg.): Die »sudetendeutsche Geschichtsschreibung« 1918–1960. Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer. München: Oldenbourg 2008.

Alexander, Manfred: Kleine Geschichte der böhmischen Länder. Stuttgart: Reclam 2008.

Alexander, Manfred (Hrsg.): Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Innenpolitik und Minderheitenprobleme in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Teil I: 1918–1921; Teil II: 1921–1926; Teil III: 1926–1932. München: Oldenbourg 1983, 2004, 2009.

Alexander, Manfred (Hrsg.): Quellen zu den deutsch-tschechischen Beziehungen. 1848 bis heute. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchges. 2005.

Brandes, Detlef: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren. Bd. 1–2. München, Wien: Oldenbourg 1969 und 1975.

Brenner, Christiane, K. Erik Franzen, Peter Haslinger und Robert Luft (Hrsg.): Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse. München: Oldenbourg 2006.

Cornelißen, Christoph, Roman Holec und Jiří Pešek (Hrsg.): DiktaturKriegVertreibung. Erinnerungskulturen in Tschechien, der Slowakei und Deutschland seit 1945. Essen: Klartext 2005.

Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« von 1931–1945. Baden-Baden: Nomos 1999.

Glettler, Monika und Alena Míšková (Hrsg.): Prager Professoren 1938–1948. Zwischen Wissenschaft und Politik. Essen: Klartext 2001.

Glettler, Monika, L'ubomír Lipták und Alena Míšková (Hrsg.): Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938–1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei. Essen: Klartext 2004.

Havránek, Jan (ed.): Dějiny University Karlovy [Geschichte der Karlsuniversität]. 1438–1990. Bd. 1–4; Bd. 4: 1918–1990. Praha 1998.

Küpper, René: Karl Hermann Frank (1898–1946). München: Oldenbourg 2010 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum. 119). Zugl. Diss. Köln 2007.

Lemberg, Hans (Hrsg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz. Zur Geschichte der Prager Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert. München: Oldenbourg 2003.

Madajczyk, Czesław (Hrsg.): Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan. München u.a.: Saur 1994.

Míšková, Alena: Die Deutsche (Karls-)Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums. Ins Dt. übertr. von Stefan Lehr. Hrsg. von Karlsuniversität in Prag. Praha: Verlag Karolinum 2007.

Neutatz, Dietmar, und Volker Zimmermann (Hrsg.): Die Deutschen und das östliche Europa. Aspekte einer vielfältigen Beziehungsgeschichte. Festschrift für Detlef Brandes zum 65. Geburtstag. Essen: Klartext 2006.

Wiedemann, Andreas: Die Reinhard-Heydrich-Stiftung in Prag (1942–1945). Dresden: Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung 2000 (Berichte und Studien. 2).

FACHGESCHICHTE I:
MEDIZIN, RECHT, NATURWISSENSCHAFTEN

Petr Svobodný

Wanderungen und Wandlungen: Die medizinische Fakultät der Deutschen Universität Prag und ihre Beziehungen zu deutschen und österreichischen Universitäten in den Jahren 1882–1945[1]

Der Titel dieses Beitrages ist eine Paraphrase des Titels der Memoiren von Bruno Kisch – dem gebürtigen Prager jüdischer Herkunft, Absolvent der Prager medizinischen Fakultät, langjähriger Professor in Köln, der aus rassischen Gründen seine Universität und den alten Kontinent hatte verlassen müssen.[2] Der Titel seiner Memoiren erfasst auch das Thema meines Beitrages auf treffende Weise: *Wanderungen* der Hochschullehrer der medizinischen Fakultäten vor dem Hintergrund dramatischer *Wandlungen* ihrer Universitäten im 20. Jahrhundert.

Die internationalen Kontakte der Hochschulpädagogen der Prager medizinischen Fakultäten (also ihrer Professoren, Dozenten und Assistenten) von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts sind in groben Umrissen anhand eines reichen prosopographischen Materials, das sich in den biographischen Handbüchern dieser Fakultäten befindet, bereits erforscht.[3] Dabei verfolgte man sowohl die grundlegenden Formen solcher Kontakte (Publikationsgewohnheiten, Studienreisen und -aufenthalte, interuniversitärer Karriereaufstieg, insbesondere die Berufung von Ordinarien) und ihre Richtungen (im geografischen Sinne) als auch ihre Wandlungen im Zusammenhang mit administrativen, staatsrechtlichen, politischen oder ideologischen Veränderungen und Umstürzen. Dieser Beitrag hat die deutsche medizinische Fakultät in der Zeit von 1883–1945 im Visier, insbesondere ihre Beziehungen mit der medizinischen Akademie (Fakultät) in Köln am Rhein.

1. Die Fakultät

In der Zeitspanne zwischen 1882 und 1945 durchliefen zwei Prager Universitäten und ihre medizinischen Fakultäten vier deutliche Wendepunkte hinsichtlich Organisation und Einbettung in das Hochschulsystem (und bis zu einem gewissen Grade auch in das System des Gesundheitswesens) im Rahmen der staatsrecht-

---

[1] Dieser Text entstan im Rahmen des Drittmittelprojekts Msm 0021620827: České země uprostřed Evropy a dnes [Die böhmischen Länder in der Mitte Europas und heute], dessen Träger die Philosophische Fakultät der Karlsuniversität ist. Deutsche Übersetzung: Wolf B. Oerter.

[2] Kisch: Wanderungen und Wandlungen.

[3] Biografický slovník pražské lékařské fakulty; Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag.

lichen Ordnung der böhmischen Länder. Die Veränderungen in der Organisation des Hochschulwesens in dem genannten Zeitraum reagierten sowohl auf die Peripetien der komplizierten Beziehungen zwischen den Tschechen und Deutschen in Böhmen und Mähren,[4] als auch auf die Veränderungen der politischen Regimes.[5]

Die Teilung der Prager Universität 1882 in eine tschechische und eine deutsche war der erfolgreiche Höhepunkt der Bemühungen seitens der tschechischen Professoren und Studenten, die sich der Unterstützung der Politiker und der öffentlichen Meinung erfreuten, um eine tschechischsprachige Hochschule, einschließlich einer medizinischen Fakultät (die ihre Tätigkeit im Studienjahr 1883/84 aufnahm).[6] Mit der Abtrennung der tschechischen Fakultäten befand sich die deutsche Universität in einer anderen Lage als bisher. Die Prager medizinische Fakultät – nach Wien die zweitgrößte – war bis dahin ein integraler Bestandteil des zisleithanischen Fakultätennetzes (neben Wien waren dies vor allem Graz, Innsbruck, Lemberg), mit einer natürlichen Peregrination der Hochschullehrer. In breiterem Kontext war sie genauso wie die übrigen an die akademische Gemeinde der deutschsprachigen Universitäten, einschließlich der Universitäten im Deutschen Reich angeschlossen. Die intensiven Kontakte mit den Fakultäten in Zisleithanien wie auch in Deutschland behielt die deutsche medizinische Fakultät auch nach 1882 bei, genauso wie die administrative Unterordnung unter das Wiener Ministerium für Kultus und Unterricht und unter das Prager Landesamt, soweit dies die Universitätsklinik betraf. Innerhalb Prags war sie allerdings der neu entstandenen Konkurrenz der tschechischen Fakultät ausgesetzt, die allmählich fast die doppelte Anzahl von Studenten erreichte. (Das Verhältnis zwischen der Zahl der Studenten und Lehrer beider Fakultäten war freilich an der deutschen Fakultät günstiger, und zwar auch in der Zwischenkriegszeit.[7])

Der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Herausbildung selbständiger Nationalstaaten im Jahre 1918 ließen die Gestalt der deutschen medizinischen Fakultät in Prag mehr oder weniger unangetastet, änderten freilich

---

[4] Unter dem Aspekt der deutsch-tschechischen Beziehungen wird die Entwicklung der Prager Universitäten jüngst von dem Sammelband zur Tagung der Historikerkommission für die böhmischen Länder behandelt: Lemberg (Hrsg.): Universitäten in nazionaler Konkurrenz.

[5] Einen vergleichenden Blick auf die Geschichte der (deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen) Universitäten in Abhängigkeit von den politischen Unmwälzungen des 20. Jahrhunderts wirft der Sammelband: Schleiermacher und Schagen (Hrsg.): Wissenschaft macht Politik.

[6] Zur Teilung der Prager Universität: Havránek (ed.): Dějiny Univerzity Karlovy, S. 108–111, 183–188; Havránek und Pousta (eds.): A History of Charles University, S. 123–131, 245–256; Seibt (Hrsg.): Die Teilung der Prager Universität und die intellektuelle Desintegration in den böhmischen Ländern; Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis 22 (1982), Nr. 1–2 (Sondernummer).

[7] Von 1918–1938 waren an der deutschen medizinischen Fakultät 147 Dozenten und Professoren tätig, was mehr als 75% der Beschäftigungszahl der an der tschechischen Fakultät tätigen Dozenten und Professoren darstellt (194). Ein ähnliches Verhältnis (oder besser Unverhältnis angesichts der Studentenzahl) bestand auch zwischen der deutschen und tschechischen Universität. Angaben nach: Podaný: Zur Problematik der deutschen wissenschaftlichen Gemeinde, S. 54.

nachhaltig den Kontext, in dem sie weiterhin betrieben wurde. Gemeinsam mit der gesamten Deutschen Universität (dies der offizielle Name seit 1920, als sie des Rechtes verlustig ging, den Namen Karls IV. zu tragen) wurde sie Teil des Hochschulsystems der Tschechoslowakischen Republik. Deren ambitiöse Hochschulpolitik ließ bereits 1919 in Brünn und Bratislava (Pressburg) zwei neue Universitäten entstehen, medizinische Fakultäten inbegriffen.[8] In der Zwischenkriegszeit war somit die deutsche medizinische Fakultät in Prag eine von vier tschechoslowakischen Fakultäten und gewährte neben den drei tschechischsprachigen (bzw. in Bratislava der slowakischsprachigen) Fakultäten vor allem der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei Bildung und repräsentierte deren Wissenschaft. In administrativer Hinsicht war sie jetzt allerdings den tschechoslowakischen Staats- und Landesinstitutionen unterstellt.[9] Eine relativ deutliche Änderung hatte die Fakultät in der Zusammensetzung ihrer Studentenschaft zu verzeichnen, da jetzt neben Medizinstudenten aus den deutschsprachigen Gebieten[10] zahlreiche Studenten aus Ungarn, Rumänien und Polen hinzukamen, da in jenen Ländern für Studenten jüdischer Herkunft der Numerus clausus eingeführt war. Die wissenschaftliche Ausrichtung auf die Universitäten in Österreich und Deutschland wurde beibehalten, was sich unter anderem auch in der traditionellen Praxis der Prager Hochschullehrer zeigte, in ausländischen Fachzeitschriften und Verlagen zu publizieren, oder in der Praxis, dorthin Studien- und Kongressreisen zu unternehmen. Einige Hochschullehrer der deutschen Fakultät beteiligten sich auch an der Reorientierung der internationalen Zusammenarbeit der tschechoslowakischen Wissenschaftler. So dachte die Rockefellerstiftung beispielsweise ausdrücklich an die deutschen Wissenschaftler aus der Tschechoslowakei und achtete darauf, dass diese gegenüber ihren tschechischen Kollegen nicht benachteiligt waren.[11]

Komplizierter wurde es auf dem Gebiet der bisher problemlos funktionierenden beiderseitigen Berufung von Professoren zwischen Prag, Wien und den übrigen österreichischen oder deutschen Fakultäten, obgleich auch diese Form der Kontakte nicht völlig eingestellt wurde. Einfacher war der Weg der deutschsprachigen Hochschullehrer und tschechoslowakischen Staatsbürger an die ausländischen Universitäten in Österreich und Deutschland als der umgekehrte Weg.[12] Der wachsende Unwille der tschechoslowakischen Behörden, auf die freigewordenen Ordinarienstellen die von der deutschen Universität vorgeschlagenen ausländischen Staatsbürger einzustellen, war besonders in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre wohl verständlich, doch bewirkte dies konkret an der medizinischen Fakultät, dass eine ganze Reihe von Lehrstühlen und leitenden Stellen an den Kliniken

---

[8] Beniak und Tichý: Dejiny Lekárskej fakulty Universzity Komenského; Borůvka: Universitas Brunensis.

[9] Havránek und Pousta (eds.): A History of Charles University, vol. 2, S. 245–256.

[10] Unter ihnen befanden sich beispielsweise die späteren Nobelpreisträger Gertha und Ferdinand Cori.

[11] Svobodný: Němečtí sociální hygienici.

[12] In diesem Zusammenhang wäre es notwendig, die einzelnen Fälle unter anderem in Abhängigkeit von der an den einzelnen Universitäten bzw. an den Landesministerien in Deutschland geübten Praxis zu untersuchen.

und Instituten vor dem nächsten Wandel an der Jahreswende 1938/39 nicht definitiv besetzt waren.[13]

Durch die Zerschlagung der Tschechoslowakei und die Bildung des Protektorats Böhmen und Mähren entstand eine dramatisch völlig andere Lage für die Stellung der tschechischen und deutschen Hochschulen. Die tschechischen Hochschulen einschließlich beider Universitäten in Prag und Brünn wurden nach dem 17. November 1939 geschlossen (ursprünglich für drei Jahre, in Wirklichkeit aber bis Kriegsende).[14] Für beide tschechische medizinische Fakultäten (Prag und Brünn) gab es aber auch nach der Schließung und der Einstellung der Lehre eine gewisse Plattform für eine legale und symbolische Fortexistenz und vor allem für eine ausgesprochen amtlich erlaubte (wenngleich in der Praxis beschränkte) wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Boden ihrer Kliniken und einiger Institute dank ihrer unersetzlichen Rolle im Gesundheitswesen.[15] Die deutsche Universität wurde administrativ zum 1. September 1939 aus dem System des Protektoratshochschulwesens herausgenommen und ein völlig integraler Teil des Netzes der Reichsuniversitäten, abermals mit dem Attribut Karls im Universitätsnamen. Ihre medizinische Fakultät wurde somit erneut Bestandteil des einzigen Netzes deutscher Hochschulmedizin, das von Hamburg bis Wien und von Straßburg bis nach Königsberg reichte. Mit der Eingliederung der Deutschen Karlsuniversität in Prag unter die Reichsuniversitäten, die dem Berliner Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unterstand – dem RMWEV –, erhielt ihre medizinische Fakultät im Laufe des Studienjahres 1939/40 dieselben Organisationsprinzipien und Normen wie schon früher die nazifizierten Universitäten im Reich und im annektierten Österreich.[16] Der Inhalt ihrer Lehre und wissenschaftlichen Ausrichtung änderte sich wie bei jenen deutlich in jenen Fächern, die durch die Ideologie beeinflusst waren (zum Beispiel Rassenhygiene) oder durch Kriegsbedürfnisse (beispielsweise Flugphysiologie, Militärchemie usw.).[17]

Die bedeutendste Veränderung im Sinne unseres Themas war die Personalpolitik. Reste aus der Vergangenheit (unbesetzte Stellen der Klinikvorstände) und besonders drastische Personalsäuberungen aufgrund rassischer oder politischer Kriterien machten den Weg frei für eine nachhaltige Änderung im Lehrkörper, die praktisch erst im Studienjahr 1939/40 zum Abschluss kam.[18] Die meisten Neuzugänge kamen nicht aus den Reihen der Deutschböhmen und Deutschmährer (wie sie selbst kritisierten), sondern von früher ausländischen Universitäten im eigentlichen Deutschland bzw. in Österreich. Gründe für die Bevorzugung der Reichsdeutschen waren zumeist politischer und ideologischer, nicht aber fachlicher Art, was ebenfalls vereinzelt kritisiert wurde (z. B. Knaus-Strauß Affäre).[19]

---

13 Míšková: Die Deutsche (Karls-) Universität, S. 89–93.
14 Pasák: 17. listopad 1939; Havránek und Pousta (eds.): A History of Charles University, vol. 2, S. 199–201.
15 Svobodný: Prague Faculties of Medicine and Their Clinics.
16 Míšková: Die Deutsche (Karls-) Universität, S. 82–95.
17 Svobodný: Neue Menschen, neue Disziplinen.
18 Míšková: Die Deutsche (Karls-) Universität, S. 58–76.
19 Ebenda, S. 113–115.

Die neuen Lehrer, nicht selten nur habilitiert und erst für die Prager Fakultät zu Professoren ernannt, kamen auch später aus dem alten Reich. Einige von ihnen nahmen andere, aus den verschiedensten Gründen attraktivere Stellen bereits während des Krieges an. Besonders gegen Kriegsende, als die Nachkriegsveränderungen bereits erahnbar waren, verließen viele die Institutionen, die ihnen einen raschen Karriereaufstieg, eventuell – wenigstens für eine bestimmte Zeit – eine gewisse Zuflucht vor der Front oder dem Bombenkrieg gewährt hatten. Die Erneuerung intensiver akademischer Peregrination im Geist der Zeit vor 1918 verband sich somit mit Verschiebungen, die durch die Prinzipien und Bedürfnisse des nationalsozialistischen Regimes motiviert waren bzw. mit den Folgen des von ihm geführten Krieges.

Der letzte schicksalhafte Bruch für die deutsche Universität in Prag trat mit dem Ende des Krieges, der Besetzung der böhmischen Länder, der Erneuerung einer unabhängigen Tschechoslowakei und damit auch mit der radikalen Lösung der Stellung der deutschen Minderheit ein, die vertrieben/abgeschoben wurde. Der faktische Niedergang der medizinischen Fakultät während des Prager Aufstandes in den ersten Maitagen von 1945, konkret die Besetzung der deutschen Kliniken und Institute durch tschechisches Personal, die sich mit Hilfe bewaffneter Kräfte vollzog, und die Verhaftung jener deutschen Angestellten, die nicht hatten fliehen können, wird von Zeitzeugen aus den Reihen der Professoren beschrieben. Formal hörte die deutsche Universität Prag per Dekret des Präsidenten vom 18. Oktober 1945 (mit Rückwirkung vom 17.11.1939) auf zu bestehen. Vom Standpunkt unseres Themas aber geht die Geschichte der Fakultät auf spezifische Weise auch danach noch weiter. Ihre einstigen Lehrkräfte nämlich kann man an den neuen Wirkungsstätten im Nachkriegsdeutschland (in West- wie Ostdeutschland) und in Österreich verfolgen.[20] Das Ende des Bestehens einer (und nicht der einzigen) deutschsprachigen medizinischen Fakultät und die Beschäftigung eines großen Teils ihrer Lehrkräfte in neuen akademischen Stellungen kann somit nicht nur im Kontext der Entnazifizierung der Universitäten interpretiert werden (das heißt einer »absoluten« Entnazifizierung einer konkreten Institution; eine erleichterte Entnazifizierung von Einzelpersonen nicht an der Mutteruniversität, sondern unter fremden Bedingungen), sondern gerade unter dem Aspekt der Kontakte zwischen Prag und mehr als einem Dutzend weiterer Fakultäten.

2. Kontakte

Für die Zeit vor 1883 ist das Wirken an fremden Universitäten mindestens bei 74 (das heißt einem Fünftel) von insgesamt 357 herangezogenen Personen belegt, bei einer Reihe von ihnen nach und nach an mehreren Orten. Eindeutig überwogen die Beziehungen zur Wiener Fakulktät (35 Personen), gefolgt von weiteren zisleithanischen Fakultäten, eventuell chirurgischen Lehranstalten (Innsbruck, Graz, Lemberg, Salzburg), und erst danach Fakultäten in Deutschland (insgesamt 25 Perso-

[20] Svobodný: Dieselben Leute – neue Karrieren.

nen). Nur vereinzelt ging man an Fakultäten in Russland, der Schweiz, den Niederlanden, Belgien und ausnahmsweise in den USA. Die hohe Anzahl von Lehrern (und in der überwiegenden Mehrzahl auch von Absolventen) der Prager Fakultät an fremden Universitäten kann unter anderem als Beweis dafür gelten, dass die Prager Fakultät in Lehre und Forschung mit ihnen vergleichbar war.[21]

Der Wandel in der internationalen Ausrichtung der Prager medizinischen Lehrkräfte wird besonders deutlich im Falle der tschechischen Fakultät nach 1883. Die teilweise Abkehr von der traditionellen Orientierung nach den österreichischen und deutschen Fakultäten war in ihrem Fall bereits vor 1883 ersichtlich. Studienreisen führten neben den traditionellen Zielen (österreichische Fakultäten) immer häufiger nach Frankreich, weniger oft nach Skandinavien, Belgien oder in die Niederlande. Nach 1918 verstärkte sich dieser Trend noch, immer häufiger wurden auch Reisen nach Großbritannien, und dank neuer Stiftungen insbesondere in die USA. Im Rahmen akademischen Austausches können an der tschechischen Fakultät drei deutliche, spezifische Trends beobachtet werden, die durch die politischen Ereignisse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hervorgerufen wurden: 1. das Wirken zahlreicher tschechischer medizinischer Lehrkräfte an den Fronten der Balkankriege und des Ersten Weltkrieges, wo sie wertvolle Erfahrungen auf dem Gebiet der Chirurgie sammeln konnten; 2. das Wirken mehrerer russischer und ukrainischer Emigranten in Prag; 3. das Wirken von Lehrern der geschlossenen tschechischen Fakultäten oder von rassisch verfolgten Lehrern an ausländischen Universitäten und ihre häufige Zusammenarbeit mit der tschechoslowakischen Exilregierung in London.[22]

An der deutschen medizinischen Fakultät überwog anfangs jene internationale Ausrichtung, wie sie vor der Universitätsteilung geherrscht hatte, also das Übergewicht von Kontakten zu österreichischen Universitäten mit Wien an der Spitze und lebhafte Kontakte zu Universitäten in Deutschland.[23] Zu Beginn des 20. Jahrhunderts und ebenfalls in der Zwischenkriegszeit stieg die Attraktivität der Fakultäten in Deutschland (insbesondere bei kurzfristigen Studienaufenthalten). Anhand von Biogrammen von Lehrkräften der deutschen medizinischen Fakultät,[24] von denen für den Zeitraum 1918–1945 681 zur Verfügung stehen (98 von ihnen hatten bereits vor 1918 ihre Tätigkeit in Prag aufgenommen), konnten bei 145 von ihnen Studienreisen oder eine längerfristige Berufslaufbahn (als Professor oder Dozent) an einigen ausländischen Fakultäten nachgewiesen werden. Dies bedeutet, dass mindestens 20% der Prager Lehrer einen Auslandsaufenthalt als Teil ihrer beruflichen Laufbahn ansahen. Im Rahmen der Auslandstätigkeit kön-

---

[21] Hlaváčková: Učitelé pražské lékařské fakulty.

[22] Svobodný: Učitelé české lékařské fakulty v zahraničí. Grundlage waren die Angaben zu insgesamt 1100 Personen im Biographischen Wörterbuch der Prager medizinischen Fakultät (Biografický slovník pražské lékařské fakulty). Für die Zeit bis 1918 wurden die Veränderungen in der internationalen Orientierung bei 70 Personen verfolgt, für den Zeitraum 1918–1938 bei 120 Personen.

[23] Svobodný: The German Medical Faculty in Prague in the International Academic Network, S. 180.

[24] Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag.

nen wir drei grundlegende »Karrieremodelle« definieren: 1. den kurzfristigen Studienaufenthalt im Ausland im Rahmen der beruflichen Vorrückung vom Assistenten über den Dozenten zum Professor (kurzfristiges Wirken im Ausland als Assistent vor der Habilitierung gilt als Studienaufenthalt); 2. komplexere und vielfältigere akademische Karrieren (minimal auf Dozentenebene), mit mehreren Varianten: Beginn der Karriere im Ausland, Höhepunkt in Prag; Beginn im Ausland, Fortsetzung in Prag, Höhepunkt im Ausland; Beginn in Prag, Fortsetzung im Ausland, Höhepunkt in Prag; 3. aus anderen als beruflichen Gründen erfolgte Migration, das heißt vor allem aus Gründen rassischer und politischer Verfolgung in den Jahren 1939 (beziehungsweise bereits 1933) bis 1945.[25]

Von 145 »migrierenden« Lehrern der Prager Fakultät verbrachten mindestens 100 von ihnen eine kürzere oder längere Zeit bei Studienaufenthalten. Am attraktivsten waren schon vor 1918 und auch danach die wissenschaftlichen Einrichtungen in Berlin (vor 1918 wurden sie von 19 der herangezogenen Personen aufgesucht, in der Zwischenkriegszeit von 15), die Wiener sanken auf den zweiten Platz (14 vor 1918, 7 danach). Neben Berlin besuchten die Prager Lehrkräfte für Medizin 25 weitere Universitäten in Deutschland (am häufigsten Freiburg im Breisgau, München, Hamburg und Heidelberg) und zwei österreichische Universitäten. In nichtdeutsche Gebieten lockten (weitaus geringer) wissenschaftliche Institutionen in den Niederlanden, der Schweiz, Frankreich, Großbritannien, Italien und in Skandinavien, nach 1918 wie bereits gesagt auch in den USA.[26]

Reichere Universitätskarrieren (wenigstens auf Dozentenebene) sind für die Zeit von 1918–1945 für 79 Personen belegt. Davon begannen 53 ihre Dozenten- oder Professorenlaufbahn an fremden Universitäten, kamen aber schließlich nach Prag (davon 25 in den Jahren 1939–1945). In umgekehrte Richtung wanderten 26 Prager Dozenten oder Professoren (davon 12 nach 1939). Die ausgeglichene Zahl für die Zwischenkriegszeit und die Jahre 1939–1945 ist in Wirklichkeit ein Missverhältnis, das durch außerordentliche Umstände zustande kam: durch die Nazifizierung der Prager Universität und ihre Eingliederung in das Netz der Reichsuniversitäten.[27] Der regste Austausch verlief auch in dieser Hinsicht vor 1918 mit Wien, Graz und Innsbruck, in der Zwischenkriegszeit mit Wien, Graz und Berlin, in den Jahren 1939–1945 am deutlichsten mit Berlin, dann mit Abstand mit Frankfurt am Main, München, Graz und Wien.[28]

---

[25] Svobodný: The German Medical Faculty in the International Academic Network, S. 182–183. Der Ausdruck »ausländisch« ist nur ein Hilfsbegriff in bezug auf die Prager Fakultät. Angesichts der vielen untersuchten Karrieren war in Wirklichkeit Prag das »Ausland«. Man vergleiche in diesem Zusammenhang die Geburtsorte der 145 herangezogenen migrierenden Akademiker: 87 lagen in den böhmischen Ländern, 31 in Österreich, 5 in den übrigen Ländern von Österreich-Ungarn, 22 in Deutschland. Ebenda, S. 183. Den Beginn der Peregrination stellte in einer ganzen Reihe von Fällen bereits das Studium an einer anderen als der einheimischen Universität dar. Von den 145 untersuchten Personen promovierten 84 in Prag, 38 an österreichischen Universitäten, 19 an deutschen Universitäten. Ebenda, S. 184.

[26] Ebenda, S. 185–186.

[27] Ebenda, S. 187.

[28] Ebenda, S. 189.

Was die erzwungene Migration betrifft, so ist sie bei 12 Professoren und 8 Dozenten belegt, die nach 1938 die Prager Fakultät überwiegend aus rassischen Gründen verließen und vor allem in den USA ein neues Wirkungsfeld fanden (8 Fälle), aber auch in Großbritannien, Palästina, in den Niederlanden, der Türkei, in Frankreich, Skandinavien, Australien oder Argentinien.[29]

Der Untergang der deutschen Universität Prag im Mai 1945 bewirkte, dass die Fortsetzung der beruflichen Laufbahn ihrer Hochschullehrer (83 Dozenten und Professoren) an anderen Universitäten erfolgte. Ihre Entnazifizierung war anfangs unterschiedlich, und zwar je nach Besatzungszone, doch der Endeffekt war ähnlich: nur einigen besonders nazistisch Exponierten wurde die Rückkehr an die Universität verwehrt, was auch für die Prager medizinischen Hochschullehrer gilt. Sie setzten ihre Tätigkeit verständlicherweise nicht an ihrer Mutterfakultät fort, sondern an den während der Jahre 1945–46 neueröffneten Fakultäten in Deutschland oder in Österreich (insgesamt 41, davon 9 in Österreich). Die Motive für ihre Entscheidung für eine konkrete Fakultät waren unterschiedlich und sind heute wohl nur schwer fassbar. Eine Rolle mögen sowohl eher subjektive (persönliche, familiäre, berufliche) als auch durch äußere Umstände bedingte Gründe gespielt haben (die Verhältnisse in den Besatzungszonen, der Stadt, an der Universität). Für die Prager medizinischen Hochschullehrer waren nicht die in nächster Nähe (Bayern) gelegenen Universitäten die attraktivsten und schon gar nicht die in Ostdeutschland (hierfür ein einziger Fall), sondern eher die in Nord-, Nordwest- und Südwestdeutschland gelegenen Universitäten (hier ragt Münster deutlich hervor). Nur wenige Lehrkräfte erlangten neue Stellen an der Universität unmittelbar nach dem Krieg, die meisten kehrten in ihre akademische Laufbahn auf Umwegen über Arztpraxen oder Praxisverbot zurück, einige sogar über die (auch längerfristige) Kriegsgefangenschaft. Die Wiederaufnahme der akademischen Karrieren der Hochschulpädagogen der einstigen deutschen medizinischen Fakultät in Prag nach 1945 durch »Peregrination« war zweifellos ein komplizierterer und langwierigerer Prozess als bei den meisten ihrer Kollegen in Deutschland und Österreich.[30]

Einen eingehenderen Blick auf verschiedene Karrierevarianten der Hochschulärzte, die neben Prag an einigen fremden Universitäten tätig waren, bieten veröffentlichte Studien für Würzburg, Frankfurt am Main und der folgende Abschnitt über Köln am Rhein.[31]

3. Prag – Köln am Rhein

Köln am Rhein und Prag gehörten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur kompletten Berufslaufbahn von sechs (bzw. sieben) Medizinprofessoren. Einer

---

[29] Ebenda, S. 190.

[30] Svobodný: Dieselben Leute – neue Karrieren.

[31] Koerting: Die Universitäten in Prag und Würzburg; Hlaváčková: Lehrer der Prager deutschen medizinischen Fakultät an der Frankfurter Universität.

von ihnen war als Professor in Prag tätig und wechselte bereits vor dem Ersten Weltkrieg nach Köln (E. Hering und sein Assistent B. Kisch), drei waren in der Zwischenkriegszeit Professor oder Dozent an der Kölner Medizinischen Fakultät und wirkten nach 1939 in Prag (K. Pesch, A. Rühl, C. Sonnenschein), und die letzten beiden waren erst in der Nachkriegszeit, nachdem sie eine Reihe von Jahren vor und nach 1939 (W. Dick) bzw. nur während des Krieges in Prag zugebracht hatten (K. G. Benholdt-Thomsen), in Köln tätig. In dieser Hinsicht gehört Köln zusammen mit Frankfurt am Main mit größerem Abstand nach Wien, Berlin und Graz zu den attraktivsten Universitäten im Ausland überhaupt. Im Falle von Wien und Graz fällt ein größerer Teil der Peregrination in die Zeit vor 1918, im Falle von Berlin und Frankfurt hingegen in die Zeit von 1939–1945. Köln ist relativ gleichmäßig in der ganzen ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vertreten.

Es ist hier nicht möglich, die Prager und Kölner Karrieren unserer Protagonisten eingehender zu verfolgen, doch versuchen wir, sie so konzise wie möglich und dabei plastisch genug vorzustellen.

Heinrich Ewald Hering wurde in Wien geboren (1866), doch sein Besuch des Gymnasiums und der medizinischen Fakultät erfolgte bereits in Prag, wo damals sein Vater Ewald (1834–1918) Professor für Physiologie war. Hering Junior wurde nach der Promotion 1893 Assistent am Prager Institut für experimentelle Pathologie, habilitierte sich 1895 für allgemeine und experimentelle Pathologie und wurde 1902 (mit Wirkung vom 1. 1. 1903) ordentlicher Professor. Im Studienjahr 1907/08 war er Dekan der Prager Fakultät und 1913 wählte man ihn zum Rektor der deutschen Universität Prag.[32] Sein Amt trat er allerdings nicht mehr an, da er gerade zu diesem Zeitpunkt eine Berufung auf die Professur für pathologische Physiologie an der Akademie für praktische Medizin in Köln am Rhein erhalten hatte (ab 1. 10. 1913).[33] Die Prager Fakultät wertete Herings Weggang als Verlust, zugleich aber als große internationale Anerkennung seines wissenschaftlichen Niveaus. Im letzten Jahrzehnt verließen acht weitere Professoren die Prager Fakultät auf ähnliche Weise wie Hering.[34] In Köln war Hering bis zu seiner Pensionierung 1935 tätig. Er gründete hier den Lehrstuhl und das Institut für pathologische Physiologie (die erste Einrichtung ihrer Art in Deutschland),[35] und nach der Umwandlung der Akademie in die medizinische Fakultät auch den Lehrstuhl und das Institut für normale Physiologie.[36] In seiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigte er sich überwiegend mit der normalen und pathologischen Physiologie des Nervensystems, der Muskeln, des Herzens und der Blutgefäße.[37]

---

[32] Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 89–90; UA Prag, Personalakte H. E. Hering.

[33] UA Prag, Personalakte H. E. Hering, Korrespondenz 1913.

[34] Prager Tagblatt, 20. 7. 1913.

[35] Hering: Zur Gründung.

[36] Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 89–90; UA Köln, Personalakten H. E. Hering.

[37] Engelhardt (Hrsg.): Biographische Enzyklopädie, Bd. I, S. 271; Fischer und Voswinckel: Biographisches Lexikon, Bd. 3, S. 623–624.

Zusammen mit Hering ging auch der frisch promovierte Bruno Kisch (1890–1966), ein gebürtiger Prager, nach Köln.[38] Seine Karriere begann der weltbekannte Physiologe und Kardiologe als Assistent bei Hering und setzte sie nach der durch den Ersten Weltkrieg erzwungenen Pause mit einer raschen Habilitation (1918) und Professur fort (1922 außerordentliche Professur, 1925 ordentliche Professur).[39] Die Zusammenarbeit zwischen Lehrer und dem sich schnell emanzipierenden Schüler war nicht immer problemlos.[40] Die Fakultät musste Kisch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verlassen, obgleich sich auch Hering um eine Verlängerung seines Arbeitsrechtsverhältnisses bemüht hatte. Erst 1939 gelang es Kisch, in die USA zu gehen.[41]

Die zweite Kölner Professorengruppe kam erst im Zusammenhang mit der Besetzung ihrer Lehrstühle nach dem Umbruchjahr 1939 nach Prag. Nachdem Friedrich Schellong (1891–1953) lediglich einige Monate tätig gewesen war,[42] wurde Arthur Rühl (1901–1955) aus Berlin als Ordinarius und Leiter der II. Klinik für innere Medizin nach Prag berufen. Er hatte sich 1932 in Köln habilitiert, wo er seit 1929 als Assistent tätig war. 1933 wechselte er an die medizinische Fakultät nach Berlin, wo er 1938 außerordentlicher Professor wurde. Im Oktober 1940 ernannte man ihn zum ordentlichen Professor, allerdings bereits für seine neue Wirkungsstätte in Prag. Im Studienjahr 1942/43 war er in Prag Dekan. Nach dem Untergang der deutschen Universität Prag war er acht Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. 1954 wurde er ordentlicher Professor und Vorstand der Klinik für innere Medizin in Münster, wohin man ihn nach dem Tode seines Prager Vorgängers Schellong berufen hatte.[43]

Probleme gab es auch mit der Besetzung des Lehrstuhls für Hygiene, unter anderem im Zusammenhang mit der Ausrichtung des Faches auf Rassenhygiene. In das bestehende Institut für Hygiene und Bakteriologie wurde zum 1. Januar 1940 der aus Köln gebürtige Karl Ludwig Pesch (1889–1941) berufen, der bereits durch seine Tätigkeit in Köln und danach in Berlin als Rassenhygieniker bekannt war.[44] Zum selben Zeitpunkt war freilich Karl Thums (1904–1976) mit Vorlesungen in Rassenhygiene beauftragt, dem somit die »Ehre« zuteil wurde, in Prag ein Musterinstitut für Erbbiologie und Rassenhygiene aufzubauen.[45] Pesch war lange Zeit in Köln tätig: 1918 als Assitent am Hygieneinstitut, 1922 Habilitation für

---

38 Koerting: Die Deutsche Universität in Prag, S. 155.

39 Engelhardt: Biographische Enzyklopädie, Bd. 1, S. 328–329; Fischer und Voswinckel: Biographisches Lexikon, Bd. 3, S. 785–786; Frank: Medizinische Forschung in Köln, S. 92–94; Kisch: Wanderungen und Wandlungen.

40 Schaper und Schaper: Bruno Kisch.

41 Golczewski: Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus, S. 123–128.

42 Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 183; Biographische Enzyklopädie, Bd. 2, S. 534.

43 Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 177; UA Prag, Rektorat, Besetzungsvorchläge; BA Berlin, Kurator der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen, Personalakte A. Rühl.

44 Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 155; UA Prag, Rektorat, Besetzungsvorschläge; Míšková: Die Deutsche (Karls-) Universität, S. 124.

45 Šimůnek: Ein neues Fach; Míšková: Die Deutsche (Karls-) Universität, S. 99–105.

Hygiene und Bakteriologie, 1930 außerordentlicher Professor. Im Jahre 1938 ging er nach Berlin und wurde von da aus nach Prag berufen.[46] Noch während seiner Kölner Zeit war er in den Jahren 1932–1938 Direktor des Museums für Volkshygiene. Von seinen Vorzügen als Rassenhygieniker hat er selbst ein plastisches Bild in den Vorschlägen vom Mai 1934 gegeben, ein Institut für Vererbungsforschung zu errichten, oder in den Vorschlägen zur Einrichtung einer Zwillingsforschungsstelle aus dem Jahre 1937.[47] In der Zwillingsforschung, in der sich besonders später Doktor Josef Mengele »hervortat«, plante Pesch unter anderem mit dem Gynäkologen Professor Hans Naujocks zusammenzuarbeiten, einem Kölner Spezialisten für Sterilisierungsmethoden.[48] Das kurze Wirken des Kölner Rassenhygienikers in Prag wurde durch Peschs vorzeitigen Tod im Mai 1941 beendet.

Die Rassenhygiene wurde in Prag somit durch den bereits erwähnten Thums repräsentiert, und mit der Ankunft des neuen Leiters orientierte sich das Hygiene-Institut in völlig andere Richtung. Bereits im Juni 1941 kam Curt Sonnenschein (1894–1986) auf das verwaiste Ordinariat, zunächst in Vertretung des Leiters, ab Dezember dann als endgültiger Institutsvorstand. Habilitiert wurde er 1927 in Köln, wo er seit 1920 als Assistent am Hygiene-Institut tätig war. Im Mai 1930 wechselte er nach Hamburg, von 1932 als außerordentlicher Professor. In Hamburg war es die Tropenhygiene, in Prag dann vor allem die Militärhygiene, mit der er sich vorwiegend befasste, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch als Sanitätsoffizier. In Prag blieb er bis zum Ende der Fakultät, nach 1948 war er in Würzburg tätig.[49]

Die dritte Gruppe bilden Professoren, die nach der Schließung der Prager Universität im Jahre 1945 in Köln einen neuen Wirkungsbereich fanden. Walter Dick (1899–1990) war unter den untersuchten Personen der einzige, der aus Böhmen stammte und (neben Hering) Absolvent der deutschen medizinischen Fakultät in Prag war (1919). Seine gesamte Berufslaufbahn vor 1945 ist deshalb mit der Prager Fakultät verknüpft: 1925 Assistent an der chirurgischen Klinik, 1936 Habilitation, 1940 außerordentliche Professur. Ordinarius und Klinikvorsteher wurde er in Prag zwar nicht, doch war er von November 1940 bis Mai 1945 Chefarzt der chirurgischen Abteilung des städtischen Krankenhauses Na Bulovce.[50] Hier erlebte er auch die kritischsten Momente seiner Karriere, als er unmittelbar nach dem Attentat auf den stellvertretenden Reichsprotektor Reinhard Heydrich diesen medizinisch behandelte.[51] Im Mai 1945 wurde er in der Tschechoslowakei für kurze Zeit inhaftiert. Sein Verhalten während des Krieges wurde

---

46 BA Berlin, Kurator, Personalakte K. Pesch.

47 UA Köln, Personalakten K. Pesch.

48 Golczewski: Kölner Universitätslehrer, S. 365–366; Franken: »...dass ich kein rabiater Nationalsozialist bin.«

49 Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 200; UA Prag, Personalakte C. Sonnenschein; BA Berlin, Kurator, Personalakte C. Sonnenschein.

50 Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 55; UA Prag, Rektorat, Besetzungsvorschläge; BA Berlin, Kurator, Personalakte W. Dick; Killlian: Meister der Chirurgie, S. 211–212; Putz: Personalbibliographien, S. 61–68.

51 Čvančara: Heydrich, S. 123, 125, 127, 167.

von seinen tschechischen Kollegen als »*mehr als anständig*«[52] eingestuft, was ihm wahrscheinlich zu der baldigen Entlassung verhalf. In den Jahren 1946–1950 war er an chirurgischen Abteilungen in Krankenhäusern in Österreich angestellt (zunächst in Baden bei Wien, danach Primararzt in Klagenfurt). 1948 ernannte man ihn zum ordentlichen Professor für Chirurgie an der medizinischen Fakultät in Köln, doch seinen Posten als Ordinarius, Direktor der Universitätsklinik und Chefarzt der chirurgischen Abteilung im städtischen Krankenhaus trat er erst im April 1950 an. Der Grund dafür lag einerseits in sich schleppenden Verhandlungen mit der Fakultät über den Status seiner Arbeitsstelle als II. chirurgische Universitätsklinik, andererseits in Verhandlungen mit den österreichischen Behörden, den deutschen Behörden und den Ämtern der Besatzungsmächte über seine Übersiedlung.[53] 1955 wurde er als Ordinarius nach Tübingen berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1967 tätig war.[54]

Neben Pesch war unter den Prager und letztendlich Kölner Professoren der Pädiater Karl (Carl-Gottlieb) Bennholdt-Thomsen (1903–1971) die kontroverseste Person.[55] Nach seiner Promotion in Hamburg war er in den Jahren 1930–1940 als Assistent an den Kinderkliniken in München, Greifswald (hier wurde er 1935 habilitiert) und Frankfurt am Main tätig. Von hier aus ging er 1940 an die medizinische Fakultät nach Prag, zunächst als stellvertretender Leiter der I. und II. Kinderklinik unter Professor Hermann Mai, der in jener Zeit Militärdienst versah und vorhatte, nach Münster zu gehen. Nachdem das Verhältnis zwischen Mai, Bennholdt-Thomsen und den zuständigen Prager und Berliner Behörden geklärt war, ernannte man ihn zum außerordentlichen Professor (1941), zum endgültigen Vorstand der Prager Kinderkliniken (1942) und 1943 schließlich zum ordentlichen Professor.[56] In seine fünfjährige Prager Zeit fällt die Vereinigung beider Kinderkliniken zu einem Verwaltungsganzen, aber auch ihr Umzug in die Räume der beschlagnahmten tschechischen Kinderklinik.[57] In letzter Zeit ist auch die mögliche Beteiligung seiner Prager Klinik am Programm der »Kindereuthanasie« Gegenstand von Untersuchungen.[58] Kurz vor Kriegsende verließ er Prag und ging an die medizinische Fakultät in Hamburg (April 1945).[59] An seine kurze Hamburger Zeit an der Wende zwischen Krieg und Frieden erinnert sich Bennholdt-Thomsen nur ungern.[60] Der Grund: seine Schwierigkeiten mit der britischen Besatzungs-

---

52 UA Prag, Polák: Vzpomínky (Manuskript).
53 UA Köln, Personalakten W. Dick.
54 UA Köln, Personalakten W. Dick; UA Tübingen, Personalakten W. Dick.
55 Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag, S. 39–40; Pelzner: Personalbibliographien, S. 226–241.
56 UA Prag, Personalakten K. Bennholdt-Thomsen; BA Berlin, Kurator, Personalakten K. Springer.
57 UA Prag, Personalakten K. Bennholdt-Thomsen.
58 Šimůnek: Planung, S. 182–191.
59 UA Köln, Personalakten C. G. Bennholdt-Thomsen; Krause, Huber und. Fischer (Hrsg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«, S. 1278, 1372.
60 UA Köln, Personalakten C. G. Bennholdt-Thomsen (Sig. 192/144), Gedenkrede Prof. Dr. Harbauer, Frankfurt a. M. bei der akademischen Trauerfeier für Prof. Dr. Bennholdt-Thomsen in Köln am 3. 12. 1971, S. 5.

macht während der Entnazifizierung[61] und möglicherweise auch der Umstand, dass man bei der Besetzung des Lehrstuhles für Pädiatrie nach 1945 auch die Frage der »Kindereuthanasie« diskutierte.[62] Deshalb begrüßte er 1947 seine Berufung als ordentlicher Professor und Vorstand der Kinderklinik der medizinischen Fakultät in Köln.[63] Die Kölner Fakultät ehrte ihr »bedeutendes« – in Wirklichkeit jedoch »deutlich belastetes« – Mitglied nicht nur mit der Wahl zum Dekan für das Studienjahr 1948/49,[64] sondern auch in einer Gedenkrede anlässlich seines Todes 1971.[65]

4. Zusammenfassung

Nur sieben Lebensläufe von Medizinprofessoren, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen Prag und Köln »*wanderten*«, stellen verkürzt *Wandlungen* zweier mitteleuropäischer medizinischer Fakultäten dar. Mit der Kölner Fakultät haben unsere Protagonisten ihre Umwandlung von einer medizinischen Akademie in eine medizinische Fakultät erlebt,[66] die Ära der sogenannten »neuen Universität« nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten,[67] und auch den Übergang vom nationalsozialistischen Regime in die Zeit der Bundesrepublik.[68] Die Diskontinuität in der rechtlichen Stellung der deutschen Universität in Prag (von einer österreichischen über eine tschechoslowakische zu einer reichsdeutschen und schließlich zu einer vom tschechoslowakischen Staat verbotenen Institution) war einer der Gründe dafür, warum Hochschullehrer ihre medizinische Fakultät verließen und andere hinzukamen.

Bibliographie

1. Archivquellen**:**

Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde
Kurator der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag und Kommissar der geschlossenen tschechischen Hochschulen (R31)
Personalakten W. Dick (Nr. 368)
Personalakten K. Pesch (Nr. 623)
Personalakten A. Rühl (Nr. 645)
Personalakten C. Sonnenschein (Nr. 651)
Personalakten K. Springer (Nr. 657)

---

61 UA Köln, Personalakten C. G. Bennholdt-Thomsen (Sig. 317/III/0116), Aktenfaszikel aus der Hamburger Zeit.

62 Krause, Huber und Fischer (Hrsg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«, S. 1372.

63 UA Köln, Personalakten C. G. Bennholdt-Thomsen.

64 Schäfer und Scholl: Die Dekane, S. 168–169.

65 UA Köln, Personalakten C. G. Bennholdt-Thomsen (Sig. 192/144), Gedenkrede Prof. Dr. Harbauer, Frankfurt a. M. bei de akademischen Trauerfeier für Prof. Dr. Bennholdt-Thomsen in Köln am 3. 12. 1971.

66 Heimbüchel und Pabst: Kölner Universitätsgeschichte, Bd. 2, S. 429–443.

67 Die neue Universität Köln mit ihren Instituten und Seminaren; Corsten: Das Schrifttum; Golczewski: Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus.

68 Haupts: Die Universität zu Köln im Übergang vom NS zur Bundesrepublik.

Universitätsarchiv Köln: Personalakten
C.-G. Bennholdt-Thomsen (Sig. 571/8, 192/144, 317/III/0116)
W. Dick (Sig. 67/1008, 571/38, 17/971)
E. H. Hering (Sig. 17/2182, 571/225.
K. Pesch (Sig. 67/1106, 17/4289)
Universitätsarchiv Prag
Deutsche medizinische Fakultät 1883–1945
Personalakten
K. Bennholdt-Thomsen
H. E. Hering
C. Sonnenschein
Polák, Emerich: Vzpomínky (Manuskript)
Rektorat der deutschen Universität, Besetzungsvorschläge (Karton 107)
Universitätsarchiv Tübingen
Personalakten W. Dick (Sig. 351/596)

2. Literatur

Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis 22 (1982), Nr. 1–2 (Sondernummer).
Beniak, Milan, und Miloslav Tichý: Dejiny Lekárskej fakulty Univerzity Komenského v Bratislave. Bratislava: Univerzita Komenského 1992.
Borůvka, Otakar, und František Hejl, Josef Macůrek, Josef Sajner (eds.), Universitas Brunensis 1919–1969. Brno: Universitas Purkyniana Brunensis 1969.
Corsten, Hermann: Das Schrifttum der zur Zeit an der Universität Köln wirkenden Dozenten. Köln: Schroeder 1938.
Čvančara, Jaroslav: Heydrich. Praha: Gallery 2004.
Die neue Universität Köln mit ihren Instituten und Seminaren. Köln: Schroeder 1938.
Engelhardt, Dietrich von (Hrsg.): Biographische Enzyklopädie deutschsprachiger Mediziner, Bd. 1–2. München: K. G. Saur 2002.
Fischer, Isidor, und Peter Voswinckel: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten 50 Jahre. Bd. 3. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms 2002.
Frank, Monika: Medizinische Forschung in Köln bis zum zweiten Weltkrieg. Zwischen Krankenbett und Laboratorium. – In: Festschrift des Universitätsklinikums Köln. 100 Jahre Klinik »auf der Lindenburg«. Köln: J. P. Bachem Verlag 2008, S. 75–98.
Franken, Irene: »...dass ich kein rabiater Nationalsozialist bin.« NS-Medizin an Kölner Unikliniken am Beispiel von Hans C. Naujocks (1892–1959), Direktor der Universitäts-Frauenklinik. – In: Festschrift des Universitätsklinikums Köln. 100 Jahre Klinik »auf der Lindenburg«. Köln: J. P. Bachem Verlag 2008, S. 99–134.
Golczewski, Frank: Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus. Köln, Wien: Böhlau 1988 (Studien zur Geschichte der Universität Köln. 8).
Haupts, Leo: Die Universität zu Köln im Übergang vom NS zur Bundesrepublik. Köln, Weimar-Wien: Böhlau 2007 (Studien zur Geschichte der Universität Köln. 18).
Havránek, Jan (ed.): Dějiny Univerzity Karlovy III. (1802–1918). Praha: Karolinum 1997.
Havránek, Jan und Zdeněk Pousta (eds.): A History of Charles University II (1802–1990). Praha: Karolinum 2001.
Heimbüchel, Bernd, und Klaus Pabst: Kölner Universitätsgeschichte, Bd. 2, Das 19. und 20. Jahrhundert. Köln-Wien: Böhlau 1988.
Hering, Heinrich Ewald: Zur Gründung des ersten selbständigen Institutes und der ersten selbständigen Professur für Pathologische Physiologie in Deutschland. – In: Deutsche medizinische Wochenschrift (1914), Nr. 2.
Hlaváčková, Ludmila: Učitelé pražské lékařské fakulty na jiných evropských univerzitách 1802–1883. – In: Dějiny věd a techniky 26 (1993), Nr. 2, S. 105–107.

Hlaváčková, Ludmila: Lehrer der Prager deutschen medizinischen Fakultät an der Frankfurter Universität. – In: Juliane C. Wilmanns (Hrsg.): Medizin in Frankfurt am Main. Hildesheim: Olms-Weidmann 1994, S. 233–238.

Hlaváčková, Ludmila, und Petr Svobodný (Hrsg.): Biografický slovník pražské lékařské fakulty 1348–1945, vol. 1–2. Praha: Karolinum 1988, 1993.

Hlaváčková, Ludmila, und Petr Svobodný: Biographisches Lexikon der deutschen medizinischen Fakultät in Prag 1883–1945. Praha: Karolinum 1998.

Killian, Hans: Mesiter der Chirurgie und die Chirurgenschulen im gesamten deutschen Sprachraum. 2. Aufl. Stuttgart: G. Thieme 1980, S. 211–212.

Kisch, Bruno: Wanderungen und Wandlungen. Die Geschichte eines Arztes im 20. Jahrhundert. Köln: Greven 1966.

Koerting, Walter: Die Universitäten in Prag und Würzburg. – In: Bayerisches Ärzteblatt (1960), S. 134–140.

Koerting, Walter: Die Deutsche Universität in Prag. Die letzten hundert Jahre ihrer Medizinischen Fakultät. München: Bayerische Landesärztekammer 1968.

Krause, Eckart, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hrsg.): Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933–1945. Bd. 3, Teil III. Berlin, Hamburg: Reimer 1991.

Lemberg, Hans (Hrsg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz. Zur Geschichte der Prager Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert. München: Oldenbourg 2003 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum. 86).

Míšková, Alena: Die Deutsche (Karls-) Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Praha: Karolinum 2007.

Pasák, Tomáš: 17. listopad a Univerzita Karlova. Praha: Karolinum 1997.

Pelzner, Klaus: Personalbibliographien von Professoren und Dozenten der Inneren Medizin und der Kinderheilkunde der Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag im ungefähren Zeitraum von 1900–1945. Diss Erlangen-Nürnberg 1972.

Podaný, Václav: Zur Problematik der deutschen wissenschaftlichen Gemeinde in der Tschechoslowakei in den Jahren 1918–1938. – In: Studia Historiae Academiae Scientiarum Bohemicae C/2 (1993), S. 51–68.

Putz, Helmut: Personalbibliographien der Professoren und Dozenten der Chirurgie, Orthopädie und Dermatologie an der Medizinischen Fakultät der Deutschen Karl-Ferdinand Universität in Prag im ungefähren Zeitraum von 1900–1944, Diss. Erlangen-Nürnberg 1969.

Schaper, Wolfgang, und Jutta Schaper: Bruno Kisch - Leben und Werk. Ein Versuch, Gedächtnisvorlesung anlässlich der 61. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Kardiologie, Herz- und Kresilaufforschung in Mannheim im April 1995 www.dgk.org/organe/geschichte/kisch.aspx

Schäfer, Daniel, und Petra Scholl: Die Dekane der Medizinischen Fakultät der Universität zu Köln. – In: Festschrift des Universitätsklinikums Köln. 100 Jahre Klinik »auf der Lindenburg«. Köln: J. P. Bachem Verlag 2008, S. 162–183.

Schleiermacher, Sabine und Udo Schagen (Hrsg.): Wissenschaft macht Politik. Hochschule in den politischen Systembrüchen 1933 und 1945. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009 (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. 3).

Seibt, Ferdinand (Hrsg.): Die Teilung der Prager Universität und die intellektuelle Desintegration in den böhmischen Ländern. München: Oldenbourg 1984.

Svobodný, Petr: Učitelé české lékařské fakulty v zahraničí (1883–1948). – In: Dějiny věd a techniky 26 (1993), Nr. 2, S. 109–112.

Svobodný, Petr: The German Medical Faculty in Prague in the International Academic Network (1918–1938). – In: Victor Karady und Mariusz Kulczykowski (eds.): L'enseignement des Elites en Europe Centrale (19–20e siĉcles). Cracovie: Ksiegarnia akademicka 1999, S. 175–191.

Svobodný, Petr: Neue Menschen, neue Disziplinen. Die deutsche Medizinische Fakultät in Prag 1939–1945. – In: Antonín Kostlán (ed.): Wissenschaft in den böhmischen Ländern 1939–1945. Praha: Koniasch Latin Press 2004 (Studies in the History of Sciences and Humanities. 9), S. 143–163.

Svobodný, Petr: Dieselben Leute – neue Karrieren: Die Schicksale von Hochschullehrern der deutschen medizinischen Fakultät in Prag nach 1945. – In: Michal Svatoš, Luboš Velek und

Alice Velková (eds.): Magister Noster. Festschrift in memoriam prof. PhDr. Jan Havránek, CSc. Praha: Karolinum 2005, S. 261–274.

Svobodný, Petr: Němečtí sociální hygienici ve službách sociálního lékařství a veřejného zdravotnictví v meziválečném Československu (1918–1939). – In: Acta Universitatis Carolinae - Historia Universitatis Carolinae Pragensis vol. 47 (2007), Nr. 1–2, S. 247–264.

Svobodný, Petr: Prague Faculties of Medicine and Their Clinics in 1939–1945. - In: Sabine Schleiermacher und Udo Schagen (Hrsg.): Wissenschaft macht Politik. Hochschule in den politischen Systembrüchen 1933 und 1945 (=Wissenschaft, Politik und Gesellschaft, Bd. 3). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009, S. 219–228.

Šimůnek, Michal: Ein neues Fach. Die Erb- und Rassenhygiene an der Medizinischen Fakultät der Deutschen Karls-Universität Prag. – In: Antonín Kostlán (ed.): Wissenschaft in den böhmischen Ländern 1939–1945. Praha: Koniasch Latin Press 2004 (Studies in the History of Sciences and Humanities. 9), S. 190–316.

Šimůnek, Michal: Planung der nationalsozialistischen »Euthanasie« im Protektorat Böhmen und Mähren im Kontext der Gesundheits- und Bevölkerungspolitik der deutschen Besatzungsbehörden (1939–1942). – In: Michal Šimůnek und Dietmar Schulze (Hrsg.): Die nationalsozialistische »Euthanasie« im Reichsgau Sudetenland und Protektorat Böhmen und Mähren 1939–1945. Praha: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR 2008 (Studies in the History of Sciences and Humanities. 22), S. 117–198.

Marcela Lippert-Grüner

Geschichte der Medizin und Gründung der ersten Spitäler in Prag

Einleitung

Weder in der griechischen noch in der römischen Kultur der Antike sind krankenhausähnliche Einrichtungen zu finden, obwohl die Heilkunst an sich zum damaligen Zeitpunkt bereits hoch entwickelt und weit verbreitet war. Historisch nachweisbare, einem Krankenhaus im heutigen Sinne ähnliche Einrichtungen sind erstmalig nach der Übernahme des Christentums als Zeichen der Nächstenliebe auffindbar. Unvorstellbar für uns heute erscheint es, dass in Zeiten der Epidemien und Naturkatastrophen bis dahin den Kranken keinerlei systematische, organisierte Pflege zukommen konnte. Eine Absonderung der Betroffenen, die an ansteckenden Krankheiten litten, ist uns hingegen bereits aus den Überlieferungen der Bibel bekannt, in der erwähnt wird, dass Leprakranke in besonderen Hütten lebten.

Erste Gründungen von spitalähnlichen Einrichtungen in unserem Kulturkreis sind zunächst durch Pilger und Handelsreisende entlang der Handelswege entstanden. Zu den ersten Einrichtungen dieser Art zählt das sogenannte Xenodochium, eine Art Fremdenherberge, die um 399 n. Chr. in Rom entstand. Als weitere Beispiele sind Einrichtungen in Arles (um 500), in Lyon (um 542) und in Merida (um 589) zu nennen. Eine der wichtigsten Weiterentwicklungen stellen die sogenannten Nosocomiae dar, die als Häuser für Kranke durch Mönche gegründet wurden. So ist aus den Hausregeln des alten Pantokrator-Klosters in Istanbul bekannt, dass dieses Haus zur ewigen Fürbitte an den Gräbern der kaiserlichen Toten und auch als Kloster des Herrscherhauses geschaffen wurde. Zusätzlich wurde hier jedoch auch ein Hospital zugefügt. Es ist anzunehmen, dass der Bau der Behandlungsstätte in erster Linie zur Steigerung der Fürbitten erfolgte, als dass es sich hier vorrangig um ein Werk der Nächstenliebe gehandelt habe. Die Entwicklung der Heilanstalten, aus denen die heutigen Krankenhäuser entstanden sind, war im Laufe der weiteren Jahrhunderte stets in einem hohen Maße von den kulturellen und sozialen Entwicklungen der Gesellschaft sowie von den jeweiligen politischen Einflüssen abhängig. Eine solche Entwicklung soll in der folgenden Abhandlung am Beispiel der Stadt Prag dargestellt werden.

Prag als Handelszentrum

Der Stamm der Tschechen, die sich in der Prager Gegend unterhalb des Zusammenflusses von Berounka und Moldau ansiedelten, trat sehr früh in Kontakt mit den Nachbarländern, vor allem mit den Gebieten, die zum heutigen Österreich gehören. Eines der Haupthandelsgüter war Salz, welches vor Ort nicht auffindbar war. Allein dieser Handel mit Salz führte sicherlich das ganze Jahr über zahlreiche Handelsleute aus den benachbarten Ländern zu den Warenumtauschplätzen in Böhmen. So berichtete bereits im Jahre 965 der arabische Handelsreisende Ibrahim Ibn Jakob, dass Prag eine reiche Stadt, erbaut aus Stein sei, und dass diese Stadt als Handelsplatz von zahlreichen Händlern aus den benachbarten slawischen Ländern und auch aus dem fernen Osten aufgesucht werde. So kamen Händler mit ihren Waren in die Prager Altstadt und boten sie zum Verkauf an. Die Gründung des ersten Warenumschlagplatzes an der Kreuzung bedeutender Handelswege erfolgte in der unmittelbaren Nähe des heutigen Altstädter Ringes. Dieser Warenumtauschplatz und die ihm angeschlossenen Gebäude, das sogenannte Ungelt (Abb. 1), boten einerseits den fremden Handelsleuten Schutz und Unterkunft, andererseits den Prager Bürgern auch ein wichtiges Privileg. Alle Waren, die zum Handel nach Böhmen eingeführt wurden, mussten nach dem Gesetz zunächst zum Prager Ungelt gebracht und hier verzollt werden. Erst anschließend konnten sie an einheimische Handelsleute weiterverkauft werden. Das Privileg einer solchen »erzwungenen Lagerstätte« erbrachte Prag die führende Rolle als Handelszentrum in Böhmen. Im 16. Jahrhundert wurde dieses Privileg abgeschafft, Zoll wurde jedoch hier zumindest für die Waren, die für die Stadt Prag bestimmt waren, hier bis zum Jahre 1774 erhoben.

Abb.1: Ungelt heute.

Der Name »Praha« leitet sich nach einer Sage von dem tschechischen Wort »prah«, auf deutsch »Schwelle«, ab. Nach ur- und frühgeschichtlichen Funden kann man erste Siedlungen in der Prager Gegend in die ältere Steinzeit datieren.

Die Anhöhen oberhalb des Flusses Moldau boten einerseits Schutz vor Überschwemmungen. Andererseits stellten sie durch die Möglichkeit, die gesamte Umgebung zu überschauen, einen strategisch günstigen Siedlungsort dar. Später wurden auch die beiden Moldauufer dichter besiedelt. Da sich hier in der Nähe einer Furt zwei bedeutende Handelswege kreuzten, die sogenannte Bernsteinstraße und die Salzstraße, war die Stelle zudem für eine Handelsniederlassung prädisponiert, an der sich im Mittelalter ein wichtiger Umschlagplatz für Waren aus ganz Europa entwickelte. Eine feste Ansiedlung slawischer Volksgruppen wird im vierten und fünften Jahrhundert n. Chr. angenommen. Erste Fürsten aus dem Geschlecht der Premysliden sollen an der Stelle des heutigen Hradschin zunächst eine hölzerne Burg errichtet haben, die später durch einen steinernen Bau ersetzt wurde.

In einigen historischen Schriften wird zu dieser Zeit auch von Zufluchtsorten berichtet. Da die Entstehung von spitalähnlichen Einrichtungen in Böhmen eng an die Übernahme des Christentums gebunden war, werden sie jedoch meist erst in das zehnte Jahrhundert datiert. Das Bestreben, Kranke zu heilen, war nach der Übernahme des Christentums auch in Böhmen zunächst stark von religiösen Impulsen geprägt, welche auch zu einer Wandlung in der Pflege nicht nur der Kranken, sondern auch der Obdachlosen und Waisen führten. Gerade zur Unterstützung der genannten Bevölkerungsgruppen wurden zahlreiche Institutionen gegründet, die in dem ursprünglich heidnischen Böhmen bis dahin nicht bekannt waren. Das Christentum brachte in diesem Bereich eine Weiterentwicklung, in der die institutionelle Pflege der Kranken in Prag eine fast tausendjährige Tradition besitzt. Es ist anzunehmen, dass Hospize an mehreren Orten in Böhmen, stets in der unmittelbaren Nachbarschaft von Handelswegen, entstanden. Hinweise auf Einrichtungen dieser Art finden sich beispielsweise neben Prag in den Städten Klatovy, Jablonne, Stribro, Trutnov und Most.

Hospiz für fremde Handelsreisende

Das älteste historisch bekannte Spital in Prag befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Warenumschlagplatzes. Als ein charakteristisches Zeichen dieses Hospizes für fremde Handelsreisende, in dem es sich von Späteren als Einrichtung unterscheidet, ist der Umstand anzusehen, dass diese Institution nicht durch eine kirchliche Macht, eine Privatperson oder durch eine Stadtverwaltung gegründet wurde, sondern dass man es für eine besondere Einrichtung des herrschenden Fürsten halten muss. Dieses Hospiz in der Prager Altstadt war seinerzeit sowohl von seinem Ursprung als auch von seiner Bedeutung und seinen Aufgaben her eine einzigartige Institution in Böhmen, deren Entstehung von der praktischen Notwendigkeit, die sich durch die Ausweitung der Handelsbeziehungen mit den Nachbarländern entwickelte, abzuleiten war. Der in der unmittelbaren Nachbarschaft des Spitals angesiedelte Marktplatz zeichnete sich bautechnisch dadurch aus, dass hier eine Abgrenzung durch eine Einzäunung erfolgte. Die tschechische Bezeichnung für eine solche Umgrenzung war »otýněno«, ein Begriff, welcher sich auch in dem Namen der an dieser Stelle später erbauten Teynskirche findet. Die Zolleinnah-

men, das sogenannte Ungelt, das für die Waren hier erhoben wurde, führten dazu, daß der Bezirk Ungelt genannt wurde. Bis zum heutigen Tage hat sich Ungelt den Charakter des (durch Häuser) eingezäunten Hofes erhalten. Gerade an dieser Stelle sind zahlreiche romanische Wohnhäuser erhalten geblieben.

Im zehnten Jahrhundert findet sich neben dem Hospiz für fremde Handelsreisende auch ein Spital für Einheimische. Das Jahr der Gründung dieser Einrichtung ist nicht bekannt. Einiges spricht dafür, dass diese Einrichtung in einer engen Verbindung mit dem Handelshof stand, und dass beide Institutionen wahrscheinlich im zehnten Jahrhundert gegründet worden sind. Es wird angenommen, dass diese Spitaleinrichtung von Boleslav, dem Bruder des Heiligen Wenzels, ins Leben gerufen wurde, um Gott für die Tat des Brudermordes zu besänftigen. Wahrscheinlich stammte der Impuls zu der Gründung einer solchen Institution von einem der am Hofe Boleslavs verweilenden Mönche, welche aus dem Ausland kamen und bereits ähnliche Einrichtungen dort beobachten konnten. Die Entstehung dieses Spitals am Teyn für Einheimische ist in die Zeit der Herrschaft von Boleslav zu datieren, also ungefähr zwischen den Jahren 929 und 967. Die Frage, warum dieses Spital in der unmittelbaren Nachbarschaft oder in einer engen Beziehung zu dem Warenumtauschplatz am Altstädter Ring gegründet wurde, wird damit beantwortet, dass hier wahrscheinlich Räume des Hospizes für kranke Handelsreisende freistanden bzw. in dieser Zeit nicht mehr voll genutzt wurden. Es ist jedoch auch möglich, dass Boleslav zu dem Hospiz für kranke Reisende einige Räumlichkeiten hinzubauen ließ. Ungefähr zwölf Einheimische konnten gepflegt werden.

Spital »Panny Marie před Týnem«

Im Jahre 1135 wurde dieses sogenannte Spital »Panny Marie před Týnem« dem Vyšehradská-Kapitel mit allen Pflichten und Rechten geschenkt. Bekannt aus dieser Zeit sind bereits einige Ausführungen über die Art und Weise der Krankenpflege, die Anzahl der Pflegenden sowie über die Einnahmen des Spitals aus den benachbarten Höfen und anderen Einrichtungen. In den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts wird das Spital »Panny Marie před Týnem« aufgelöst. Nach dem derzeitigen Erkenntnisstand der historischen Quellen kann man die Erforschung des Spitals »Panny Marie před Týnem« lediglich mit der Annahme abschließen, dass die Existenz des Spitals zuverlässig erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen wird, und auch dass der Warenumtauschplatz zu dieser Zeit funktionierte. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kann man auch voraussetzen, dass zu dieser Zeit das Spital bereits eine gewisse Tradition besaß, als im Jahre 1251 dann das Vyšehradská-Kapitel die Rechte des Spitals einschließlich der Einnahmen aus dem Handelshof bestätigte. Weder die Spitaleinrichtung noch der Warenumtauschplatz konnten zu dieser Zeit eine Neugründung darstellen, oder auch nicht unmittelbar kurz zuvor entstanden sein.

Archaeologische Forschungsarbeiten haben gezeigt, dass die Teynkirche, deren 70 Meter hohe Türme dem gesamten Altstädter Ring dominieren, auf romanischen und frühgotischen Fundamenten der ehemaligen Spitalkirche des Spitales Panny Marie před Týnem« erbaut wurde. Der Bau der gotischen Teynkirche, so wie wir sie heute kennen, wurde im Jahre 1339 durch P. Schmelzer und O. Scheufler begonnen und dauerte mit mehrfachen Unterbrechungen bis zum Jahre 1511.

Heilige Agnes von Böhmen und die Kreuzritter mit dem roten Stern

Für die Prager Hospitalgeschichte spielt die Heilige Agnes von Böhmen eine wichtige Rolle, welche nach dem Vorbild des Francesco D'Assisi und seiner Ordensbrüder mit der Unterstützung ihres Bruders Königs Vaclav I. zunächst ein Doppelkloster für Franziskaner und Clarissinen gründete und als dessen erste Vorsteherin fungierte. Das Agnes-Kloster am Moldauufer wurde im Jahre 1234 gegründet und stellte eine Art mittelalterliche Festung dar, die in Zeiten feindlicher Belagerungen einen Zufluchtsort für die ganze Umgebung bildete. Das Areal des Klosters gehört heute zu den bedeutendsten Baudenkmälern in Böhmen, da der Kern seiner Gebäude die erste gotische Architektur dort repräsentiert. Bereits im Jahre der Gründung des Agnes-Klosters gelang es, in einem überschwemmungsgefährdeten Armenviertel östlich des Moldauknies ein Franziskus-Hospital zu eröffnen, das unter dem Schutz des Königs stand und von ihm auch unterstützt wurde. Die Spitalgründung wird auf 1234 datiert. Das Spital befand sich am rechten Moldauufer in der unmittelbaren Nähe des Agnes-Klosters. Innerhalb weniger Jahre wurde aus einigen Laienbrüdern, die anfänglich die Kranken pflegten und die Armen speisten, eine immer größere Ordensgemeinschaft mit der Bezeichnung »Kreuzritter mit dem roten Stern«. Diese gelobte, sich neben den Verpflichtungen des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit besonders der Krankenpflege zu

Abb. 2: Das Spital der Kreuzritter mit dem roten Stern an der Karlsbrücke.

widmen. Die »Kreuzritter mit dem roten Stern« waren eine rein böhmische Ordensgründung, welche ursprünglich zum Schutze der Wanderer sowie zur Unterstützung der Armen und Kranken gegründet wurde. Die Gemeinschaft erfuhr in

der Folgezeit eine rasche Ausbreitung, die auch in benachbarten Ländern zu zahlreichen Spitalgründungen führte. Die Bruderschaft der »Kreuzritter mit dem roten Stern« zog in der weiteren Entwicklung zur Kirche des Heiligen Petrus, wo sie siebzehn Jahre lang verweilte, bis sie sich im Jahre 1252 endgültig auf der Altstädter Seite der heutigen Karlsbrücke (Abb. 2) niederließ und dort auch ein eigenes Spital gründete.

Das Spital wurde durch einige Höfe der Nachbardörfer unterstützt. Außer den Einnahmen, die aus diesen Einrichtungen bezogen wurden, erhob der Orden auch einen Brückenzoll, war aber auch dadurch verpflichtet, sich um den Zustand der Brücke zu kümmern. Da diese Anstalt die Pflege der Armen und Kranken übernahm, wurde sie von allen Steuern befreit. Das Spital der Kreuzherrn besaß wohl die größte Bedeutung im mittelalterlichen Prag, und gehörte auch zu den reichsten Institutionen dieser Art in Böhmen. Es gelang dem Spital, auch die Hussitenkriege und sogar den Dreißigjährigen Krieg zu überstehen. Die Dauer der Existenz dieses Spitals wird mit 700 Jahren angegeben. Sogar Joseph II. ließ das Spital weiterbestehen, da in den Regeln der Bruderschaft die Sorge um Kranke und Alte einen besonderen Schwerpunkt bildeten. Der Kreuzherrenplatz, an dem sich das Spitalgebäude befand, gehört zu den historisch bedeutsamsten und zugleich auch malerischsten Plätzen Prags. Von hier aus lässt sich das gesamte Panorama der Moldau mit Karlsbrücke, Hradschin und Kleinseite überblicken..

Die Spitalgründungen des Prager Erzbischofs Jan Očko z Vlašimi

Eine weitere Spitalgründung des 14. Jahrhunderts unterhalb des Vyšehrad stellt das Spital des Heiligen Bartholomäus und der Heiligen Elisabeth dar, das durch den Prager Erzbischof Jan Očko z Vlašimi 1364 gegründet wurde. Das Spital hatte 12–15 Betten und diente in erster Linie als Zufluchtstätte für Reisende. Die beim Spital stehenden Kirche war zunächst der Demut der Jungfrau Maria geweiht, später wurde sie auch nach der Hl. Elisabeth benannt. Es wird jedoch angenommen, dass hier auch zeitweise zudem Leprakranke gepflegt wurden. Gerade in der Hussitenzeit spielte das Spital und vor allem die Kirche für die Prager eine entscheidende Rolle. Da die Kirche selbst außerhalb der Stadtmauern stand, bezog sich der päpstliche Fluch, der auf die Stadt Prag ausgesprochen wurde, nicht auf sie, die Prager konnten dort Gottesdienste besuchen. Die Einrichtung existierte bis zum Jahre 1776, danach verfiel sie. Die Spitalinsassen wurden in das neuere Spital des Hl. Bartholomäus verwiesen. Heute sind von ihrem ursprünglichen Bau keine Überreste mehr erhalten geblieben.

Der Prager Erzbischof Jan Očko z Vlašimi gründete 1374 in Prag noch ein weiteres Spital auf dem Hradschin bei einer Kirche, die dem Heiligen Antonius und der Heiligen Elisabeth gewidmet war. Das Spital selbst befand sich in einem Gebäude in der sogenannten Neuen Welt beim Bach Bruska, und wurde zunächst für erkrankte Geistliche von der Kapitel des Heiligen Veit gegründet. Es wird angenommen, dass diese Einrichtung 18 Betten umfasste und in den Hussitenkriegen zunächst unterging. Das Spital wurde jedoch nach einigen Jahren erneuert,

sodass hier 18 erkrankte Geistliche und zwölf Bedienstete vom Heiligen Veit aufgenommen werden konnten. Die Spitalinsassen hatten die Pflicht, täglich an der Heiligen Messe im St.-Veits-Dom teilzunehmen und für die verstorbene Ehefrau des Kaisers Ferdinand I., Anna Jagelonka, zu beten. Im Jahre 1541 brannte das Spital aus. Die erneute Eröffnung durch Ferdinand I. erfolgte im Jahre 1547 in etwas abgewandelter Funktion: es sollten hier je 15 weltliche männliche und weibliche Spitalbewohner unter der bereits genannten Verpflichtung der Teilnahme an Heiligen Messe in der Veitsgemeinde aufgenommen werden. Das Spital wurde fortan auch das (ältere) Kaiserliche Spital genannt. Es wurde während des Dreißigjährigen Krieges mehrfach umgebaut. Ein weiträumiger Umbau begann dann im Jahre 1733 nach einem Projekt von Kilian Ignaz Dientzenhofer und wurde im Jahre 1738 beendet. Joseph II. löste dann dieses (jüngere) Kaiserliche Spital auf und wandelte es in ein Militärspital um. Das Spital existierte dann bis zum Jahre 1784 und wurde danach endgültig aufgelöst. Das Gebäude wurde danach mehrfach erweitert und ist bis heute in einem gut restaurierten Zustand erhalten.

Spital Bohuslavův und das Spital der Barmherzigen Brüder

Bohuslav stammte aus der sehr bekannten Prager Bürgersfamilie Olbram z Menhartovice. Er gründete ein Spital in der Nähe des heutigen Agnes-Klosters, dem auch seine Nachkommen stets vorstanden und sich um dessen Belange kümmerten. Nach den Überlieferungen wurde das Spital, das sich an der Nordseite des Klosters befand, im Jahre 1320 (nach anderen Quellen im Jahre 1354) gegründet. Die Einrichtung trug nach seinem Gründer den Namen Spital Bohuslavův . Zum Spital gehörten auch einige Gärten und Grundstücke. Es florierte auch unter der Leitung der Nachkommenschaft von Bohuslav bis ins 15. Jahrhundert. Nach der Schlacht am Weißen Berg schenkte Kaiser Ferdinand II. das Spital dem Orden der Barmherzigen Brüder. Vermutlich geschah dies aus Dankbarkeit. Ein Mitglied des Ordens der Barmherzigen Brüder, Gabriel Graf von Ferrari, ein berühmter Wundheiler, rettete die Hand des Bruders von Kaiser Ferdinand II., die ihm bereits durch die einheimischen Ärzte amputiert werden sollte. Am 24. Dezember 1620 wurde das Bohuslavův-Spital durch Ferdinand II. dem Orden der Barmherzigen Brüder übergeben. Diese bauten das Spital um, und setzten die Tradition des Bohuslavův-Spitales fort. Die Spitalbestimmung lag in der unentgeltlichen Pflege und Heilung armer männlicher Kranker jeden Standes und Glaubensbekenntnisses. Eine Hauptaufgabe des Ordens der Barmherzigen Brüder lag in einer gründlichen Krankenpflegeausbildung jedes Mitgliedes. Für diese Ausbildung wurde den neu aufgenommenen Brüdern während des Noviziats sehr viel Zeit zur Verfügung gestellt. Da der Orden begabte Mitglieder in ihrer Ausbildung intensiv förderte, wurde aus manchen neu aufgenommenen Brüdern, auch aus gewöhnlichen handwerklichen Berufen, sehr gute Ärzte, Anatomen und Apotheker. Regelmäßig wurden aber als leitende Ärzte des Krankenhauses weltliche Doktoren und Universitätsprofessoren benannt, da die Krankenhäuser der Barmherzigen Brüder fast überall in den Hauptstädten mit medizinischen Schulen verbunden waren. Vom

Jahre 1769 bis zur Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses im Jahre 1790 war im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder zugleich das Institut für Studenten der Medizin und der Wundheilkunde untergebracht. Dort wurden auch Vorlesungen der Medizinischen Fakultät der Universität zu Prag gehalten. Jedes Spital der Barmherzigen Brüder besaß eine eigene Apotheke unter der Leitung eines Magisters für Pharmazie. Ursprünglich standen im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder zunächst zwölf Betten zur Verfügung, in denen im Jahr ca. 500 Kranke gepflegt wurden. Später stieg die Bettenanzahl. Das Gebäude des Spitals bildete ein längliches Viereck, im Erdgeschoss waren die Krankensäle platziert, im ersten Stockwerk die Wohnungen der Brüder und das sogenannte Priesterhaus für Geisteskranke aus der Regular- und Sekular-Geistlichkeit, deren Heilung und Pflege vom Papst selbst dem Institut dieses Ordens im Jahre 1787 übertragen wurde (Abb. 3 und 4).

Abb. 3: Das Spital der Barmherzigen Brüder. Weitenweber 1845.

Zu diesem Zweck schenkte Joseph II. im Jahre 1787 den Barmherzigen Brüdern einen Teil des Gebäudes des aufgelösten Klosters der Cyriaken, in der die Institution für geisteskranke Priester eingerichtet werden sollte. Später wurde dieses

Abb. 4: Reich geschmückte Fassade des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder.

Gebäude verkauft und die Einrichtung im Areal des Krankenhauses etabliert. Die Krankensäle des Spitals waren voneinander durch Glastüren abgetrennt. Der erste Krankensaal umfasste 24 Betten, der zweite und größte, vom Süd- bis zum Nordteil des Gebäudes sich erstreckend, 47 Betten, ein dritter Krankensaal, vom westlichen zum östlichen Teil des Gebäudes verlaufend, umfasste 32 Betten. Zusätzlich gab es im Erdgeschoß noch einige besondere Krankenzimmer mit mehreren Betten, einem Badezimmer mit fünf Wannen und ein Operationszimmer.

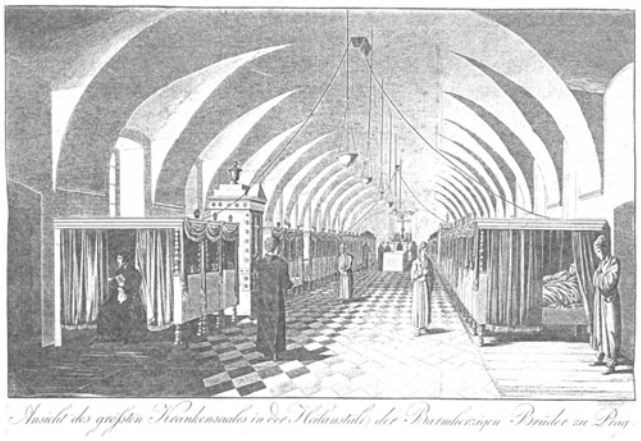

Abb. 5: Ansicht des größten Kranksaal in der Heilanstalt der Barmherzigen Brüder zu Prag

So umfasste das Spital nach zahlreichen Erweiterungen ca. 120 Krankenbetten und10–30 Notbetten. Vom Jahre 1620 bis zum Jahre 1921 wurden im Krankenhaus insgesamt fast 500.000 Kranke behandelt. Großen Wert legten die Brüder auch auf die hygienischen Verhältnisse. So bestand ein spezielles Belüftungssystem für alle Krankenräume sowie hygienische Fußböden und Mobiliarausstattung. Im Haus befand sich eine eigene Wasserversorgung durch Brunnen. Das Spital verfügte über eine sehr gute ärztliche Versorgung mit einerseits zivilen Ärzten, andererseits zahlreichen Gehilfen aus dem Orden. Täglich wurden z.B. Krankenvisiten abgehalten, die Krankenaufnahme, die Krankenpflege und die Auswahl der Arzneimittel wurden ärztlich bestimmt. Das Spital der Barmherzigen Brüder mit seiner eindrucksvollen Fassade und der dazugehörigen Kirche in der Nähe des Agnes-Klosters befindet sich nach einer gerade abgeschlossenen Renovierung in einem sehr guten Zustand, im selben Areal befindet sich noch heute das Krankenhaus Na Frantisku.

Spital und die Kirche des Heiligen Paulus.

Unter der Herrschaft von Vladislav II. wurde hinter dem Poříčská-Tor 1503 ein Spital mit einer Kirche, die der Heiligen Dreifaltigkeit und dem Heiligen Paul

gewidmet war, gegründet. Die Entstehung des Spitals war eng mit dem Auftreten einer folgeschweren Infektionskrankheit, der sogenannten »französischen« Krankheit« (Syphillis) verbunden, die sich ungefähr ab 1500 in Böhmen ausbreitete. In Böhmen war diese Erkrankung neu, sehr ansteckend und vor allem unheilbar. Durch die Art der Ansteckung waren vorwiegend sozial schwache Bevölkerungsschichten betroffen. Aus Angst vor einer Ansteckung weigerten sich die meisten, die Kranken bei sich bzw. in anderen Unterkünften aufzunehmen. Aus diesem Grunde mussten sich die Erkrankten meist ohne eine adäquate Versorgung auf Straßen und Plätzen in der Öffentlichkeit aufhalten. Die Prager Bürger erwarteten in dieser Zeit einen hohen Besuch vom Bruder des Königs Vladislav II., und wollten die Stadt für diesen Besuch besonders günstig vorbereiten. Zu diesem Zwecke brachten sie allerlei hölzerne und anderweitige Abfälle hinter das Poříčská-Tor auf Grundstücke der Gemeinde. In diesem Gebiet siedelten dann zahlreiche an der »französischen« Krankheit erkrankte Bürger, die sich aus den Holzresten Hütten bauten. Die Prager Gemeinde sah, in welchen Zuständen dort die Kranken lebten, und gab die Anweisung, an dieser Stelle ein Haus für die Betroffenen zu errichten. So wurde das Spitalgebäude und die Kirche des Heiligen Paulus erbaut. Das Spital, das sich in der heutigen Pobřežní-Straße im Stadtteil Karlin befand, wurde zunächst ausschließlich für die an der »französischen« Krankheit Leidenden bestimmt. Später wurde die Institution für mittellose Bürger auch vor allem während der Pestepidemien benötigt, ebenso diente der angrenzende Friedhof überwiegend zur Beerdigung von Pestopfern. Bei dieser Anstalt handelte es sich in erster Linie nicht um ein Krankenhaus im modernen Sinne, sondern um eine Pflegeeinrichtung für erkrankte Arme, in der ungefähr 50 Personen aufgenommen werden konnten. Durch Spenden aus der Bevölkerung besaß die Institution des Heiligen Paulus bald einen großen Besitz, so ein ganzes Dorf sowie zahlreiche Häuser im Stadtgebiet. Die Stadt Prag überwachte selbst die Führung dieser Institution. Arme wurden in die Spitaleinrichtung auf eigenen oder Antrag ihrer Anverwandten nach Entscheidung des Rates der Prager Altstadt aufgenommen. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden auch wohlhabendere Personen aufgenommen, die im fortgeschrittenen Krankheitsstadium zu Hause keinerlei Möglichkeit zur Pflege hatten und Zuflucht im Spital suchten. Durch die Mitnahme ihres Besitzes waren sie jedoch in der Lage, ihren Unterhalt selbst zu bezahlen. Im Schwedisch-Französischen Krieg im Jahre 1646 musste das Spital und die Kirche des Heiligen Paulus aus militärischen Gründen zerstört werden. Elf Jahre später wurde durch die Altstädter Gemeinde die Kirche wieder aufgebaut, das Spital wurde jedoch nicht erneuert. Der gesamte Spitalbesitz ging in den Besitz des Spitals »V Templu« in der Prager Altstadt über. Die Kirche wurde durch Joseph II. aufgelöst und in ein Lagerhaus verwandelt, das im Jahre 1861 zerstört wurde.

Das Spital des Hl. Bartholomäus und der Hl. Elisabeth

Im Jahre 1505 wurde von der Prager Stadtgemeinde ein Haus südlich des Karlsplatzes zur Errichtung eines Spitales für Arme und Kranke als Nachfolge- und

Parallelanstalt einer Einrichtung namens des Hl. Bartholomäus und der Hl. Elisabeth (seit 1364) gekauft, zu dem auch eine Kapelle mit dem Namen des Heiligen Bartholomäus erbaut wurde. Dieser Name wurde auch dem gesamten Spitalkomplex verliehen. In erster Linie wurden hier an Syphilis Erkrankte gepflegt, von denen bis zu 50 aufgenommen werden konnten. Die Bewohner des Spitals trugen eine besondere Anstaltskleidung, in diesem Falle waren es rote Mäntel mit weißer Absetzung. Das Recht, über die Aufnahme von Erkrankten in das Spital zu entscheiden, hatte der Magistrat der Prager Neustadt. Zum Besitz des Spitals gehörten zahlreiche Höfe in den umliegenden Dörfern. Aus den Einkünften dieser Höfe kam eine Rente für das Spital zustande, so dass auch für den Unterhalt der dort untergebrachten Schützlinge gesorgt werden konnte. Es überdauerte sogar die Reformbewegung von Joseph II., übernahm 1776 bzw. 1789 die Spitalbewohner der Anstalt des Hl. Boromäus und der Hl. Elisabeth bzw. V Templu, änderte jedoch zumindest teilweise die Ausrichtung. Das Spital wurde dann auch zur Pflege von Geisteskranken bestimmt, bis für diese ein geeignetes Haus im Gelände des Allgemeinen Krankenhauses gebaut wurde. Nach dem Umzug der Geisteskranken im Jahre 1791 in das Allgemeine Krankenhaus stand das Gebäude des Bartholomäus-Spitales bis 1807/08 leer. Mit einem Neubau wurde das Spital erneut in Betrieb genommen. Die zum Spital zugehörige Kirche wurde erst im Jahre 1880 wiedereröffnet. Vier Jahre später wurde das Gotteshaus jedoch erneut zerstört, nachdem man an seiner Stelle einen neuen Flügel für das Siechenhaus bauen wollte. Das Spital des Heiligen Bartholomäus war eine der größten humanitären Einrichtungen der Prager Gemeinde, jährlich wurden hier bis zu 400 Bürgerinnen und Bürger der Stadt Prag versorgt.

Das Israeliten Spital

Für arme Bürger des jüdischen Glaubens wurde im Prager Ghetto das sogenannte jüdische Spital oder auch Israeliten-Spital gegründet, das wahrscheinlich bereits im 16. Jahrhundert existierte. Das genaue Gründungsdatum ist nicht bekannt. Einige Quellen geben an, dass das Spital durch einen reichen jüdischen Bürger namens Markus Mordechaj Maisel (1528–1601), auch Behamidras genannt, gegründet worden sei. Nach anderen Quellen wird davon ausgegangen, dass das jüdische Spital aber bereits vor dem Jahr 1542 gegründet wurde. Da Maisel zu dieser Zeit erst 14 Jahre alt war, erscheint eine Gründung durch ihn unwahrscheinlich. Dass das Spital wahrscheinlich bereits im Jahre 1542 in der vollen Blüte existiert haben musste, wird indirekt aus einem Senatsbeschluss des tschechischen Königreiches deutlich. Einigen jüdischen Familien, welche am Spital für die damals acht männlichen und zwölf weiblichen Kranken arbeiteten, wurde während der Ausweisung der Juden die Frist bis zur Aussiedlung aus Böhmen verlängert. Somit erscheint es wahrscheinlicher, dass Markus Maisel das bereits existierende Spital lediglich verbesserte und erweiterte, nicht jedoch als dessen Gründer gehalten werden kann.

Welsches Kapelle und Spital.

Von den in Prag ansässigen Italienern wurde 1573 die »Welsche Gemeinde« gegründet, eine religiöse Bruderschaft. Die Gründung erfolgte in der Prager Altstadt in der heutigen Karlsstraße an einer 1569 erbauten Kapelle. Diese Kapelle wurde später unter dem Namen »Welsche Kapelle« bekannt. Die Bruderschaft existierte unter dem Motto »Pro deo et paupebrae« (»Für Gott und die Armen«), und hatte zur Aufgabe, den Armen, den Waisen und den Verlassenen zu dienen. Die Wahrnehmung der Aufgaben dieser Bruderschaft wurde dadurch ermöglicht, dass die Gemeinde im Jahre 1602 auf dem Jánském-Berg auf der Kleinen Seite ein Haus von Dominik Bossi kaufte und dort ein Spital gründete (Abb. 6). Im Spital erfolgte die Pflege von jährlich nahezu 200 alten männlichen und weiblichen Personen, schwangeren Frauen, Waisen und Findlingen, die von dort aus zur Pflege in Familien gegen ein Entgelt gegeben wurden. Kinder, die in diesem Spital geboren wurden, haben besondere Privilegien genossen: Sie wurden für ehelich gehalten und hatten bestimmte Freiheitsrechte. Zum Zeitpunkt seiner größten Blüte wurde das Spital im Jahre 1789 durch Kaiser Joseph II. aufgelöst und sein Besitz enteignet bzw. beschlagnahmt. In diesem Jahre wurden hier 424 alte Menschen gepflegt sowie 75 Frauen im Geburtshaus und 786 Jungen und Mädchen verschiedenen Alters betreut. Die Schwangeren und Kinder aus dem Welschen Spital wurden in ein Gebäude, das mit der Kirche des Heiligen Apolinar in der Prager Neustadt zusammenhing, überführt. Es handelte sich um das neue Domizil der Findlings- und Gebäranstalt der Hl. Maria Magdalena. Das Spitalgebäude wurde im Jahre 1789 vom Staat an Privatbesitzer verkauft. Erst im Jahre 1804 konnte das Spital durch die Nachkommen der Welschen Gemeinde in Prag erneut ins Leben gerufen werden. Es wurden erneut Waisenkinder, jedoch in einer erheblich geringeren Zahl, aufgenommen. Das Ausmaß des Ruhmes des ehemaligen Spitals konnte diese Anstalt nicht mehr erreichen. In der Zeit der Existenz der alten Anstalt von 200 Jahren Dauer wurden hier ca. 11.180 Personen gepflegt.

Abb. 6: Das Welsche Spital heute.

Spital V Templu

Bis zum heutigen Tage führt in der Altstadt ein Durchgang von der Celetná-Straße in eine enge Gasse namens Templová-Straße zur Kirche des Heiligen Jakob. Diese Bezeichnung ist wahrscheinlich noch aus der Zeit erhalten, als die Grundstücke an dieser Stelle, wo möglicherweise damals auch einige Gebäude gestanden haben, dem Ritterorden der Templer gehörten. Dieser Orden wurde durch einen päpstlichen Beschluss im Jahre 1312 aufgelöst. Wahrscheinlich in den Jahren 1364–1401 wurde ein an dieser Stelle sich befindendes Haus von einem unbekannten Spender den sogenannten Bekyně übertragen. Diese waren arme Frauen, die ein frommes Leben führten und verschiedene gute Taten, wie z.B. die Pflege der Kranken oder die Sorge um Kinder und Jugendliche, durchführten. Nur wenige Nachrichten sind über das sogenannte Spital V Templu aus dem 15. Jahrhundert bekannt. Im Jahre 1513 befand sich dort erneut eine karitative Einrichtung, in der zwölf alte arme Frauen untergebracht wurden. Durch einen königlichen Beschluss wurde die Aufsicht über diese Institution dem Magistrat der Prager Altstadt erteilt. In diesem Jahrhundert wurde in diesem Haus auch eine Abbildung der Leiden Christi erstellt. Wenn durch die Celetná-Straße zur Hinrichtung Verurteilte geführt wurden, mussten diese sich vor dem Bild hinknien und beten.

Kloster und Krankenhaus der Elisabethinerinnen

Im Winter 1719 kamen die ersten Ordensschwestern der Elisabethinerinnen nach Prag, um Vorbereitungen zur Gründung einer Klosterniederlassung und eines Krankenhauses vorzunehmen. Diese stießen jedoch auf einige Hindernisse, da die damaligen Prager Spitäler befürchteten, dass durch die Eröffnung des neuen Krankenhauses ihre Einnahmen sich schmälern würden. Sieben Prager Adelsfrauen, angeführt von der Gräfin Schönkirch, spendeten eine beachtliche Geldsumme für das Kloster und das Krankenhaus, womit die Eröffnung gesichert wurde. Kaiser Karl VI. erließ am 26. Januar 1722 ein Dekret, in dem er den Kauf des Grundstückes und den Bau des Klosters der Elisabethinerinnen billigte. Der größte Verdienst um die Realisierung des Baus gehört der Margarete Waldstein, geborene Černíková, die den Bau des Krankenhauses und der anliegenden Kirche, der Marienkirche Na slupi, Kilian Ignaz Dientzenhofer anvertraute. Dieser gehörte zu der zweiten großen Baumeisterfamilie neben den Parlern, die das Gesicht der Stadt Prag maßgeblich veränderte. Das Spital war das erste und einzige Werk von Dientzenhofer dieser Art, und wurde den Anforderungen der damaligen Zeit sehr gut gerecht. Das Kloster mit dem Krankenhaus wurde am 17.05.1722 eröffnet und entwickelte eine breite Heiltätigkeit im stationären und ambulanten Bereich. Erwähnenswert ist auch eine Historie, die an die Öffnung dieser Anstalt erinnert. Nach dem Beginn der Bauarbeiten wurde entsprechend der Tradition ein Glas hingeworfen. Falls dieses nicht zerbrach, wurde angenommen, dass dieses Haus der Barmherzigkeit allen Kriegen und Aufständen widerstehen und für immer der Wohltätigkeit erhalten bliebe. Es ist wirklich so geschehen, dass nicht einmal un-

ter Joseph II. die Anstalt aufgelöst wurde. In den ersten 200 Jahren der Anstaltsgeschichte wurden hier insgesamt 160.000 Personen gepflegt. Bis zum heutigen Tage befindet sich in diesem Gebäude ein Krankenhaus. Es liegt in der Neustadt südwestlich des Allgemeinen Krankenhauses unterhalb des Vysehrad.

Kloster und Spital auf dem Strahov

Das Kloster Strahov befindet sich südwestlich der Prager Burg und wurde durch die Initiative des Bischofs Jindřich Žídek unter der Herrschaft von Vlalislav I. für den Orden der Prämonstratenser errichtet. Der vollständig erhaltene Komplex umfasst neben den Klostergebäuden zwei Kirchen, zahlreiche Wirtschaftsgebäude und die weltbekannte Strahov-Bibliothek. Mit dem Bau des Gebäudes wurde im Jahre 1143 begonnen. Die ersten Ordensbrüder berief man aus dem Kloster Steinfeld im Rheinland. Im 13. Jahrhundert erfolgte ein Umbau von Teilen der romanischen Gebäude im gotischen Stil, weitere Änderungen wurden auch im 17. Jahrhundert und nach der französischen Belagerung 1742 vorgenommen. Die Bedeutung des Klosters stieg, besonders nach dem hierhin die sterblichen Überreste des Gründers des Prämonstratenser-Ordens, des Heiligen Norbert, 1627 überführt wurden. Zu seinem guten Ruf trug auch der hohe Bildungsstand der Brüder sowie ihre wissenschaftliche Tätigkeit bei, die in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts zum Bau des eigenständigen Bibliotheksgebäudes führte. Wie viele Ordensgemeinschaften, arbeiteten auch die Prämonstratenser seit ihrer Ansiedlung zunächst auf dem Berg Sion für Arme und Notleidende. Bis zum Jahre 1622 hatten sie jedoch keinerlei institutionelle Einrichtung, wo sich ihre pflegerischen Bemühungen konzentriert hätten. Sie unterstützten die Bedürftigen mit Lebensmitteln, kochten Essen oder halfen mit Geldspenden denjenigen, die es benötigten. Erst im Jahre 1622 begann der Vorsteher des Klosters, Kaspar von Questenberg, gebürtig aus Köln am Rhein, mit dem Bau eines Spitals mit der Kapelle der Heiligen Elisabeth. Dieses befand sich an der Stelle, an welcher später das Reichstor des Klosters oder auch das Strahov-Tor unweit der Stiftskirche Maria Himmelfahrt errichtet wurde. Der Bau der Kapelle und des Strahov-Spitals wurde 1623 beendet. Questenberg handelte nicht ausschließlich aus Nächstenliebe zu der einheimischen Bevölkerung. In das neue Spital sollten vor allem Ausländer aufgenommen werden, insbesondere ehemalige Bewohner der Stadt Köln am Rhein. Ebenso sollten die Familienangehörigen des Abtes und ihre Nachkommen vorrangig Aufnahme in diesem Spital finden, da drei Brüder des Abtes hohe Summen zur Spitalgründung und Unterhalt gespendet hatten. Im Jahre 1664 musste das Spital aus militärischen Gründen abgerissen werden, der Prämonstratenser-Stift bekam aber eine entsprechende Abfindung, um die obdachlos gewordenen Stiftlinge an anderer Stelle unterbringen zu können. Daraufhin wurde ein größeres Hospital erbaut, das sich bis zum heutigen Tage am Anfang des Pohorelecer Platzes auf der linken Seite des ehemaligen Hradschiner Hohlweges befindet. Das Gebäude ist in einem guten Zustand erhalten. Es ist zweistöckig und enthält im Vergleich zum alten Spital so viele Räumlichkeiten, daß auch ein Schulzimmer und Wohnungen der Lehrer an

der Strahover Schule Raum fanden. Der Treppenaufgang ist mit einer Skulpturengruppe verziert.

Findlingsanstalt der Heiligen Maria Magdalena

Im 18. Jahrhundert stieg die Anzahl der ungewollten und nach der Geburt getöteten Kinder dramatisch an. Die Regierung versuchte, diesen Umfang durch die Schaffung einer Einrichtung für Findlingskinder zu reduzieren. Am 15. Januar 1762 wurde durch Maria Theresia bestätigt, dass zur Einrichtung einer solchen Institution geldliche Einnahmen aus bestimmten Spielen und aus Eintrittskarten für Maskenbälle genutzt werden dürfen. Das Welsche Spital, das sich ebenfalls mit der Pflege von Schwangeren und Kindern befasste, wurde für diesen Zweck als nicht geeignet angesehen. Am 22. Februar 1764 kam aus Wien die Erlaubnis, einige Objekte zu erwerben, um dort ohne Verzögerung eine Unterkunft für Findlinge herzurichten. Die Einkünfte aus Spielen und Bällen reichten jedoch nicht aus, um ein solches Vorhaben zu realisieren. Erst nachdem durch eine Erbschaft eine große Geldsumme zur Errichtung der Findlingsanstalt zur Verfügung stand, konnten einige Häuser in der heutigen Soukenická-Straße zu diesem Zwecke hergerichtet werden. So wurde die Findlingsanstalt der Heiligen Maria Magdalena gegründet (Abb. 7). Die ersten Kinder konnten im Jahre 1765 aufgenommen werden. Ab dem Jahre 1776 fanden hier auch Schwangere Unterkunft. Die Institution hatte jedoch auch weiterhin mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen. Alle Einkünfte reichten nicht aus, um das Findlingshaus aufrecht zu erhalten. Daraufhin wurde per kaiserlichen Beschluss entschieden, dass der Vorstand des Welschen Spitals durch finanzielle Mittel dem Findelhaus helfen sollte, schließlich erfolgt per Dekret vom 20. Januar 1776 die Fusion dieser beiden Einrichtungen. Um dem Welschen Spital eine weitere Existenz in Verbindung mit dem Findelhaus zu ermöglichen und es finanziell zu stützen, wurde am 15. Februar 1777

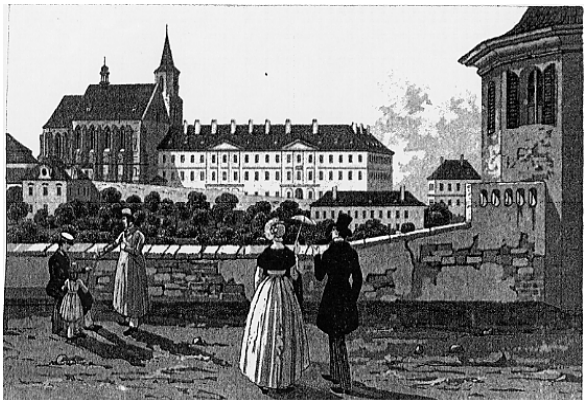

Abb. 7: Findlingsanstalt der Heiligen Maria Magdalena. Weitenweber 1845.

das Französische Spital aufgelöst und dessen Eigentum dem Stammeigentum des Welschen Spitals hinzugefügt. Die Häuser in der Soukenická-Straße, wo früher das Findelhaus stand, wurden im Jahre 1791 verkauft.

Nach der Auflösung des ursprünglichen Welschen Spitals im Jahre 1789 bestand dann die Nachfolgeeinrichtung in dem dafür umgestalteten und 1824–1825 bedeutend erweiterten Klostergebäude bei St. Apolinar. Die Geburtshilfe-Klinik umfasste ungefähr 52 Betten für Schwangere und 37 Betten für Kinder. Im zweiten Stockwerk waren einige für Privatzahler vorgesehene Zimmer mit 22 großen und sieben kleinen Bettstätten untergebracht. Der übrige Teil des Hauses war für die Findlingsabteilung bestimmt und umfasste neun Zimmer. Die Bestimmung der Anstalt war es, die Aufnahme, Pflege, Erziehung und Impfung der außerehelichen hilfsbedürftigen Kinder bis zu einem Alter von zehn Jahren zu übernehmen. Später wurde die Anstalt aufgelöst, in dem Gebäude befindet sich jedoch noch heute ein Krankenhaus.

Die Siechenanstalt auf dem Karlsplatz

Die Siechenanstalt auf dem Karlsplatz diente der Aufnahme von Menschen jeden Alters und Geschlechtes, die mit »unheilbaren, Abscheu und Ekel erregenden Körpergebrechen behaftet« waren (Abb. 8). Sie ist im Jahre 1789 ins Leben gerufen worden. Das große Gebäude umfasste 44 Zimmer, vier Küchen und mehrere Gewölbe. Die Anstalt verpflegte insgesamt 53 Personen, die nach einer ärztlichen Untersuchung als für die Anstalt geeignet anerkannt worden waren. Zusätzliche Kapazitäten bestanden in einem eigenen, innerhalb des Hofraumes des Siechenhauses gelegenen Kurhauses, welches speziell zu diesem Zwecke errichtet wurde. Das fünf Zimmer umfassende Gebäude konnte mit insgesamt 56 Betten belegt werden. Die Existenz der Anstalt ist bis mindestens 1884 belegt.

Abb. 8: Die Siechenanstalt auf dem Karlshof. Weitenweber 1845.

Das Invalidenhaus

Eine weitere militärische Einrichtung stellt das sogenannte Invalidenhaus dar. Aufgrund der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts war das Problem der Verletztenversorgung in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Erste Lösungen schuf Ludwig XIV. in Paris, der ab 1671 das sogenannte »Hotel des Invalides« erbauen ließ. Graf Peter Strozzi, der in der Armee von Kaiser Ferdinand II. diente, hatte sein gesamtes Vermögen zum Zweck der Fürsorge für Kriegsverletzte vermacht. Damit sollte auch in Böhmen der Bau eines Invalidenhauses ermöglicht werden. Kaiser Karl VI. beschloss, dass nach dem Vorbild der bereits bestehenden Einrichtungen ein zentrales, militärisches Invalidenhaus in der Nähe von Prag gebaut werden sollte. Schließlich wurde das Prager Invalidenhaus auf dem Grundstück des Ordens der Kreuzritter hinter dem Spitaltor im heutigen Stadtteil Karlín gebaut. Am 15.08. 1732 legte Kaiser Karl VI. hier den Grundstein. Die Pläne zum Bau entwarf der Hofbaumeister K. I. Dientzenhofer, der Bau des Hauses dauerte von 1732–1737. Das große viereckige Gebäude war ursprünglich für 4.000 Invaliden geplant, später wurde das Bauvorhaben aus Geldmangel verkleinert, so dass hier 200 Soldaten Platz finden sollten. Zu einer vollen Besetzung des Hauses kam es jedoch nie. In das Haus konnte zur Pflege oder für den Rest seines Lebens derjenige aufgenommen werden, der mindestens 30 Jahre im aktiven Dienst gewesen war und der im Krieg oder im Dienst verletzt oder eine größere Beeinträchtigung seines Gesundheitszustandes erlitten hatte.

Neustädter Damenstift und die Theresianische Anstalt für adelige Frauen

Im Jahre 1701 wurde durch die Gräfin Helena Susanna von Bedarides am südlichen Ende des heutigen Karlsplatzes der Weinberg des Fürsten von Lobkovic und die anliegenden Bürgerhäuser mit Gärten gekauft. Mit dem Einverständnis Kaiser Leopolds I. entstand hier ein Haus für die Erziehung von jungen Adelsfrauen. Der Bau wurde durch den berühmten Baumeister Marco Antonio Canevalle errichtet. Diese Institution, das sogenannte Neustädter Damenstift, war der eigentliche Vorläufer des Allgemeinen Krankenhauses. In die Einrichtung zogen die ersten Adelsfrauen im Jahre 1705 ein, die Gräfin von Bedarides war die erste Vorsteherin dieser Institution. Die Einrichtung bestand bis zum Jahre 1787, als es durch einen kaiserlichen Erlass mit einer ähnlichen Einrichtung auf dem Hradschin zusammengeschlossen wurde. Aus der damaligen Einrichtung zogen 17 Frauen für einige Zeit auf den Hradschin. Am 12.8.1793 mussten sie abermals in ein anderes Haus in der Prager Altstadt umziehen. Das zweite Spital für arme Adelsfrauen, auch genannt »Theresianische Anstalt für adelige Frauen in Prag«, wurde durch die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1755 für 30 adelige Fräulein mit dem Zwecke errichtet, ihnen einen zufriedenstellenden Lebensunterhalt zu ermöglichen. Die Unterbringung erfolgte eventuell bis zu ihrem Lebensende, falls sie nicht heirateten. Hierfür wurden zwei Häuser gekauft, welche mit großem Aufwand einge-

richtet und instandgesetzt wurden. Die Aufnahmekriterien für das Haus waren sehr streng, die adelige Herkunft sowie die Armut mussten sehr genau nachgewiesen werden. Die dort untergebrachten Frauen hatten eine festgelegte Kleiderordnung. Sie mussten stets schwarze Kleidung ohne Samt und Seide tragen und durften nur wenig, wenn überhaupt, unauffälligen Schmuck bei sich haben. In öffentliche Maskenbälle und ins Theater durften sie nicht gehen, manchmal wurde jedoch der Besuch von Opernvorstellungen und unmaskierten Bällen erlaubt. Im Jahre 1787 wurde diese Einrichtung mit dem Neustädter Damenstift verbunden. Durch ein Hofdekret vom 18.9.1788, der gleichzeitig die Gründungsurkunde des Allgemeinen Krankenhauses bildete, wurde das Gebäude des Neustädter Damenstiftes gekauft und zusammen mit einem benachbarten Haus für die Belange des neu zu errichtenden Allgemeinen Krankenhauses vorgesehen. Rasch wurde auch mit dem Bau eines neuen Tollhauses im Innenhof der Einrichtung begonnen. Bald hatte sich gezeigt, dass der Umbau dieser Häuser teurer war als ursprünglich angenommen wurde. Die so geplante Einrichtung war bereits bei ihrer Fertigstellung für den vorgesehenen Zweck zu klein.

Das Allgemeine Krankenhaus und das Tollhaus

Das Allgemeine Krankenhaus mit dem Tollhaus wurde feierlich am 1.12.1790 eröffnet . Über dem Eingang des Krankenhauses wurde eine Tafel mit der lateinischen Inschrift »Saluti aegrorum Josephus II. Leopoldus II MDCCXC« angebracht. Über dem Eingang zum Tollhaus war eine weitere Inschrift »Custodiae mente captorum Josephus II. Leopoldus II. augusti MDCCXC« befestigt. Die beiden Inschriften sind bis zum heutigen Tage erhalten. Fünf Tage nach der Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses wurde auch die Kapelle des Heiligen Joseph eröffnet, die im Hof des Krankenhauses lag und besonders hohe Fenster besaß, damit die Kranken auch von außen die dort stattfindenden Gottesdienste betrachten konnten. Die Existenz des Allgemeinen Krankenhauses war wirtschaftlich durch einen Fond gesichert, der durch das Abschaffen oder Zusammenführen verschiedener Institutionen auf der Grundlage des Josephinischen Dekretes erschaffen wurde. Das Krankenhaus war verpflichtet, jeden Kranken aufzunehmen, ohne Unterschiede bezüglich des Eigentums, des Zustandes und der Religion. Von der Aufnahme wurden Personen ausgeschlossen, die eine nicht bedeutsame Erkrankung hatten, die auch ohne Krankenhauspflege ausgeheilt werden konnte. Weiterhin waren es Kranke, die an einer unheilbaren Erkrankung litten, und Kinder, die das vierte Lebensjahr noch nicht erreicht hatten. Nach der Schließung von zahlreichen Spitälern durch Joseph II. wurde den Prager Bürgern ein vorrangiges Recht zur Aufnahme eingeräumt. Diese haben hier auch besonders günstige Tagessätze bekommen, mittellose Menschen wurden umsonst behandelt. Kurz nach der Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses zog aus dem Krankenhaus der Barmherzigen Brüder die sogenannte Medizinische Schule der Prager Universität, die dort 16 Betten besaß, in das neu eröffnete Gebäude. Bei der Eröffnung des neuen Hauses standen 300 Betten zur Krankenversorgung und 34 Pflegeplätze zur

Verfügung. Das neue Tollhaus hatte eine Kapazität von 54 Betten. Mit der Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses bekam Prag, sechs Jahre später als Wien, das erste staatliche Krankenhaus. Der zunehmende Bedarf verursachte es, dass im Jahre 1840 die zum Allgemeinen Krankenhaus gehörenden Gebäude dreimal so groß waren als in der Zeit der Gründung.

Im Jahre 1778 wurde beschlossen, dass mit dem Bau eines neuen allgemeinen Krankenhauses begonnen werden sollte, zu dem auch ein »Tollhaus« im Innenhof des Gebäudes angehören sollte. Zu diesem Zwecke wurde das ehemalige Neustädter Damenstift umgebaut. Das neue Krankenhaus wurde am 01.11.1790 eröffnet, am gleichen Tag wurde auch die erste ärztlich geführte, eigenständige Anstalt für Geisteskranke in Böhmen in Betrieb genommen. Der Bau des Narrenturms in Wien (1784) ging dem Neubau des Tollhauses in Prag (1790) nur um wenige Jahre voraus. In Erinnerung an seine Eröffnung ist über dem Eingang des Gebäudes bis heute die Inschrift »Custodiae mente captorum Josephus II., Leopoldeus II, MDCCXC« zu lesen. Das zweigeschossige Gebäude war von einer Mauer umgeben, die auch einen Garten für Spaziergänge der Geisteskranken umschloss. Jede Etage besaß einen zentralen, durch die ganze Länge des Gebäudes verlaufenden Flur, von dem aus Türen zu 19 Patientenzimmern sowie zu einem Raum für die Pfleger führten. Das gesamte Gebäude war für 57 Kranke bestimmt, von denen jeder zunächst ein Einzelzimmer erhielt. Erst später wurden jeweils zwei Kranke in einem Zimmer untergebracht. Das Erdgeschoss war für Männer bestimmt, die erste Etage für Frauen. In der zweiten Etage wurden sowohl Männer als auch Frauen untergebracht, sie wurden jedoch durch ein eisernes Gitter voneinander getrennt. Zur Aufnahme eines Kranken wurde eine Bescheinigung des Gerichts oder des Magistrats benötigt, aus der klar hervorging, dass die Aufnahme in das »Tollhaus« mit dem Wissen der Ämter geschah. Die Abteilung besaß drei Unterbringungsklassen. In der dritten Klasse wurden die Patienten kostenlos behandelt, die eine Bescheinigung darüber vorlegen konnten, dass sie mittellos waren und seit mindestens zehn Jahren in Prag wohnten. Zum ärztlichen und pflegerischen Dienst wurde das Personal des Allgemeinen Krankenhauses verpflichtet. Der Direktor des Allgemeinen Krankenhauses war gleichzeitig der ärztliche Leiter des »Tollhauses«, so als erster ärztlicher Leiter Tadeas Bayer. Nach Abklingen der akuten Krankheitsphase konnten die ruhigen Kranken in eine Zweigstelle im Siechenhaus »Na Karlově« verlegt werden, welches ebenfalls unter der ärztlichen Leitung des Allgemeinen Krankenhauses stand. Dort konnten 66 ruhige Geisteskranke untergebracht werden (27 Männer und 39 Frauen).

Literaturverzeichnis

Baader, Gereon: Die Entwicklung der Heiliggeist Hospitäler in Deutschland.- In: Der Krankenhausarzt 44 (1971), S. 268–276.

Baas, Karl: Jüdische Hospitäler im Mittelalter. – In: Wochschrift f. Geschichte u. Wissenschaft d. Judentums 57 (1913), S. 452–460.

Bayer, Tadeus: Beschreibung der öffentlichen Armen-Versorgungsanstalten in der königl. böhmischen Hauptstadt Prag. Prag 1793.

Bláhova, Marie: Staropražské špitály. Vznik špitalů v Evropě a počátky špitálů v Praze. – In: Čas. Lék. Čes. 126 (1987), S. 34–48.

Codellas ‚Pans: The Pantokrator; the Imperial Byzantine Medical Centre of the 12. century in Constantinople. – In: Bull. Hist. Med. 12 (1942), S.392–410.

Frolík, Jan. und Zegklitz, Josef: Staropražské špitály. Předběžné výsledky archeologického výzkumu v areálu bývalého špitálu na Hradčanech. – In: Čas. Lék. Čes. 127 (1988) S. 44–52.

Haberling, Wilhelm: Die Militärlazarette im alten Rom. – In: Militärärztl. Zeitschrift 38 (1909), S. 441–467.

Haeser, Hans: Geschichte der christlichen Krankenpflege und Pflegschaften. Berlin 1857.

Held, Johannes T: Kurze Geschichte der Heilanstalt der Barmherzigen Brüder in Prag. Prag 1823.

Hlaváčková, Ludmila, und Svobodný, Petr: Dějiny Všeobecné nemocnice v Praze 1790–1952. Karolinum 1990.

Jetter, Dieter: Zur Typologie des Pesthauses. – In: Sudhoffs Archiv 47 (1963), S. 291–300.

Jetter, Dieter: Zur Geschichte der jüdischen Krankenhäuser. – In: Historia Hospitalium, Sonderheft (1970), S. 115–124.

Jetter, Dieter: Das europäische Hospital von der Antike bis 1800. 2. Auflage. Köln: DuMont 1987.

Karenberg, Axel und Lippert, Marcela: Irrenhäuser in Prag (1600–1900).- In: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 13 (1995), S. 331–340.

Karenberg, Axel: Prager Spitäler vom Mittelalter bis zur Aufklärung (1000–1800). – In: Sudhoffs Archiv 79 (1995), S. 73–100.

Kovařík, Václav: Literární toulky Prahou. Prag: Albatros 1980.

Krommholz, Jan: Topographisches Taschenbuch von Prag. Prag 1837.

Lippert-Grüner, Marcela, und Grüner, Stephan: Auf den Spuren der Medizingeschichte der Stadt Prag. Münster: Paroli 1996.

Nový, Roman: Staropražské špitály. Pražské předhusitské špitály. – In: Čas. Lék. Čes. 126 (1987), S. 35–36.

Probst, Christoph: Das Hospitalwesen im hohen und späten Mittelalter. – In: Sudhoffs Archiv 50 (1966), S. 246–258.

Secký, Roman: Staropražské špitály. Prag: Academia Verlag 1891.

Svobodný, Petr: Staropražské špitály. Vlašský špitál na Malé Straně. – In: Čas. Lék. Čes. 127 (1988), S. 5–12.

Vencovský, Eugen: Čtení o psychiatrii. Prag: Avicenum Verlag 1986.

Vencovský, Eugen: Sto let české psychiatrické kliniky v Praze 1886–1986. Univers0–ita Karlova Praha 1987.

Vinař, Jan: Z dějin péče o nemocné. –In: Měsíčník Ciba 9 (1934), S. 296–299.

Vinař, Jan: Obrazy z minulosti českého lékařství. Státní zdravotnické nakladatelství. Praha 1959.

Weitenweber, Wilhelm Rudolf: Die medicinischen Anstalten Prag's, nach ihrem gegenwärtigen Zustande geschildert. Prag: Borrosch & André 1845.

Jiří Pešek und Tomáš Nigrin

Die Chemie an der Prager Deutschen Universität 1882–1945

Warum interessieren sich Geisteswissenschaftler für Chemie, für ein Fach, mit dem man schon als Gymnasialschüler fast vergeblich zu kämpfen hatte? Unserer Überzeugung nach müssen die Historiker einfach raus aus ihrem Ghetto der traditionellen politischen, der sozialen bzw. Wirtschafts- und Kulturgeschichte: Die Chemie war und ist eines der dynamischsten Fächer der modernen Wissenschaft, daneben ein Fach, in dem eine direkte Verbindung zwischen der akademischen Forschung und ihrer Umsetzung in die medizinische, pharmazeutische, industrielle oder auch militärische Praxis einfacher ist als bei einigen anderen Wissenschaften.[1] Das hatte oder konnte zumindestens auch deutliche Rückwirkungen für die Finanz-, Personal- und Expansionspolitik dieses Faches haben.

Es bietet sich noch ein anderer Grund an, über die Chemie zu forschen: Die Chemie war in den zentraleuropäischen Staaten bis zum Ende der 20er Jahre eines der profiliertesten Fächer, in welchem aus dem jüdischen Milieu kommende Wissenschaftler eine große bis zentrale Rolle spielten.[2] Die Lehrstühle, Institute, Laboratorien und Fachzeitschriften zeigen eine besondere und überproportional erfolgreiche Präsenz der als Juden betrachteten Chemiker mehr als deutlich.[3] Die brutale nationalsozialistische »Entjudung« der akademischen Chemie erteilte in den 30er Jahren der Wissenschaft einen schweren und über lange Jahrzehnte nicht

---

1 Nachmansohn: Die große Ära der Wissenschaft in Deutschland 1900 bis 1933, hier besonders S. 173–315. Vergleiche auch König: Chemie und Elektrotechnik. – In: Schürmann, und Weiss (Hrsg.), Chemie – Kultur – Geschichte, S. 235–243, hier besonders S. 239.

2 Unter der Bezeichnung ›jüdisch‹ versteht man im Bezug auf die zeitgebundenen Kontexte die Menschen, welche aus dem durch die jüdische Tradition religiös, national oder kulturell geprägten Milieu an die Universitäten kamen, sich in den »Nationalbögen«, die man für jedes Semester ausfüllen musste, so bezeichneten und/oder die sich durch Zugehörigkeit zu den jüdischen oder zionistischen Institutionen, Vereinen oder einfach Milieus so offenbarten. Vergleiche: Pešek: Jüdische Studenten an den Prager Universitäten 1882 – 1939. – In: Nekula, und Koschmal (Hrsg.): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit, S. 211–225. Die rassischen Identifikationsmuster wurden zwar schon in den Jahren des Ersten Weltkrieges entwickelt, wurden aber erst seit den 30er Jahren in Deutschland und etwas später in Österreich für die Säuberungen angewandt. Dazu: Kahlert: Chemiker unter Hitler, S. 59–100.

3 Vergleiche: Volkov: Soziale Ursachen des Erfolgs in der Wissenschaft. Wenn man den Anteil der jüdischen und der evangelischen »deutschen« Naturwissenschaftler, welche mit dem Nobelpreis in den ersten vier Dekaden des 20. Jahrhunderts geehrt wurden, pro 1 Mio. Einwohner umrechnet, dann erhält man für die jüdischen Wissenschaftler den Index 20, für evangelische Forscher 0,7, also dreißigmal weniger.

geheilten Schlag.[4] Es lohnt sich also auch in diesem aussagekräftigen Kontext über die Beziehung der mitteleuropäischen Gesellschaften zur Chemie zu forschen.

Die Deutsche Universität Prag entstand durch die kaiserliche Entscheidung über die Teilung der altwürdigen Karl-Ferdinand-Universität zu Prag im Jahre 1881 mit der Gültigkeit seit dem Anfang des Wintersemesters 1882.[5] Ihre Geschichte und besonders die Geschichte eines sich so dynamisch entwickelnden Faches wie die akademische Chemie zu erforschen heißt allerdings: das Thema im Kontext zu erfassen.[6] Die Vernetzung der deutschsprachigen Universitäten durch die akademischen Laufbahnen ihrer Dozenten, ihre Zusammenarbeit und Verflechtung mittels der Zeitschriften und der wissenschaftlichen Verlage war im deutschsprachigen Raum sehr hoch. Ihre Beziehungen zu den slawischen Universitäten und Fachkollegen, die in denselben Ländern arbeiteten, blieben dagegen eher minimal.

Keiner der beiden Autoren dieses Textes ist Chemiker. Als Grundlage für diesen Aufsatz diente eine Reihe von speziellen Studien zu diesem Thema; darüber hinaus wurde für die Beantwortung der Fragen nach der Modernisierung und der inneren Differenzierung des Faches eine systematische, quantitative Auswertung von erhaltenen Vorlesungsverzeichnissen, Personalständen und Dissertationslisten geleistet. Das akademische Milieu ist eine – zumindest im Untersuchungszeitraum – relativ wenig verkrustete Gesellschaft, in der die junge wissenschaftliche Generation üblicherweise neue spezielle Fächer vertritt, aufbaut und vermittelt. Zu den Hauptpflichten der ordentlichen Professoren gehörten hingegen die synthetisierende Vermittlung der Hauptkonturen des Faches, die Einführung in die standardisierten Wege der Forschung und natürlich auch die Leitung der praktischen Übungen, welche für die Massen der – nicht immer begeisterten – Studenten mit der Nebenfachverpflichtung Chemie organisiert und mit fester Hand geführt werden mussten. Die Innovationen im Lehrangebot markieren also die Modernisierung des Faches. Die Etablierung von Privatdozenturen für die neuen speziellen Gebiete, die Schaffung neuer außerordentlicher Professuren für neue Unterfächer, die Gestaltung spezialisierter Laboratorien, Abteilungen oder gar ganzer Institute: Das sind die signifikanten Merkmale der Neuausrichtung des Faches und auch der Geschwindigkeit seiner inneren Umgestaltung.

Diese dynamischen Prozesse zu verfolgen, ist unser Anliegen. Dabei muss jedoch damit gerechnet werden, dass bis 1918, aber auch später in der republikanischen Epoche die Entscheidungshoheit der Universität über die Besetzung der

---

[4] Vergleiche übersichtlich für Österreich: Stadler (Hrsg.): Vertriebene Vernunft.

[5] Zur Teilung vergleiche: Seibt (Hrsg.): Die Teilung der Prager Universität 1882. Weiter: Pešek: Die Prager Universitäten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. – In: Lemberg (Hrsg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz, S. 145-166.

[6] Zur Geschichte der Deutschen Universität in Prag vergleiche: Pešek, Hlaváčková, und Míšková: The German University 1882–1918. – In: Kavka, Petráň (eds.): A History of Charles University, vol. 2., S. 163–174; Pešek, Míšková, Hlaváčková, Svobodný, und Janko: The German University of Prague, S. 245–256; Míšková: Die Deutsche (Karls)Universität vom Münchner Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

frei gewordenen Professorenstellen nur begrenzt war: Die Berufungskommissionen entwarfen immer eine Liste von (üblicherweise drei) geeigneten Kandidaten, mit welchen auch schon vorläufig über ihre Bereitschaft, die angebotene Professur zu übernehmen, gesprochen wurde. Die Entscheidung, wer von den empfohlenen Kandidaten (wenn nicht gar jemand ganz anderer) wirklich berufen wird, traf dann (normalerweise nach den mindestens formellen Beratungen mit dem Prager Statthalter und dem böhmischen Landesausschuss) das Wiener Ministerium für Cultus und Unterricht (seit 1918 das Prager Ministerium für das Schulwesen und die nationale Aufklärung: Ministerstvo školství a národní osvěty). Die Ernennungsurkunde musste der Kaiser (später der Präsident der Republik) unterzeichnen.

Diese Wege der Entscheidungsfindung waren sehr wichtig nicht nur in nationaler, politischer oder oft auch rassisch-religiöser, sondern auch in fachlicher Hinsicht. Die kleinen philosophischen Fakultäten waren manchmal sehr konservativ besonders im Bezug auf die »traditionslosen«, »jüdisch versippten« Naturwissenschaften (und die Chemie war gerade ein Musterbeispiel einer solchen Wissenschaft). Die hohen – in nicht seltenen Fällen fachlich ausgesprochen kompetenten – Beamten des Ministeriums waren dann manchmal wirkliche Wegbereiter für neue Entwicklungen in Wissenschaft und Lehre, vor allem in den für den Staat wichtigen Fächern. Sie verfolgten allerdings anderseits manchmal auch »staatstragende« Strategien, um junge und begabte österreichische Kräfte nicht »an Deutschland zu verlieren«, aber gleichzeitig auch, um eine Überflutung österreichischer Universitäten durch deutsche Wissenschaftler zu eliminieren. Die Anträge der Universitäten, die Lehrstühle mit den besten ausländischen Kräften zu besetzen, wurden also sehr oft abgewiesen, wenn für die thematisierte Spezialisierung einige inländische, mindestens etwas geeignete Kräfte zur Verfügung standen.[7]

Die künftigen Professoren der Chemie an der Prager (allerdings ähnlich an der Wiener oder Grazer) Universität waren also überwiegend Privatdozenten oder gar Professoren einer anderen österreichischen Universität, einer deutschsprachigen Technischen Hochschule oder einer anderen Hochschule (z. B. der Wiener Handelsakademie), an der Chemie unterrichtet wurde. Die meisten akademischen Chemiker betrachteten als Traumziel ihrer Karriere eine Professorenstelle an der Wiener Universität oder an einer der berühmten deutschen Universitäten. Die Stabilität der Forschung und Lehre bzw. der Prozess der Bildung einer in längerer Perspektive wirkenden wissenschaftlichen »Schule« litt allerdings sehr oft unter diesen Bedingungen. Konkret für die Prager deutsche universitäre Chemie galt, dass ihre Professoren in Wien, Graz oder Lemberg bzw. an den deutschen Technischen Hochschulen in Prag oder in Brünn habilitiert wurden oder dort gar schon eine Professur erworben hatten, bevor sie an die Prager Deutsche Universität berufen wurden.

Praktisch absolut ausgeschlossen war dagegen der Übergang von einer der Universitäten mit slawischer Unterrichtssprache an die Deutsche Universität Prag. Die national-politischen Gegensätze verhinderten jede Zusammenarbeit. Die ein-

---

[7] Vgl. Rosner: Chemie in Österreich, S. 237–242.

zigen kollegialen Kontakte der z. B. tschechischen und deutschen Fachkollegen gab es auf den – in dieser Zeit eher seltenen – internationalen Tagungen im Ausland. Sonst betrachteten beide nationalen Milieus solche Kontakte prinzipiell als Verrat – oft mit schwerwiegenden Folgen für die »Verräter«. Ausnahmen gab es nur äußerst wenige und man muss sie vor allem im jüdischen Milieu suchen (z. B. der Kreis der Hörer von Albert Einstein während seiner Prager Semester). Die wichtigsten Partner der Deutschen Universität waren also die Prager Deutsche Technische Hochschule und die Universität Wien. Ein Teil der Professoren und Dozenten der Chemie der Prager Deutschen Technischen Hochschule unterrichtete parallel an der DU, mit Wien gab es einen intensiven »Austausch« der jüngeren Lehrkräfte.

Wenn wir über die Grenze der alten Monarchie schauen, z. B. in Richtung der berühmten und von Prag nicht weit entfernten Universität Leipzig,[8] zeigt sich überraschend, dass – obwohl sonst die wirtschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Beziehungen Böhmens und Sachsens dauerhaft außerordentlich intensiv waren – jede formelle wie informelle Kooperation der Universitäten ausgeblieben ist. Es sieht so aus, dass die schon erwähnte intensive Aufsicht der Cultusministerien für solche grenzüberschreitende Kontakte bis 1918 eher ungünstig war. Nach 1918 hatten sich dann die Umstände so tief verändert, dass eine intensive offene Zusammenarbeit der Prager Deutschen Universität und der Universität Leipzig eigentlich nicht mehr in Frage kam. Wenn schon die wissenschaftlichen Kräfte für Prag in der untersuchten Zeit aus Deutschland gewonnen wurden, dann eher von den Universitäten Heidelberg, Tübingen oder aus der Schweiz.

1. Die Entwicklungsetappen der Prager universitären Chemie

Wenn wir die Entwicklung der Prager deutschen universitären Chemie nach der Teilung der Prager Universität betrachten, sehen wir etwa fünf Phasen, in den sich das Fach entwickelt hat: Die ersten 10 Jahre können wir als Stagnation bis Krise des Faches bezeichnen, eine schwierige Zeit, welche erst mit der Übernahme des Lehrstuhls und des Laboratoriums durch Guido Goldschmiedt beendet wurde. Er hatte die Basis für die spätere Blüte gebaut und eine Generation der wissenschaftlich kompetenten Chemiker ausgebildet. Sein Schüler und Nachfolger Hans Meyer konnte seit der Institutsübernahme interessante wissenschaftliche Ergebnisse – übrigens gemeinsam mit seinen Schülern – vorführen und meisterte (pädagogisch wie auch organisatorisch und forscherisch) nicht nur die schwierige Kriegszeit, sondern bewältigte auch die mächtige Welle der Studentenschaft, welche in den 20er Jahren und besonders in der Weltwirtschaftskrise das Institut erreicht hat. Mit seinem – nicht gerade freiwilligen – Abgang Mitte der 30er Jahre begann eine neue hoch problematische Epoche: Die Nazifizierung und »Entjudung« der Deut-

[8] Vgl. dazu jüngst: Hehl, John, Rudersdorf (Hrsg.): Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Bd. 4.

schen Universität Prag zeigte die schlimmsten Auswirkungen auf das Chemische Institut und seine Leistungen.

Das Fach Chemie war also in Prag bis zum Anfang der 20er Jahre noch an der Philosophischen Fakultät zu Hause.[9] Er wurde durch nur einen einzigen Professor vertreten.[10] Dieser musste mit einem Adjunkt, einem Assistenten und einem Aushilfsassistenten das ganze Fach Chemie vertreten und dieses den Studenten aus den naturwissenschaftlichen, medizinischen und pharmazeutischen Fächern vermitteln.

Die erste große inhaltliche aber auch quantitative Wende im Fach passierte in Prag kurz vor dem Anfang des 20. Jahrhunderts, die zweite um 1930:[11] Am Ende der Zwischenkriegszeit existierten dann an der – im akademischen Jahr 1920/21 durch die Ausgliederung aus der Philosophischen Fakultät entstandenen – Naturwissenschaftlichen Fakultät zwei kooperierende chemische Institute mit insgesamt fünf Professoren, sechs Privatdozenten und zwei weiteren externen Vortragenden. Schon dies zeigt deutlich, wie intensiv das Fach im Laufe eines halben Jahrhunderts expandierte.

Unser Ziel ist es, in diesem Aufsatz die Prozesse der Differenzierung und der Modernisierung des Faches aufzuzeigen. Die Chemie als ein akademisches Fach und gleichzeitig als ein immer wichtigerer Industriezweig machte in dieser Epoche eine unvorstellbar schnelle Expansion und qualitative Entwicklung durch.[12] Es veränderten sich sehr schnell die Themen, Ziele der Forschung, die theoretische Basis und darüber hinaus sowohl die Methoden als auch das ganze Instrumentarium des Faches. Gleichzeitig wurde die enge Verbindung zu der modernen theoretischen und experimentellen Physik, gleichzeitig aber auch zur Botanik und zur Biologie wesentlich gestärkt – also zu den Wissenschaften, welche den Weg von dem beschreibenden Systematisieren zur Durchforschung der biochemischen Prozesse in der lebendigen Masse suchten. Parallel ist eine vertiefte Beziehung und damit auch erhöhte Wichtigkeit der Chemie für die Pharmazie und für die Medizin zu erkennen – wie im Sinne von Akzentuierung der chemischen Analysen der Präparate, so der Synthesen der Arzneien oder auch der Erforschung der chemischen Prozesse, die im menschlichen Körper ablaufen. Kurz, die Fragestellung, die Techniken und die Bedingungen der Forschung in diesen Jahrzehnten veränderten sich grundsätzlich.

Die Universität Prag hatte in der untersuchten Zeit bereits eine große chemische Tradition, welche Professor Josef Redtenbacher schon in den 40er Jahren begründet hatte und welche zwei seiner berühmten Nachfolger, Friedrich Rochleder und Adolf Lieben, bis in die 70er Jahre weiter festigten.[13] Alle drei großen Chemiker wurden allerdings auf dem Gipfel ihrer wissenschaftlichen Produktivität

---

[9] Pešek et al.: »The German University of Prague 1918–1939«. – In: Kavka, Petráň (eds.): A History of Charles University. vol. 2, *S.* 245–256.

[10] Dazu: Rosner: Chemie in Österreich 1740–1914, Bd. 5, S. 85–89.

[11] Vgl. Pešek, Šaman: Mitteleuropäische Forschungslandschaft im Vergleich.

[12] Marsch: Zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Industrieforschung in Deutschland und Großbritannien 1880–1936.

[13] Rosner: Chemie in Österreich, S. 85–89.

durch ministeriale Entscheidung von Prag nach Wien berufen, wo sie dann die meiste Zeit mit dem universitären Massenlehrbetrieb und mit verschiedenen hohen und zeitaufwändigen Amtsfunktionen weg von der Forschung verbrachten.

Das Fach Chemie wurde im Jahre der Teilung der Prager Universität durch den noch jungen, vierzigjährigen, über Professuren in Lemberg und Brünn nach Prag gekommenen Chemiker Eduard Linnemann vertreten. Er las allgemeine Chemie und Chemische Analyse vor und führte daneben Übungen für Chemiker und für Mediziner. Auf dieser eher mittelschulischen Ebene blieb das Fach bis zu Linnemanns plötzlichem Tod im Jahre 1886. Es sagt uns etwas über die Lage des Faches an der Prager Deutschen Universität jener Jahre, wenn dort ein Semester nach Linnemanns Ableben gar kein Chemieunterricht durchgeführt wurde. Erst unter seinem Nachfolger Prof. Richard Maly sind gewisse Andeutungen einer leichten Modernisierung erkennbar: Der Fachmann der organischen und physiologischen Chemie bot seit dem Jahre 1887 auch eine »Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten für Geübte« an. Und erst seit dieser Zeit finden hier erstmals Veranstaltungen von Privatdozenten statt.

Eine wirkliche Wende zeichnete sich erst ab, als Maly im Wintersemester 1890/91 schwer erkrankte und seine Lehrpflichten de facto durch die Privatdozenten Gintl,[14] Garzarolli und Brunner übernommen wurden. Ein ganzes Jahr sicherten die Privatdozenten mit thematisch interessanten Lehrangeboten die Tätigkeit des Lehrstuhls, bevor das Szepter der Prager deutschen Chemie im Sommersemester 1892 an Guido Goldschmiedt, einem erfolgreichen Alkaloiden-Analytiker (Entschlüsselung von Papaverin 1888) übergeben wurde.[15] Mit ihm, einem der begabtesten österreichischen Chemieforscher seiner Zeit, kam es endlich zur wirklichen Modernisierung des Faches Chemie an der Prager Deutschen Universität.

Wenn wir schon die Umstände der 1880er Jahre kritisieren, müssen wir aber auch klar sagen, für wen jene, im Prinzip sehr einfache und oberflächliche, Lehre damals bestimmt war: Die Chemie war ein Pflichtfach sowohl für die Pharmazeuten, die damals als angeschlossenes Fach der Philosophischen Fakultät wirkten, als auch für die Mediziner, welche Chemie für das erste Rigorosum benötigten, und schließlich war das Fach noch obligatorisch für eine sehr begrenzte Anzahl künftiger Mittelschullehrer der Naturwissenschaften. Die Praktiker für die chemische Industrie sollten hingegen die technischen Hochschulen vorbereiten – allerdings in den meisten Fällen mit einer schlimmeren Laborausstattung als an den Universitäten. Es wundert also nicht, wenn wir feststellen, dass die ersten zwei Prager deutschen Dissertationen im Fach Chemie erst im Jahre 1892/93 vorgelegt wurden. Es handelte sich offensichtlich um die Schüler von Maly, welche aber erst unter Goldschmiedt promovieren konnten. Bis zum Ende des Jahrhunderts promovierten nur insgesamt neun Studenten in der Chemie.

---

[14] Zu diesem auch allgemein außerordentlich wichtigen Professor der Deutschen TH und Privatdozent der DU vergleiche: Stark, Gintl, und Grünwald (Hrsg.): Die k. k. Deutsche technische Hochschule in Prag, S. 379 und 421f.

[15] Zu ihm vergleiche den Nekrolog von Herzig: »Guido Goldschmiedt«.

An der konkurrierenden Prager tschechischen philosophischen Fakultät findet man zwar die ersten zwei chemischen Dissertationen schon in den 1880er Jahren, eine systematische Promotionstätigkeit etablierte sich hier aber auch erst seit den 90er Jahren, als die zwei Lehrstühle für Chemie (als Professoren der allgemeinen Chemie wirkten hier Vojtěch Šafařík und August Bělohoubek) durch die jüngeren Chemiker Bohuslav Raýman und Bohuslav Brauner besetzt bzw. ergänzt wurden.[16] Auch die personell besser ausgestattete tschechische Philosophische Fakultät promovierte nur neun Chemiker bis 1900.

Die neunzehnjährige Goldschmiedt-Epoche war ein wirklicher Modernisierungsschub im Bereich der Prager Chemie. Goldschmiedt behielt die schon existierende Gruppe der an anderen Fakultäten tätigen Privatdozenten und gestaltete durch eine systematische, thematisch breit angelegte Zusammenarbeit mit ihnen das Lehrangebot seines »Laboratoriums« dauerhaft wesentlich attraktiver. Alle Mitglieder dieser Dozentengruppe erlangten denn auch Professuren verschiedenen Ranges im Laufe der 1890er Jahre. Die durch Karl Brunner (seit 1894 a. o. Professor) gelehrte pharmazeutische Chemie wurde seit dem Anfang der neunziger Jahre zu einem festen Bestandteil der Lehre, ergänzt durch die ebenfalls durch ihn unterrichtete Nahrungsmittelchemie.

Anfang der 1890er Jahre kam es zur Gründung eines weiteren Zentrums der Chemie an der Prager Deutschen Universität: Einer der Assistenten des berühmten Physikers und Philosophen Ernst Mach, der Privatdozent Gustav Jaumann, machte neben verschiedenen physikalischen auch chemische bzw. physikalisch-chemische Themen zum Gegenstand seiner Lehre. So las er z. B. Photochemie (1891) und Geschichte der physikalischen Chemie. Im Jahre 1894 wurde er schließlich zum außerordentlichen Professor der Physikalischen Chemie erhoben.[17] In den Jahren 1896 bis 1902 stand Jaumann dem neu gegründeten Physikalisch-Chemischen Institut vor. Eine akademische Schule gründete er jedoch nicht – weder führte er Promotionen, noch arbeitete er mit Goldschmiedt zusammen.

Eine Generationswende im Chemischen Institut deutete sich zwischen 1895 und 1902 an durch die Ankunft von drei jungen, um 1870 geborenen Chemikern (Kirpal, Meyer und Rothmund), welche dann die Prager universitäre Chemie bis zu den 30er Jahren führten und repräsentierten. Der vielleicht wichtigste aus diesem Trio war der – gerade siebenundzwanzigjährige, bei Goldschmiedt frisch mit einer Arbeit über die quantitative Bestimmung der organischen Atomgruppen habilitierte und bald auch international berühmte – Chemiker Hans Meyer.[18] Im Jahre 1898/99 trat er die Stelle des Adjunkten des Institutes an. Meyer, ein jüdischer Wiener, kam nach Prag von der Wiener Technischen Hochschule, wo er als Assistent tätig gewesen war. In ihm gewann Goldschmiedt, selbst ein großer Forscher vor allem im Feld der Fettchemie und der Chemie der Alkaloide, einen weiteren genialen Organiker für sein Institut. Meyer wurde schon 1904 im Alter von

---

[16] Petráň: The philosophical faculty. – In: Kavka, Petráň (eds.): A History of Charles University, vol. 2, S. 147–161.

[17] Rosner: Chemie in Österreich 1740–1914, S. 241 und 284.

[18] Pešek, Šaman: Hans Meyer.

33 Jahre a. o. Professor an der Prager Deutsche Universität und im Jahre 1908 dann Ordinarius für Chemie an der Prager Technischen Hochschule. Er hatte allerdings seine Beziehung zu dem universitären Chemischen Institut behalten und als Privatdozent hier weiter (und weiterhin mit einem bewundernswert breiten thematischen Horizont) vorgelesen. Diese enge Beziehung war für ihn ebenso wie für das Institut vorteilhaft: Meyer wurde 1911 zum Nachfolger des im Jahre 1910 nach Wien berufenen Goldschmiedt.[19]

Die wissenschaftlichen Erfolge Meyers lassen sich nicht nur an einer erstaunlich hohen Anzahl anerkannter, vor allem in den Wiener Zeitschriften publizierten Studien zu verschiedenen Feldern der Organik ablesen, sondern auch und vor allem an dem schon 1903 publizierten zweiten Buch: *Analyse und Konstitutionsermittlung organischer Verbindungen*. Dieses, auch in Frankreich und in den USA veröffentlichte Werk, wurde schließlich zu Meyers Lebenswerk: Insgesamt erschienen sechs, immer wieder grundsätzlich überarbeitete und erweiterte Auflagen. Die sechste Auflage aus den Jahren 1938–40 hatte einen Umfang von insgesamt fast 4500 Seiten und gehörte für Jahrzehnte zu den wichtigsten Nachschlagewerken der euroamerikanischen Organik.[20] Meyer war aber auch als Laborforscher sehr erfolgreich: Für seine Entdeckung der Säurechlorid-Herstellung erhielt er 1905 den Wiener Ignaz-Lieben-Preis, also den »österreichischen Nobel-Preis«. Im Jahre 1909 publizierte er als weltweit Erster über die Thermochromie der organischen Stoffe. Zu seinen weiteren berühmten Entdeckungen gehören die Analyse der Mellitsäure oder seine Studie über die – nach dem II. Weltkrieg medizinisch enorm wichtigen – Hydrazide der Karboxylsäuren.

Etwas weniger wissenschaftlich »spektakulär« als die Prager Ankunft von Hans Meyer, allerdings nicht weniger wichtig für die Zukunft der Prager Chemie, war die Berufung von Alfred Kirpal auf die Stelle des Assistenten von Goldschmiedt im Jahre 1895. Der gebürtiger Prager Kirpal, in Heidelberg promoviert und mit einer Erfahrung einjähriger Arbeit im Laboratorium der Züricher Polytechnik ausgestattet, blieb noch nach seiner a. o. Professur auf der Stelle des ständigen Assistenten im Chemischen Institut, gehörte aber mit seiner Spezialisierung für organische Chemie und chemische Technologie, später auch für die Pharmazie zu den wichtigsten Mitgliedern dieses Instituts – praktisch bis zum Anfang des Zweiten Weltkrieges.

Der dritte Chemiker, der mit Meyer und Kirpal in der kleinen Welt der Prager universitärer Chemiker die ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts prägte, war

---

[19] Goldschmiedts Berufung nach Wien ist ein gutes Beispiel dafür, wie die akademischen »Migrationen« damals funktionierten: Goldschmiedt wurde im Alter von 60 Jahre (unter den Umständen jener Zeit also schon ein »ehrenhafter Greis«) nach Wien berufen. Der inzwischen kranke Mann konnte dem berühmten Wiener »Rochleder und Lieben«-Lehrstuhl zwar sein Ruhm und Prestige anbieten, nicht mehr aber neue Impulse und Energie zu ihrer Umsetzung. Es ist signifikant, dass er in den fünf Wiener Jahren nur sechs seiner insgesamt 95 Studien publizierte, wobei einige dieser Forschungen offensichtlich schon in Prag begonnen wurden.

[20] Meyer: Analyse und Konstitutionsermittlung, Bd. 1; Meyer: Nachweis und Bestimmung organischer Verbindungen, Bd. 2; Meyer: Synthese der Kohlenstoffverbindungen, Bd. 3, Meyer: Synthese der Kohlenstoffverbindungen, Bd. 3.

der gebürtige Münchner Wiktor Rothmund. Er war nach seiner Münchner Habilitation für physikalische Chemie in Göttingen und Leipzig tätig. Im Jahre 1902 übernahm er als a. o. Professor das von Jaumann verlassene Physikalisch-chemische Institut. Er modernisierte das Lehrangebot für physikalische Chemie thematisch (von der Elektrochemie über Photochemie bis zur Radioaktivitätsforschung) und führte das Institut mit viel Invention und in guter Zusammenarbeit mit dem Chemischen Institut bis zu seinem plötzlichen Tod im Jahre 1927.[21] Er pflegte auch sehr enge Beziehungen zum – übrigens exzellenten –Physikalischen Institut der Deutschen UNiversität. So nahm er z. B. an den Ringvorlesungen Teil, bei welchen die aktuelle physikalische Literatur durch Dozenten und Professoren besprochen wurde.

Wenn man die Bibliographien der Prager universitären Chemiker untersucht, so sieht man, dass hier eine sehr intensive Zusammenarbeit an mehreren gemeinsamen Forschungsthemen festzustellen ist. Das galt nicht nur für die Studien der Dozenten und Assistenten, sondern auch für die Experimente einiger der Doktoranden des Instituts. In Professor Goldschmiedts Nachlass »fand sich ein bis in die letzten Tage fortgeführtes eigenhändiges Verzeichnis über alle auf seine Veranlassung und unter seiner Leitung ausgeführten Arbeiten. Unter den 233 Publikationen aus dem Prager Institut in der Zeit seiner dortigen Wirksamkeit waren es beispielsweise nur 97, die er als von ihm veranlasst und geleitet in Anspruch nahm.« Soweit sein Nekrolog.[22] So bildete man damals also eine wissenschaftliche Schule.

Die Belegschaft des Chemischen Instituts hatte am Ende von Goldschmiedts Epoche acht Mitarbeiter (die Privatdozenten der Prager DeutschenTechnischen Hochschule nicht eingerechnet). Einige von ihnen gingen mit ihm nach Wien. Meyer musste seine Zeit also mit einem kleineren Arbeitsteam von fünf bis sechs akademischen Mitarbeitern beginnen. Und wieder spielten hier die Professoren der Prager Deutschen DeutschenTechnischen Hochschule eine wichtige Rolle bei der Erweiterung des Lehrangebotes an der Universität. Prof. Reginald O. Herzog, später Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Faserstoffchemie in Berlin, hatte seit 1913 mit den Vorlesungen im damals neuen Fach der Biochemie begonnen. Goldschmiedts Assistent, der hoch begabte Anorganiker, Analytiker und vor allem weltberühmte Radiumforscher Otto Hönigschmied kam aus seiner Gesellenwanderschaft, die ihn nach Paris, Harvard und Wien führte, zurück nach Prag und blieb der Universität als Lehrer bis 1918 treu, auch wenn er schließlich die Meyer'sche Professur an der Deutschen TH eroberte.

Der Erste Weltkrieg, die Haushaltskürzungen wie auch die Einberufung von Studenten und vielen jüngeren Dozenten, erteilte der universitären Lehre und Forschung einen schweren Schlag. Es ist bemerkenswert zu verfolgen, wie die Probleme dieser Zeit im Prager Institut für Chemie gelöst wurden: Die mit der Ausbildung der Mediziner und der Pharmazeuten verbundene Lehre ermöglichte es

---

[21] Zu seinem Tod vergleiche die Nachlassakten in: Archiv hlavního města Prahy (Archiv der Hauptstadt Prag), Bestand: Okresní soud civilní pro vnitřní Prahu (Bezirkszivilgericht Prag Mitte), Akte: D X. 361/27.

[22] Herzig: Guido Goldschmiedt, S. 928–932.

besser als in anderen Fächer, eine relative »Normalität« der Arbeit zu wahren. Vor allem aber füllten jetzt Frauen die Hörsäle und Laboratorien und hielten dadurch u.a. die Frequenz der Dissertationen fast bis zum Kriegsende auf dem Vorkriegsniveau. Die Frauen sind dann auch konsequent auf die Stellen der Demonstratoren, der Stipendiaten und gar der Assistenten nachgerückt. Gleich drei Frauen arbeiteten im letzten Kriegsjahr am chemischen Institut: Dadurch wurde hier – im Vergleich mit dem Rest der ganzen Prager deutschen Philosophischen Fakultät – der höchste Anteil der Feminisierung erreicht. Darüber hinaus wurde bei Meyer auch intensiv und erfolgreich geforscht und (oft mit den jungen Wissenschaftlerinnen als Mitautoren von Prof. Meyer, der in der zweiten Dekade des 20. Jahrhunderts sehr viel mit seinen Schülern gemeinsam publizierte) veröffentlicht.[23] In diesem Sinne war Meyers Institut der damaligen Wissenschaft weit voraus. Das thematische Interesse der Dozenten und Doktoranden blieb traditionell vor allem auf die organische Chemie konzentriert.

2. Der Neubeginn in der Tschechoslowakei

Das Kriegsende, der Zerfall der Habsburger-Monarchie und die Gründung der Tschechoslowakei markieren einen tiefen Einschnitt nicht nur in dem politischen Leben des Landes, sondern auch in der bisherigen Arbeitsweise des Chemischen Instituts: So endete abrupt seine bisher florierende, u. a. in der fast absoluten Präferenz des Publizierens der Prager Chemiker in den Wiener Fachzeitschriften sich präsentierende Zusammenarbeit mit der Wiener Universität. Eine vorläufige Auswertung der Publikationslisten der Prager Chemiker zeigt, dass seit 1919 ihre meisten Studien in Deutschland, vor allem in der in Berlin redigierten Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft veröffentlicht wurden. Auch sonst findet man die Publikationen der Prager Chemiker der Zwischenkriegszeit hauptsächlich in den deutschen Fachjournalen.

Die fast hundertprozentige Wende von Wien zu Berlin (eine Prager oder tschechoslowakische deutschsprachige Zeitschrift für Chemie hat die kleine Gemeinde der deutschtschechoslowakischen Chemiker nie gegründet – was anderseits die internationale Position des sonst wichtigen Prager Forschungszentrums deutlich schwächte) war aber keineswegs die einzige Veränderung, welche die Nachkriegszeit markiert. Hauptsächlich kam es aber gleich 1919 zu einem Ansturm der Studenten auf das Chemische Institut, was zu einer bisher fast unvorstellbaren Arbeitsbelastung aller Dozenten führte. Es veränderten sich aber auch die inneren Umstände an der Universität: Die Naturwissenschaften wurden aus dem Verband der Philosophischen Fakultät im Jahre 1920/21 ausgegliedert; für sie wurde eine neue naturwissenschaftliche Fakultät gegründet.

---

[23] Praktisch alles davon wurde in den Wiener Monatsheften für Chemie publiziert. Meyer gehörte zu den fleißigsten Autoren dieser Zeitschrift in den ersten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts, und auch die meisten Studien seiner Schüler dieser Zeit wurden hier veröffentlicht.

Die Zwanziger Jahre waren eine Zeit des Kampfes mit den Herausforderungen des zum Massenbetrieb gewordenen Studiums – unter der Bedingung eines Abganges von den meisten begabten Schüler Meyers, welche mit ihm die Kriegsjahre durchgemacht haben. Für das Chemische Institut und für das ganze Fach war es unheimlich wichtig, dass es dann Hans Meyer gelang, an der Schwelle der 1930er Jahre eine neue Gruppe seiner begabten Schüler zu habilitieren und mit ihnen neu geschaffene, auf bisher wenig frequentierte Richtungen der Chemie spezialisierte Abteilungen im Institut zu besetzen. Schon im Jahre 1929 habilitierten bei ihm Konrad Bernhauer für Biochemie und Hans John für Pharmakochemie. Sie hielten in diesen Spezialisierungen gleich Veranstaltungen und eröffneten auch spezialisierte Abteilungen im Doktorandenseminar. Ein Jahr danach habilitierten Kurt Heller für anorganische Mikrochemie (Er wurde nach der Habilitation durch einen Ministerialerlass auch mit den Vorlesungen über die analytische Chemie beauftragt) und Harry Raudnitz, der sich mit der Strukturchemie der organischen Stoffe beschäftigte. Im Jahre 1932 folgten dann Habilitationen von Hans Truttwin, der auch die Vorlesungen über die Technologie der Organik übernahm, und Hans Waldmann, dessen Interesse sich auf die Methodologie der organischen Chemie konzentrierte. Als Ergebnis dieser gut organisierten Generationswende konnte Prof. Meyer sein Institut in spezialisierte Abteilungen teilen und ihre Leitung an seine habilitierten Schüler übertragen.

Nur so war es auch überhaupt möglich, die Masse der Naturwissenschaftler, Mediziner und Pharmazeuten, welche jetzt in Hunderten (!) jedes Semester Vorlesungen und Übungen in der Chemie absolvierten, zu bewältigen und vor allem die in den Jahren der Weltwirtschaftskrise explodierende Menge an Dissertationen (in den 1930er Jahren durchschnittlich 27 Promotionen jährlich) zu betreuen. Die Lage des Faches wurde auf der Naturwissenschaftlichen Fakultät noch dadurch kompliziert, dass der Leiter des Instituts für physikalische Chemie Viktor Rothmund 1927 unerwartet verstarb. Es dauerte praktisch bis zur Mitte der 30er Jahre, bis seine Stelle wieder besetzt wurde: Nach einer Reihe von gescheiterten Verhandlungen mit verschiedenen Wunschkandidaten erhielt schließlich der aus Böhmen stammende, von Freiburg in Breisgau nach Prag gekommene Johann Böhm die Professur.[24]

3. Verbindung der Lehre mit der Forschung

Das Chemische Institut war – wenn wir die Zahl der Mitarbeiter, die Zahl der Studenten und Doktoranden und die wissenschaftliche Produktion betrachten – das mit Abstand größte Institut unter 18 Instituten der naturwissenschaftlichen Fakultät. Wenn wir dann das Fach Chemie (also das Chemische Institut und das Physikalisch chemische Institut zusammengerechnet) als ein Ganzes betrachten, sprechen wir über ein Fünftel der ganzen Fakultät. Die Leistungen des Chemischen

[24] Zu ihm: Hoffmann: Johann (Jan) Böhm (1895–1952). – In: Glettler, Míšková (Hrsg.): Prager Professoren 1938–1948, S. 525–541.

bzw. Physikalisch-chemischen Institutes spiegeln sich in der Zahl der abgeschlossenen Dissertationen wider, wobei ihre fachliche Ausrichtung viel über die Modernisierungstrends im Rahmen der Chemie andeutet.[25] An der Prager Deutschen Universität (an der philosophischen bzw. an der naturwissenschaftlichen Fakultät) wurden in der untersuchten Zeit 519 Dissertationen im Fach Chemie eingereicht. In Prag lag nicht nur die Zahl der chemischen Dissertationen, sondern auch ihre thematische Vielfältigkeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges weit hinter der Wiener Konkurrentin. Das ist umso überraschender, wenn man bedenkt, dass hier in Prof. Goldschmiedt einer der wichtigsten und anerkanntesten österreichischen organischen Chemiker wortführend war.

Die Lage änderte sich erst nach Kriegsende, also in den besten Jahren der »Epoche Meyer«: Der Start in das »Zeitalter der Republik« war sehr dynamisch, wenn auch auf einem relativ niedrigen Niveau. Verfünffachte sich die Zahl der Dissertationen in Wien in den 1920er Jahren im Vergleich zu der vorherigen Dekade, so erreichte der Wachstumsindex in Prag gar einen Wert von 7,3. Umfasste die organische Chemie im Kriegsjahrzehnt noch fast 80 % aller Dissertationen, erreichten jetzt die Arbeiten mit anderen Themen einen Anteil von immerhin 35 %. Unter den »neuen Fächern« spielte vor allem die chemische Methodologie eine außerordentliche Rolle, weiter die physikalische und die Biochemie; ein Aufwärtstrend kann aber auch in der Anorganik und in der analytischen Chemie beobachtet werden. Das alles war eindeutig das Verdienst von Hans Meyer, der als Ordinarius die absolut meisten Promotionen betreute. Nur wenige Arbeiten aus dem Bereich der physikalischen Chemie wurden von dem Professor Rothmund geführt.

Obwohl die Tschechoslowakei sehr stark durch die Weltwirtschaftskrise getroffen wurde, kann für das Prager Chemische Institut von einer Abschwächung der Promotionskonjunktur in den 1930er Jahren kaum gesprochen werden. Zudem kamen dorthin relativ viele Ausländer in jener Zeit. Was die thematische Struktur des Faches betrifft, so verlor die organische Chemie gegenüber den »jüngeren« Fächer weiterhin an Boden (Rückgang von 65 auf 43 % aller Dissertationen), und auch die Methodologie büßte ihre neue Position wieder ein. Dies wurde allerdings durch einen Aufschwung des Interesses für Biochemie, Naturstoffchemie, analytische und neuerdings auch Makrochemie vollständig kompensiert. Konnten diese Fächer in den 1920er Jahren noch bloße 11 % der Promotionen an sich binden, waren es jetzt schon ganze 44,5 %! Dies ist eindeutig den von Hans Meyer eingeführten Reformen des Doktorandenseminars in spezialisierte Abteilungen zuzuschreiben. Gerade in der ersten Hälfte der 30er Jahre wurde die höchste Promotionsfrequenz der ganzen von uns untersuchten Zeit erreicht (insgesamt 153 Dissertationen in den Jahren 1931–1936). Nach Meyers Pensionierung und der nachfolgenden Nazifizierung bzw. »Entjudung« der Prager Deutschen Universität begann dann ein Niedergang des ganzen Faches, dessen neue Protagonisten offensichtlich andere als nur akademische Prioritäten hatten. Im Kriege schrumpften die

---

[25] Die Analyse der Prager und der Wiener Dissertationslisten 1882–1945 bietet die Studie: Pešek, und Šaman: Mitteleuropäische Forschungslandschaft im Vergleich.

Promotionszahlen in beiden untersuchten Universitäten schließlich auf etwa ein Zehntel der bisherigen Quote.

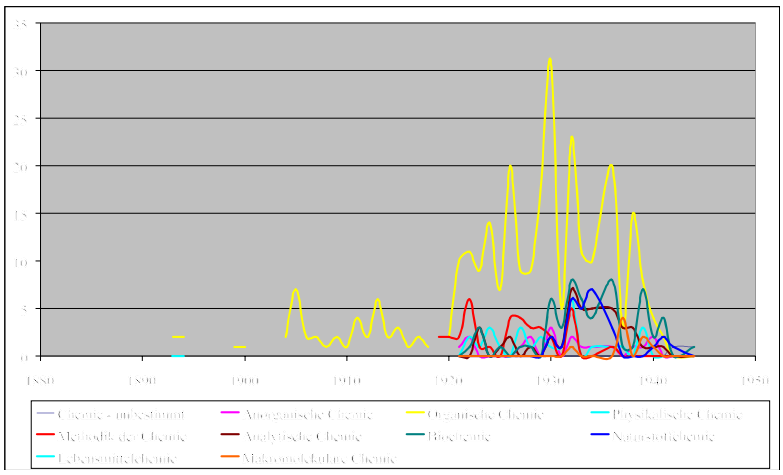

Abb. Chemie an der Deutschen Universität Prag 1882–1945. Dissertationen nach Anzahl und fachlicher Ausrichtung

Die Krisenjahre brachten seit dem Anfang der dreißiger Jahre harte staatliche Sparmaßnahmen mit sich. Um die wachsende Zahl der Studenten und Doktoranden trotzdem betreuen zu können, benutzte die Institutsleitung ohne Erlaubnis des Bildungsministeriums einen Teil der von den Studenten bezahlten Taxen für den Kauf von Chemikalien und die Ausstattung der Labore. Dies war neben der wachsenden Kooperation mit der Industrie auch eine der wichtigen Bedingungen dafür, dass auch in den 30ern die wissenschaftliche Produktion des Instituts weiterhin beträchtlich blieb. Als diese »Praktiken« 1936 unter dramatischen Umständen (der für die Finanzfragen zuständige Beamte des Instituts hat eine große Summe für sich veruntreut und verübte dann Selbstmord nach der Aufdeckung seiner Tat) amtlich entdeckt wurden, ließ sich der damals 65 Jahre alte Prof. Meyer, der keine Unterstützung durch seine Fakultät gefunden hat, vorzeitig pensionieren. (Das ganze, von seinem Untergebenen veruntreute Geld musste er dann jahrelang aus seiner kassierten Pension begleiten.) Sein Abgang, längere Vakanz seiner Professur und natürlich auch drastische Kürzungen der Finanzen des Instituts hatten tiefe Spuren in der Lehre wie in der Frequenz der Dissertationen und der Publikationen allgemein hinterlassen. Erst im Sommersemester 1938 wurde ein Nachfolger für Hans Meyer berufen: der gebürtige Münchner und dort für Biochemie habilitierte Proteinforscher Ernst Waldschmidt-Leitz, seit dem Jahre 1928 Professor der Prager Deutschen Technischen Hochschule.[26]

[26] Vgl. das Vorlesungsverzeichnis der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Deutschen Uni-

4. Richtung NS-Regime: bis zum bitteren Ende

Nichts desto weniger wirkten sich aber auch allgemeine politische Veränderungen an der Prager Deutschen Universität negativ auf die Tätigkeit des chemischen sowie des physikalisch-chemischen Institutes aus: Seit der Mitte der 30er Jahre schufen die nationalsozialistisch orientierten Studenten und Dozenten an der Deutschen Universität eine für Juden und Liberale unangenehme bis unerträgliche Atmosphäre. Die Studentenvereine wurden durch die Nationalsozialisten unterwandert, die jüdischen Dozenten suchten dann den Ausweg in der Emigration.[27] Die rassische Säuberung vom Herbst 1938 betraf zwei Männer aus dem Kreis der Schüler und später habilitierten Mitarbeiter von Hans Meyer: Kurt Heller und Harry Raudnitz, welche schließlich in der Schweiz und in Großbritannien Zuflucht fanden. Die Nationalsozialisten verfolgten allerdings auch protschechoslowakische Liberale, Anhänger der Sozialdemokratie oder mit Juden befreundete Wissenschaftler (Das war z. B. der Fall des a.o. Professors für pharmazeutische Chemie Hans John, der zwar rechtzeitig nach Holland fliehen konnte, dort dann aber doch schon 1942 starb.).[28]

Diese drastische, in den semestralen Einschreibebögen sich widerspiegelnde »Entjudung« und politische Säuberung der Universität hatte für die Chemie, ein Fach mit einem traditionell hohen Anteil an Studenten, die aus dem gebildeten jüdischen Milieu an die Universität kamen, schon seit der Mitte der 1930er Jahre fatale Konsequenzen.[29] Ein merkbarer Zufluss der reichsdeutschen Studenten nach Prag in dieser Zeit konnte diese Verluste kaum kompensieren. Trotzdem blieb die Chemie der größte Fachbereich der Fakultät.[30]

---

versität Prag für das Sommersemester 1938, S. 48f. Die Pflichtveranstaltungen von Meyer wurden vier Semester lang, vom Sommersemester 1936 bis zum Wintersemester 1937/38 durch andere Institutsmitglieder übernommen oder fielen aus. Der international erfahrene, sehr produktive Proteinforscher Waldschmidt-Leitz wurde zwar schon im Jahre 1937 zum ordentlichen Professor der DUP ernannt (vgl. Einreichungsprotokoll der Naturwissenschaftlichen Fakultät der DUP: 1937/ Nr. 942); wie die Vorlesungsverzeichnisse belegen, passierte sein realer Übergang an die DUP aber erst 1938.

27 Čermák: Das Kultur- und Vereinsleben der Prager Studenten, S. 171f.; Pešek: Prager jüdische Studenten. – In: Nekula, Koschmal (Hrsg.): Juden zwischen Deutschen und Tschechen, S. 65–72.

28 Vgl. »John Hanns, Chemiker«, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. Online-Edition, http://www.biographien.ac.at/oebl_3/126.pdf (letzter Zugriff: 8. August 2009). John wurde am Ende des Jahres 1939 als protschechoslowakischer Republikaner und »Judenfreund« zum Ziel von vor allem Konrad Bernahuers Denunziationen und Angriffen und rettete sich durch Emigration nach Holland. Vgl. auch: Míšková: »Die Deutsche Universität Prag im Vergleich mit anderen deutschen Universitäten in der Kriegszeit«. – In: Lemberg (Hrsg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz, S. 177–193, hier S. 180.

29 Vergleiche: Pešek: Jüdische Studenten. – In: Nekula, Koschmal (Hrsg.): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit, S. 211–225; Čermák: Das Kulturleben der Prager deutschen Studenten. – In: Nekula, Koschmal (Hrsg.): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit, S. 33–63, hier zum nationalsozialistisch orientierten Umsturz im Sommersemester 1936 die Seiten 56–58.

30 Pešek, und Šaman: Chemie na Německé universitě v Praze v době meziválečné [Die Chemie an der Deutschen Universität Prag in der Zwischenkriegszeit]. – In: Bobková, und Kaiserová (eds.): Vindemia. S. 175–189.

Es ist merkwürdig, dass sich für die nationalsozialistische Umgestaltung der Universität keinesfalls zweitrangige Persönlichkeiten einsetzten, sondern begabte und in ihrer Karriere erfolgreiche Wissenschaftler: Der Leiter der biochemischen Abteilung im Chemischen Institut und spätere nicht nur NS-Gaudozentenführer, sondern auch wichtige Penizillinforscher, Prof. Konrad Bernhauer, kann hier als exemplarischer Beispiel genannt werden.[31] Die definitive Umgestaltung dieses Faches brachte also erst die deutsche Besatzung der Tschechoslowakei im März 1939. Wenn wir die Personallage des Chemischen Institutes im Jahre 1939 mit seiner Situation fünf Jahre früher vergleichen, sehen wir, dass vier von damals acht habilitierten Dozenten fehlen (der inzwischen pensionierte Prof. Kirpal musste unter diesen Krisenumständen kurzzeitig aus dem Ruhestand zurück berufen werden, um den notwendigen Lehrbetrieb zu sichern).

Die Kriegsjahre brachten der Naturwissenschaftlichen Fakultät bzw. ihren chemischen Instituten ein intensives und vielseitiges Zusammenrücken mit der Prager Deutschen Technischen Hochschule (Die höchsten NS-Stellen überlegten gar – nach der Schließung der tschechischen Hochschulen im November 1939 – über eine Fusion der Prager Deutschen Universität mit der Prager Deutschen Technischen Hochschule). [32] Die noch wesentlich engere Zusammenarbeit der universitären Institute als früher mit der zu dieser Zeit personell unvergleichbar besser ausgestatteten Abteilung für Chemie (eigentlich auf dem Niveau einer chemischen Fakultät) der Deutschen Technischen Hochschule verschob die Schwerpunkte der Lehre und der Forschung (bisher vor allem organische Chemie und die angrenzenden Gebiete) in die Richtung der anorganischen Chemie und chemischen Technologie. Das größte Problem war aber die in der Konsequenz des Krieges sinkende – durch weibliche Hörerinnen nur teilweise kompensierte – Zahl der männlichen Studenten bzw. hauptsächlich der Promotionsstudenten. Dies ist besonders an der Zahl der Dissertationen sichtbar. Die Lehre wurde aber bis zum Kriegsende fortgeführt: Die letzte Promotion in der Chemie erfolgte am 21. April 1945.[33]

Die Universitätsforschung (sowohl die Themen der Dissertationen als auch die Forschungsvorhaben der Professoren) wurde durch den Krieg relativ wenig beeinflusst: Eine direkte Rüstungsforschung wurde nur durch den Professor für physikalische Chemie Johann Böhm unternommen, der sich mit chemischen Zündern für Artilleriegranaten beschäftigte. Mindestens indirekte Beziehung zur deutschen Kriegsanstrengung hatte auch seine, gemeinsam mit seinem tschechischen Kollegen, einem Professor der durch den Reichsprotektor geschlossenen tschechischen Karls-Universität Jaroslav Heyrovský, mit der Unterstützung durch die Deutsch Forschungsgemeinschaft (DFG) durchgeführte Arbeit zur Praxisumsetzung seiner

---

[31] Es ist sympthomatisch, dass sein lobender Nekrolog nicht nur einige Sachfehler beinhaltet, sondern auch seine ganze NS-Karriere auslässt: Brunner: In Memoriam Konrad Bernhauer, S. 22–28.

[32] Pešek, Šaman: Die Chemie an der Deutschen Universität Prag in den Jahren 1938–1945. – In: Kostlán (Hrsg.): Wissenschaft in den böhmischen Ländern 1939–1945, S. 136–142.

[33] Die Magistra der Pharmazie Elfriede Nowotny verteidigte mit Erfolg die Dissertation »Über katalytische Vorgänge an Abkömmlingen der Phosphorsäure«. Vgl. Výborná, Havránek, und Kučera: Disertace pražské university 1882–1945, S. 202, Nr. 939.

für die Elektrolyse außerordentlich wichtigen analytischen Methode der Polarographie, die gegen Kriegsende schon in der Prototypenphase stand.[34]

Die Professoren des Chemischen Institutes beschäftigten sich (offensichtlich auch im Bezug zu ihren Veranstaltungen für die Studenten der Medizin und Pharmazie) eher mit der zur medizinischen Zwecken orientierten Forschung. Konrad Bernhauer fokussierte sein Interesse auf das Penizillin, Ernst Waldschmidt-Leitz beschäftigte sich – auch mit der Unterstützung der DFG – mit der Rolle des Eiweißes innerhalb der Krebsgeschwüre und mit der Möglichkeit, über die Beeinflussung des Eiweißes den Krebs zu bekämpfen. Prof. Jan Waldmann betätigte sich dann auf dem traditionellen Felde der Organischen Synthese der Farbstoffe.

Die Deutsche Universität sollte am Ende des Krieges nach Süddeutschland evakuiert werden. Aus diesem Unternehmen blieb jedoch nur die Zerstörung des mit der Bahn transportierten Universitätsarchives bzw. eines Eisenbahnwagons mit den wichtigsten Zimelien auf dem Pilsner Bahnhof durch amerikanische Bomben. Die Universität stellte ihre Tätigkeit in den ersten Mai-Tagen 1945 ein. Sie wurde dann mit einem Dekret des Präsidenten der Tschechoslowakei mit der rückwirkenden Gültigkeit zum 17. November 1939 (Tag der Zwangsschließung der tschechischen Hochschulen durch die NS-Macht) aufgelöst. Die Leistungen ihrer Dozenten, in nicht seltenen Fallen der durch die Nazis vertriebenen oder ermordeten Wissenschaftler, werden erst in der jüngsten Zeit zum Thema der systematischen wissenschaftlichen Untersuchung.

Literatur

Brunner, Richard: In Memoriam Konrad Bernhauer. – In: Mitteilungen der Versuchsstation für das Gärungsgewerbe in Wien 30 (1976), H. 2.

Čermák, Josef: Das Kulturleben der Prager deutschen Studenten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts: Die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. – In: Marek Nekula und Walter Koschmal (Hrsg.): Juden zwischen Deutschen und Tschechen. Sprachliche und kulturelle Identitäten in Böhmen 1800–1945, München: Oldenbourg 2006, S. 33–63.

Čermák, Josef: Das Kultur- und Vereinsleben der Prager Studenten. Die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. In: Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei N.F. 9–10 (2001/2002), S. 107–190.

Hehl, Ulrich von, Uwe John, und Manfred Rudersdorf (Hrsg.): Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Bd. 4: Fakultäten, Institute, zentrale Einrichtungen. Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag 2009.

Herzig, Josef: Guido Goldschmiedt. – In: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 39 (1916), S. 892–932.

Hoffmann, Dieter: Johann (Jan) Böhm (1895–1952) Chemiker. Gelehrter in drei Regimen. – In: Monika Glettler und Alena Míšková (Hrsg.): Prager Professoren 1938–1948. Zwischen Wis-

---

[34] Heyrovský publizierte eine grundsätzliche Synthese zu diesem Thema: Polarographie. Theoretische Grundlagen, praktische Ausführung und Anwendung der Elektrolyse mit der tropfenden Quecksilberelektrode, Wien 1941, 514 Seiten. Vergleiche: Podaný: Jaroslav Heyrovský (1890–1967) . – In: Glettler und Míšková (Hrsg.): Prager Professoren 1938–1948, S. 543–568, hier S. 546; Hoffmann: Johann (Jan) Böhm (1895–1952) Chemiker. – In: Glettler und Míšková (Hrsg.): Prager Professoren, S. 525–541, hier zu seinen Zündern S. 523 und zu Heyrovský S. 535.

senschaft und Politik. Essen: Klartext 2001 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa. 17), S. 525–541.
Kahlert, Heinrich: Chemiker unter Hitler. Wirtschaft, Technik und Wissenschaft der deutschen Chemie von 1914 bis 1945. Langwaden: Bernardus-Verl. 2001.
König, Wolfgang: Chemie und Elektrotechnik – Science-based Industry und Industry-based Science. Ausbildung und Forschung in Deutschland in zwei Wissensgebieten vor dem Ersten weltkriegt. – In: Astrid Schürmann und Burghard Weiss (Hrsg.): Chemie – Kultur – Geschichte. Festschrift für Hans-Werner Schütt anlässlich seines 65. Geburtstages, Berlin, Diepholz: GNT-Verl. 2002, S. 235–243.
Marsch, Ulrich: Zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Industrieforschung in Deutschland und Großbritannien 1880–1936. Paderborn u.a.: Schönigh 2000 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London. 47).
Meyer, Hans: Analyse und Konstitutionsermittlung organischer Verbindungen. 6., umgearbeitete Auflage. Wien: Julius Springer 1938 (Lehrbuch der organisch-chemischen Methodik. Bd. 1).
Meyer, Hans: Nachweis und Bestimmung organischer Verbindungen. Julius Springer Verlag Berlin 1933 (Lehrbuch der organisch-chemischen Methodik. Bd. 2).
Meyer, Hans: Synthese der Kohlenstoffverbindungen. Wien: Julius Springer 1940 (Lehrbuch der organisch-chemischen Methodik Bd. 3, Teil: Heterocyclen in zwei Hälften in zwei Hälften).
Míšková, Alena: Die Deutsche Universität Prag im Vergleich mit anderen deutschen Universitäten in der Kriegszeit. – In: Lemberg, Hans (Hrsg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz München: R. Oldenbourg 2003 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum. 86), S. 177–193.
Míšková, Alena: Die Deutsche (Karls)Universität vom Münchner Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Praha: Verlag Karolinum 2007.
Nachmansohn, David: Die große Ära der Wissenschaft in Deutschland 1900 bis 1933. Jüdische und nichtjüdische Pioniere in der Atomphysik, Chemie und Biochemie, Stuttgart 1988.
Pešek, Jiří, Ludmila Hlaváčková und Alena Míšková: The German University 1882–1918. – In: Kavka, František, und Josef Petráň (Eds.): A History of Charles University. Prague: Karolinum Press 2001, vol. 2,. S. 163–174.
Pešek, Jiří, Alena Míšková, Ludmila Hlaváčková, Petr Svobodný und Jan Janko: The German University of Prague 1918–1939. –In: František Kavka und Josef Petráň (Eds.): A History of Charles University. Prague: Karolinum Press 2001, vol. 2, S. 245–256.
Pešek, Jiří, und David Šaman: Hans Meyer – klíčová postava pražské německé universitní chemie prvé třetiny 20. století (Hans Meyer – die wichtigste Persönlichkeit des Fachbereichs Chemie an der Prager Deutschen Universität im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts). Praha 2009 (Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis. 49) (im Druck).
Pešek, Jiří, und David Šaman: Mitteleuropäische Forschungslandschaft im Vergleich: Die Prager (deutsche) und die Wiener Chemie im Lichte ihrer Dissertationen aus den Jahren 1882 bis 1945, Acta Universitatis Carolinae – Studia Teritorialia IX. 2009/3, im Druck.
Pešek, Jiří, und David Šaman: Chemie na Německé universitě v Praze v době meziválečné [Die Chemie an der Deutschen Universität Prag in der Zwischenkriegszeit]. – In: Lenka Bobková und Kristina Kaiserová (eds.): Vindemia. Sborník k 60. narozeninám Ivana Martinovského [Vindemia. Festschrift zum 60. Geburtstag von Ivan Martinovský], Ústí nad Labem: Albis Internat. 1997, S. 175–189.
Pešek, Jiří: Jüdische Studenten an den Prager Universitäten 1882–1939. – In: Marek Nekula und Walter Koschmal (eds.): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. München: Oldenbourg 2006, S. 211–225.
Pešek, Jiří: Die Prager Universitäten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: Versuch eines Vergleichs. – In: Lemberg, Hans (Hrsg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz München: R. Oldenbourg 2003 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum. 86), S. 145–166.
Pešek, Jiří: Prager jüdische Studenten am Ende der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Juristen 1937/38. – In: Marek Nekula und Walter Koschmal (Hrsg.): Juden zwischen Deutschen und Tschechen. Sprachliche und kulturelle Identitäten in Böhmen 1800–1945. München: Oldenbourg 2006, S. 65–72.
Petráň, Josef: The philosophical faculty 1882–1918. – In: Kavka, František, und Josef Petráň (eds.): A History of Charles University, Prague 2001, vol. 2, S. 147–161.

Podaný, Václav: Jaroslav Heyrovský (1890–1967) Chemiker und Johann Böhm (1895–1952) Chemiker. – In: Monika Glettler und Alena Míšková (Hrsg.): Prager Professoren 1938–1948. Zwischen Wissenschaft und Politik. Essen: Klartext 2001 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa. 17), S. 543–568.

Rosner, Robert W.: Chemie in Österreich 1740–1914. Lehre – Forschung – Industrie. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2004 (Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung. 5).

Seibt, Ferdinand (Hrsg.): Die Teilung der Prager Universität 1882 und die intellektuelle Desintegration in den böhmischen Ländern. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 26.–28. November 1982. München: Oldenbourg 1984.

Stadler, Friedrich (Hrsg.): Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940. Bd. 1–2. Wien: Jugend u. Volk 1987–88 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften). – Unveränd: Neuaufl. Münster: LIT-Verlag 2004.

Stark, Franz, Wilhelm Gintl, und Anton Grünwald (Hrsg.): Die k. k. Deutsche technische Hochschule in Prag 1806–1906. Prag: Selbstverlag 1906.

Volkov, Shulamit: Soziale Ursachen des Erfolgs in der Wissenschaft. Juden im Kaiserreich. – In: Historische Zeitschrift 245 (1987), S. 315–342.

Výborná, Milena, Jan Havránek, und Karel Kučera: Disertace pražské university 1882–1945, II Německá universita (Dissertationen der Prager Universität 1882–1945, II. Deutsche Universität). Praha 1965.

FACHGESCHICHTE II:
KULTURWISSENSCHAFTEN

Petr Mareš

Leo Spitzer und die tschechische Stilistik

1. Zu Leo Spitzers Leben

Der berühmte Linguist und Literaturwissenschaftler Leo Spitzer (1887–1960) verbrachte in Köln am Rhein nur einige Jahre seines Lebens, die aber zu den wichtigsten und produktivsten in seiner wissenschaftlichen Laufbahn gehörten. Geboren in Wien, studierte er an der Wiener Universität bei dem Klassiker der positivistisch, junggrammatisch orientierten Romanistik Wilhelm Meyer-Lübke. Im Jahre 1915 wechselte Meyer-Lübke nach Bonn, und Spitzer folgte ihm 1919. Trotz zahlreicher Publikationen war Spitzers berufliche Situation in Bonn nicht befriedigend, und eine Verbesserung trat erst mit dem Ruf auf das Ordinariat für Romanistik in Marburg (1925) ein. Fünf Jahre später ging Spitzer, der inzwischen eines seiner bedeutendsten Werke, die zweibändigen *Stilstudien* (1928), veröffentlicht hatte, nach Köln. Die Romanistikprofessur in Köln war für Spitzer eine Prestigestelle, und er engagierte sich sehr für die Entwicklung seines Faches. Während der Kölner Zeit publizierte er ein anderes seiner großen Werke, *Romanische Stil- und Literaturstudien* (1931). Doch schon im April 1933 wurde Spitzer, der jüdischer Herkunft war, seines Amtes enthoben. Er konnte nach Istanbul ausreisen und von 1936 an wirkte er in den Vereinigten Staaten (Johns Hopkins University in Baltimore). Im Jahre 1946 wurde Spitzer gebeten, nach Köln zurückzukehren; er lehnte jedoch ab, u. a. aus Dankbarkeit gegenüber den Vereinigten Staaten.[1]

2. Spitzers Stilauffassung

Spitzer war positivistisch geschult, und diese Basis spiegelte sich im Nachdruck auf das sprachliche Material wider, das in seinen Arbeiten in unzähligen Belegen vorkommt. Doch er entfernte sich von den positivistischen Grundsätzen in mancherlei Hinsicht. Er neigte bald zur sog. idealistischen Sprachwissenschaft (Philologie) von Karl Vossler, zu einer Konzeption, die antipositivistisch zugespitzt war, den individuellen sowie kollektiven schöpferischen Geist als Ursache sämtlicher sprachlicher Erscheinungen ansah und die Rolle der Intuition als Quelle der Erkenntnis betonte. Spitzers Interesse galt vor allem der Stilistik, die für ihn als eine

---

[1] Zu den Peripetien von Spitzers Leben vgl. Gumbrecht: Leo Spitzers Stil; Pelán: Leo Spitzer, S. 525–537.

Brücke zwischen der Linguistik und der Literaturwissenschaft auftrat. Im Allgemeinen definierte er den Stil »im Sinne der bewussten Verwendung sprachlicher Mittel zu irgendwelchen Ausdruckszielen«. Wichtig ist dann, dass er sich einerseits mit den Sprachstilen, andererseits mit sog. Stilsprachen befasste. Die Sprachstile sind für Spitzer die »Ausprägungen gewisser Geisteshaltungen in den Einzelheiten der Gemeinsprache«. Viel mehr konzentrierte er sich allerdings auf die Stilsprachen, d. h. auf die »Ausdruckssysteme, die sich erlesene Geister in ihrer Individualsprache geschaffen haben« und die vor allem in den literarischen Texten zur Geltung kommen.[2] Der Nachdruck auf die Eigenart der individuellen Äußerung und zugleich auf den kreativen Aspekt des Stils führte Spitzer dazu, dass er den auffälligen sprachlichen Erscheinungen, Innovationen und Abweichungen vom »normalen Sprachgebrauch« große Bedeutung zuschrieb. Die spezifischen sprachlichen Züge in den Texten eines Autors bildeten für Spitzer ebenfalls den Anlass dafür, dass er versuchte, sie in Verbindung mit der Psyche des Autors zu setzen. Er ging von der Voraussetzung aus, dass zwischen den verwendeten sprachlichen Mitteln und der psychischen Konstitution, der Weltanschauung bzw. der »Seele« eines Schriftstellers notwendigerweise Übereinstimmung und Einklang herrschen; die Aufgabe des Stilistikers sei dann, diese Harmonie durch sorgfältige Lektüre, Intuition und Einfühlung zu entdecken und zu beschreiben. Es ist noch zu bemerken, dass Spitzer trotz des deklarierten Psychologismus immer den Text und die Eigentümlichkeit der Literatur respektierte und sie nie auf ein Dokument der »Autorenseele« reduzierte.

Vom Ende der zwanziger Jahre an ist eine Modifizierung in Spitzers Standpunkten bemerkbar; sie besteht im Grunde in einer größeren Annäherung an die Literaturwissenschaft, die die Stilistik in sich einbeziehen sollte. Anstatt des psychologischen Aspekts traten die ästhetischen Qualitäten eines Werkes in den Vordergrund. Die Stilauffassung, zu der Spitzer gelangte, kann als »die bei jedem Text neu zu erfahrende Einheit von Ausdruck und Sinn«[3] definiert werden.

3. Die Anfänge der tschechischen Rezeption Spitzers

Der Einfluss von Spitzers Konzepten und Stilanalysen war insbesondere in der deutschen Romanistik und unter den Forschern in einigen romanischen Ländern (Italien, Spanien) markant. Im tschechischen Fachkontext war ein deutliches Echo zunächst unter den Prager Germanisten bemerkbar. Der Germanistikprofessor und Übersetzer Otokar Fischer, der sich mit den psychologischen Ansätzen zur Literatur befasste und in seinen Monographien (u. a. über Heinrich von Kleist, Friedrich Nietzsche) versuchte, Werke und Psyche der Autoren in Verbindung zu setzen,

---

[2] Spitzer: Stilstudien, Bd. 1, S. IX. Zu Spitzers Stilbegriff vgl. Aschenberg: Idealistische Philologie und Textanalyse, S. 73–114. Neuschäfer: Über das Konzept des Stils bei Leo Spitzer. Pelán: Leo Spitzer, S. 538–552.

[3] Neuschäfer: Über das Konzept des Stils bei Leo Spitzer, S. 284–285.

machte in seiner Essaysammlung *Duše a slovo* auf Spitzers Stilanalysen aufmerksam.[4]

Fischers Schüler Vojtěch Jirát berief sich dann programmatisch in seinen zwei gründlichen, materialreichen Abhandlungen über den Stil literarischer Werke, die 1930 und 1933 veröffentlicht wurden, auf Spitzer. Die erste von diesen Abhandlungen konfrontierte eine ältere Übersetzung des Goetheschen Dramas *Faust*, die der Dichter Jaroslav Vrchlický verfasste, mit der neuen Übersetzung, die gerade Otokar Fischer im Jahre 1928 vorlegte,[5] die zweite enthielt eine (in deutscher Sprache geschriebene) Erörterung des Stils des antiromantisch orientierten deutschen Lyrikers August von Platen.[6] In den Einleitungen zu beiden Schriften betonte Jirát, dass er einerseits an die psychologisch orientierte Stilistik Spitzers,[7] andererseits an die durch Heinrich Wölfflin inspirierte Stiltypologie anknüpfte; zugleich stellte er fest, dass er in der Stilistik eine Möglichkeit fand, die linguistische Methode mit seinem literaturpsychologischen Interesse zu verbinden.[8] Die stilistischen Analysen weisen allerdings nur in einigen Partien einen direkten Zusammenhang mit den Spitzerschen Standpunkten auf. So versuchte Jirát Fischers Ausdrucksweise als Reflex seiner psychischen Dualität und inneren Antithetik zu deuten[9] oder Platens »Wortwahl als Ausdruck des individuellen Seelenlebens«[10] zu beschreiben. Die beiden Monographien wurden durch die Kritik positiv angenommen, ihre Themen aber waren (vor allem im Falle des zweiten Buches) ziemlich exklusiv, sodass ihr Einfluss in den Fachkreisen relativ bescheiden war.[11] Jiráts spätere Studien und Aufsätze, die auch bohemistische Fragen behandelten, fanden ein breiteres Echo, explizite Hinweise auf Spitzer sind aber in ihnen nicht mehr vorhanden.

4. Spitzer und die Entwicklung der tschechischen Stilistik

Die Repräsentanten der systematisch angelegten tschechischen Stilistik, die sich in den dreißiger und vierziger Jahren vor allem im Rahmen der Prager linguistischen Schule entwickelte, äußerten sich wiederholt über Spitzers Ansichten und Standpunkte, und zwar entweder explizit oder wenigstens implizit, im Rahmen der Erwägungen, die die Vosslersche Schule, idealistische Stilistik bzw. idealistische Philologie betrafen; es handelte sich aber immer um relativ kurze und deutlich distanzierte Formulierungen. Eine solche Einstellung unterschied sie z. B. von den

---

4 Fischer: Duše a slovo, S. 236.
5 Jirát: Dva překlady Fausta.
6 Jirát: Platens Stil.
7 »Als ich mich […] der Stilanalyse zuwenden wollte, habe ich in Spitzer und Sperber Führer gefunden.« Ebenda, S. IV. (Hans Sperber schrieb mit Spitzer das Buch *Motiv und Wort* [1918].)
8 Jirát: Dva překlady Fausta, S. 10.
9 Ebenda, S. 111–115.
10 Jirát: Platens Stil, S. 40.
11 Vgl. Čermák: Vojtěch Jirát, S. 618–619, 624–625.

polnischen Gelehrten, die Spitzers und Vosslers Arbeiten übersetzten und ausführlich erörterten.[12]

Der Grund für die erwähnte Distanz kann im Prinzip darin gesehen werden, dass Spitzer als prototypische Figur der idiosynkratischen Richtung in der Stilistik (nach der Terminologie von Jean-Jacques Lecercle[13]) auftrat, die ins Zentrum ihres Interesses die individuelle Ausdrucksweise stellt, während sich die tschechische Stilistik deutlich als (wieder nach Lecercle) generische Stilistik konstituierte, d. h. sie wollte primär die üblichen, sich wiederholenden Formen der Sprachverwendung in Texten beschreiben. Deutlich entfernt von Spitzers Postulaten ist z. B. der folgende Ausspruch eines der führenden Mitglieder des Prager linguistischen Kreises, Bohuslav Havránek, der die Rolle der Konventionen in der stilistischen Organisation der Texte hervorhob:

> Eine solche Organisation ist in der Regel nicht singulär, sondern unterliegt dem Brauch und der Konvention; denn wenn die Art und Weise der Organisation auch singulär sein kann, so ist sie es nur in besonderen Fällen; meist ist sie die gebräuchliche. Wenn diese Art und Weise individuellem Brauch entspricht, dann handelt es sich um einen individuellen (oder subjektiven) Stil, wenn sie aber dem überindividuellen Usus, der Konvention entspricht, dann kann man von einem konventionellen (funktionalen oder objektiven) Stil sprechen. Diese Konvention hängt […] vor allem vom Zweck (Ziel) der Äußerung ab, von ihrer Erscheinungsweise (innere – äußere Rede; gesprochene – geschriebene Äußerung) sowie von der Situation.[14]

Im Widerspruch zu den Standpunkten der tschechischen Stilistik stand ebenfalls Spitzers Nachdruck auf die sprachliche Abweichung als stilistisch aktives Element. Die tschechischen Forscher betonten die komplexe Natur des Stils, die Tatsache, dass er sowohl die üblichen, sich wiederholenden als auch eventuell die besonderen sprachlichen Züge in sich einbezieht. In diesem Zusammenhang ist die Feststellung Josef Miloslav Kořínek kennzeichnend: »Der Sprachstil ist nicht eine bloße Summe von äußeren sprachlichen Besonderheiten, sondern die gesamte Sprache in bestimmter absichtlicher Verwendung.«[15]

Ein deutliches Urteil über die Position von Spitzer bzw. über die ganze »idealistische Philologie« ist in Havráneks synthetischem Beitrag *Stylistika* (1940) zu finden, der als enzyklopädisches Stichwort (im Rahmen des *Ottův slovník naučný nové doby*) erschien. Havránek skizziert hier eine Geschichte der neueren Stilforschung und weist darauf hin, dass die idealistische Stilistik eine der zwei bedeu-

---

[12] U. a. Z zagadnień stylistyki.

[13] Lecercle: The current state of stylistics, S. 14.

[14] Havránek: Die funktionale Schichtung der Literatursprache, S. 156. Im Original: »Tato organizace není zpravidla jedinečná, nýbrž podléhá zvyklostem a konvencím, neboť její způsoby mohou sice být jedinečné, ale to je případ zcela zvláštní; častěji jsou zvyklostní. Je-li způsob ten zvyklostí individuální, jde o styl individuální (neboli subjektivní), je-li zvyklostí interindividuální, je dán konvencí a jde o styl konvenční (funkční anebo objektivní). Tyto konvence […] jsou určovány především záměrem (cílem) projevu, jeho způsobem (promluva vnitřní – projevená; mluvená – psaná) a situací.« Havránek: K funkčnímu rozvrstvení spisovného jazyka – Studie o spisovném jazyce, S. 64.

[15] Kořínek: O jazykovém slohu, S. 31, übersetzt von P. M. Im Original: »Jazykový styl není pouhá suma vnějších jazykových zvláštností, ale všechen jazyk v určitém záměrném používání.«

tendsten Richtungen darstelle, die sich um wissenschaftliche Betrachtung der Stilproblematik bemühten (neben der affektiven Stilistik von Charles Bally). Die Konzentrierung auf Stil als schöpferischen Akt des Individuums führt aber nach Havráneks Meinung dazu, dass sich diese Konzeption um die Möglichkeit der Bildung einer wissenschaftlichen Systematik bringt und in die Psychologie des Sprechens bzw. des Schaffens übergeht.[16]

Im Prinzip analoge Bemerkungen kamen dann in den Aufsätzen vor, die im Laufe des Jahres 1941 von den Repräsentanten der Prager linguistischen Schule in der Zeitschrift *Slovo a slovesnost* veröffentlicht wurden und die als »Diskussion über Stil« bezeichnet werden.

Josef Miloslav Kořínek versuchte, eine Trennlinie zwischen der Linguistik und der Stilistik zu ziehen. Die Linguistik befasse sich mit den überindividuellen sprachlichen Erscheinungen; die sprachlich-stilistischen Elemente seien für sie nur dann von Interesse, wenn sie den Bereich der Sprechgewohnheiten von Einzelpersonen überschreiten. Zu den linguistischen Begriffen gehöre auch der Sprachstil, den Kořínek als Gesamtheit der normierten, durch ein kommunikatives Ziel determinierten Ausdrucksweisen begreift. Die Stilistik soll dagegen ein unterschiedliches, selbständiges Fach sein, dessen Gegenstand der Bereich der »Parole« ist. Kořínek erkennt allerdings das Erfordernis der gegenseitigen Zusammenarbeit an und gibt zu, dass die stilistisch orientierte »idealistische Philologie«, die sich programmatisch auf das Individuelle in der Sprache als Ausdruck der Persönlichkeit konzentriert, »eine indirekte Bedeutung für die Linguistik« hat.[17]

Im Gegensatz zu Kořínek betonte Bohumil Trnka, dass die Stilistik in der Gegenwart »schon ein anerkannter Bestandteil der Sprachwissenschaft ist,«[18] und im Zusammenhang damit wertete er u. a. – am gründlichsten unter den Mitgliedern der Prager Schule – auch den Beitrag von Spitzer.[19] Trnka stellte fest, dass Spitzer, an Karl Vossler anknüpfend, die Gemeinsprache als Querschnitt der individuellen Sprachen auffasst und Stil als Mittel der individuellen schöpferischen Tätigkeit begreift, durch die sich die Sprache aufrechterhält. Trnka erkannte und beschrieb auch die Verschiebung in Spitzers Einstellung, die Wende von der Suche nach den Beziehungen zwischen dem Wort und der »Autorenseele« zur Identifizierung der Stilistik mit der ästhetischen Analyse literarischer Werke.[20] Die Gesamtwertung beider Stadien ist allerdings sehr kritisch:

> Spitzer […] gelangte nicht – und auf der Vosslerschen Grundlage konnte er auch nicht gelangen – zu einer Synthese seiner scharfsinnigen, aber zerstreuten stilistischen Betrachtungen, die nur analytische Studien an der Grenze zwischen der literarischen Ästhetik und der Sprachwissenschaft ohne feste philosophische Verankerung geblieben sind.[21]

---

16 Havránek: Stylistika – Studie o spisovném jazyce, S. 79–80.
17 Kořínek: O jazykovém slohu, S. 30–31.
18 Trnka: K otázce stylu, S. 62.
19 Trnkas Fach war Anglistik, aber er kommentierte und kritisierte in seinem Aufsatz in *Slovo a slovesnost* viele deutschsprachige Werke über Stilistik.
20 Trnka: K otázce stylu, S. 62.
21 Ebenda, S. 63, übersetzt von P. M. Im Original: »Spitzer […] nedospěl – a na vosslerovské

Die Gesamtbedeutung der idealistischen Schule besteht dann nach Trnka darin, dass sie eine resolute Reaktion gegen die damalige kollektive und zugleich physiologische Auffassung der Sprache bei den Junggrammatikern sowie gegen die mechanische und voluntaristische Konzeption der Völkerpsychologie von Wilhelm Wundt darstellte.[22]

Der dritte der Teilnehmer an der »Diskussion über Stil«, Vladimír Skalička, berührte in seinem Aufsatz[23] die hier verfolgten Fragen nicht. Auch ist der Name Leo Spitzer in seinen Schriften gar nicht zu finden. Doch wenigstens ist zu bemerken, dass sich Skalička in einigen Texten aus den vierziger Jahren im Allgemeinen mit der Vosslerschen Hervorhebung der Rolle des Individuellen in der Sprache auseinandersetzte[24] und das Problem auch später behandelte.[25] Skalička schätzte das Bestreben von Vossler und seinen Mitarbeitern, die Position des Individuellen in der Sprache zu erfassen, doch ihr begrifflicher Rahmen (der schöpferische Geist usw.) war für ihn unannehmbar.[26]

Es ist bemerkenswert, dass die Spitzersche Stilistik im literaturwissenschaftlichen bzw. ästhetischen Zweig der Prager Schule nur wenig Aufmerksamkeit fand. Jan Mukařovský erwähnte Spitzer in einer enzyklopädischen Übersicht der Poetik (für *Ottův slovník naučný nové doby*) als Repräsentanten der Vosslerschen Schule, die oft übermäßig den ästhetischen Faktor im sprachlichen Geschehen betone.[27] In seiner grundlegenden Studie *Estetika jazyka* bezeichnete er dann die Konzentrierung der idealistischen Philologie auf die individuellen Stilzüge einzelner Autoren als Einengung der sprachästhetischen Problematik.[28]

Marginal äußerte sich Mukařovský über die Vosslersche Schule auch in einer Polemik, die die Position der Dichtersprache betraf. Er lehnte die Vorstellung ab, nach der die dichterische sprachliche Abweichung (»die Aktualisierung« in seiner Terminologie) als Zweck die Bildung neuer Mitteilungsmittel hat. Diese Abweichung habe im Rahmen der Dichtersprache Selbstzweck und kann nur unabhängig von der Absicht des Autors in die Schriftsprache übernommen werden.[29]

Als kennzeichnendes Ende der Etappe, in der die Spitzerschen (und im Zusammenhang damit die Vosslerschen) Postulate im tschechischen Kontext kommentiert und gewertet wurden, kann das Urteil gelten, das von František Trávníček in der Broschüre *O jazykovém slohu* aus dem Jahre 1953 ausgesprochen wurde, also in der Zeit des Versuchs um eine »neue«, marxistische Sprachwissen-

---

základně ani dospěti nemohl – k synthesi svých bystrých, ale roztěkaných rozborů stylistických, jež zůstaly jen analytickými studiemi na pomezí literární estetiky a jazykozpytu bez pevného filosofického zakotvení.«

22 Ebenda.

23 Skalička: Problémy stylu.

24 U. a. Skalička: The Need for a Linguistics of La Parole.

25 Skalička: Psychika v jazyce.

26 Skaličkas Texte wurden (in tschechischer Fassung) als Skalička: Souborné dílo herausgegeben.

27 Jan Mukařovský: Poetika – Studie z poetiky, S. 20.

28 Jan Mukařovský: Estetika jazyka – Studie z poetiky, S. 61.

29 Mukařovský: Jazyk spisovný a jazyk básnický. – Studie z poetiky, S. 45.

schaft. Trávníček wollte eine Begründung liefern, warum »die idealistische Stillehre scheitern musste«:

> K. Vossler und L. Spitzer halten den Stil für ein Mittel der individuellen schöpferischen Tätigkeit, durch die sich die Sprache aufrechterhält.[30] Nach der marxistischen, der einzigen wahren allgemeinen Sprachtheorie, von Stalin ausgearbeitet, ist die Sprache Instrument des Denkens und der Verständigung der ganzen Gesellschaft, die sie verwendet. In der Zeit der Existenz der Nation ist sie Instrument des Denkens und der Verständigung der ganzen Nation. Und ferner ist die Nation nach Stalin nicht nur Träger, sondern auch Schöpfer der Sprache. […] wenn »der Austausch von Gedanken eine unaufhörliche Lebensnotwendigkeit« ist, so können die Einzelnen keine Bewahrer der Sprache sein.[31]

5. Parallele Lösungen

Wir haben bisher verfolgt, wie sich die tschechischen Gelehrten mit der Spitzerschen Stil- und Sprachbetrachtung auseinandersetzten. Es entsteht allerdings auch die Frage, ob bestimmte Analogien und Parallelen zu den Lösungen von Spitzer in ihrer analytischen Praxis bzw. in theoretischen Konzepten zu finden sind. Es wäre dabei nicht angebracht, über Einflüsse zu spekulieren. Man sollte eher über bestimmte Ähnlichkeiten reden, die sich aus vergleichbaren Forschungszielen und aus dem breiteren wissenschaftlichen Kontext ergaben. Diese Problematik kann an zwei Beispielen aus dem Werk von Jan Mukařovský vorgestellt werden.

Der frühe Aufsatz Mukařovskýs über den Stil der Erzählung *Babička* von Božena Němcová (1925) weist eine merkwürdige Verwandtschaft mit den Verfahren auf, die für Spitzers Stilanalysen typisch sind. Mukařovský geht von der Beobachtung aus, dass Němcová in *Babička* Farbbezeichnungen oder Ausdrücke, die anschauliche Vorstellungen erwecken, meidet. Auf dieser Basis gelangt er dann zur Feststellung, dass Němcová anstatt dieser Mittel die Reihung von kleinen Details des Geschehens bevorzugt, und er findet allmählich das grundlegende Prinzip des Textaufbaus in dieser Methode. Im letzten Schritt bringt dann Mukařovský die Züge des Textes und die Psyche der Autorin (harmonisches Naturell, Optimismus) in Verbindung. An Spitzer kann ebenfalls die große Menge von textuellen Belegen erinnern, die die Erörterungen begleiten.[32]

Jiří Pelán machte darauf aufmerksam, dass Spitzer vom Ende der zwanziger Jahre an strukturelle Gesichtspunkte vertrat, die mit den späteren Konzepten

---

[30] Trávníček zitiert hier evident – ohne Angabe des Autors – den Aufsatz von Bohumil Trnka. Trnka: K otázce stylu, S. 62.

[31] Trávníček: O jazykovém slohu, S. 3–4, übersetzt von P. M. Im Original: »K. Vossler a L. Spitzer považují sloh za prostředek individuální tvůrčí činnosti, kterou se udržuje jazyk. Podle marxistické, jediné pravdivé obecné teorie jazyka, vypracované Stalinem, je jazyk nástroj myšlení a dorozumívání celé společnosti, která ho užívá. V době existence národa je to nástroj myšlení a dorozumění celého národa. A dále je národ podle Stalina nejen nositelem, nýbrž i tvůrcem jazyka. […] je-li ‚výměna myšlenek neustálou životní nutností', nemohou být jednotlivci udržovateli jazyka.«

[32] Mukařovský: Pokus o slohový rozbor Babičky Boženy Němcové – Studie z poetiky.

Mukařovskýs, wie die semantische Geste, auf beachtenswerte Weise übereinstimmen. Es handelt sich vor allem um die Suche nach einem fundamentalen Aufbauprinzip des literarischen Werkes, das als Organisierungsenergie des Ganzen wirkt.[33]

6. Hinweise auf Spitzer in der neueren tschechischen Stilistik

Von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre an kamen Hinweise auf Spitzer in der tschechischen Stilistik nur sporadisch vor. Das Anregende wurde dabei eher in Einzelaspekten gesucht, dagegen fand seine Stilauffassung im Allgemeinen wenig Aufmerksamkeit. Doch in den letzten Jahren können Tendenzen zu einer Aktualisierung des Werkes von Spitzer in seiner Komplexität beobachtet werden.

Lubomír Doležel verwertete in einer den Beziehungen zwischen der Erzähler- und Personenrede gewidmeten Monographie Spitzers Erkenntnisse über die »subjektive Kausalität«[34] (die Spitzer in seiner berühmten Studie *Pseudoobjektive Motivierung bei Charles-Louis Philippe* behandelte[35]). Außerdem verfolgte Doležel auch Spitzers Teilnahme an den Diskussionen über die sog. erlebte Rede.[36]

In den achtziger Jahren berief sich eine der herausragenden Persönlichkeiten der tschechischen Stilforschung, Karel Hausenblas, auf Spitzer. Es handelte sich um die Frage, welche Methoden in der Stilanalyse verwendet werden können. Spitzers Methoden waren immer umstritten, sie waren programmatisch intuitiv, subjektiv, empathisch, und darum wurden sie häufig als »unwissenschaftlich« charakterisiert. Hausenblas beweist in seinen Erwägungen, dass Spitzers Verfahren eine der legitimen Alternativen in der Stilanalyse darstellt, die als Deutung »von der Mitte« bezeichnet werden kann; sie geht von der intuitiven Findung einer stilistischen Erscheinung aus, die dann als Grundlage für die Entdeckung fundamentaler struktureller Zusammenhänge funktioniert.[37]

Eine kurze Übersicht der Prinzipien der Spitzerschen Stilistik lieferte z. B. Květoslav Chvatík (wieder mit Betonung der »Schwächen des Psychologismus«).[38] Im Jahre 2007 wurde dann die erste (hier schon zitierte) gründliche tschechische Abhandlung über Spitzer veröffentlicht. Der Romanist Jiří Pelán behandelte sowohl Spitzers Leben als auch sein Werk und betonte, dass Spitzers Gedanken – mit zeitlichem Abstand betrachtet – homogen wirken, wobei die Basis dieser Einheit in seinem Vertrauen in den literarischen Text »als geschlossenen und in sich vollkommenen Kosmos« besteht.[39] Auf der anderen Seite ist es allerdings

---

[33] Pelán: Leo Spitzer, S. 547–548.
[34] Doležel: O stylu moderní české prózy, S. 42, 91.
[35] Spitzer: Stilstudien, Bd. 2, S. 166–207.
[36] Doležel: O stylu moderní české prózy, S. 69–70. Doležel erwähnt Spitzer ebenfalls in seiner revidierten Bearbeitung der Problematik. Doležel: Narativní způsoby v české literatuře, S. 22–23.
[37] Hausenblas: K metodám výkladu stylu textů, S. 67, 69.
[38] Chvatík: Problém stylu z hlediska obecné teorie umění, S. 86. Chvatík: Člověk a struktury, S. 102–103.
[39] Pelán: Leo Spitzer, S. 550.

kennzeichnend, dass Peláns Arbeit als Nachwort zu einer Übersetzung von Spitzers ausgewählten Studien verfasst wurde, deren Veröffentlichung sich lange verzögerte.[40]

Auf die Bedeutsamkeit der Spitzerschen Ideen und Ansätze wies auch die Germanistin und Romanistin Alice Stašková hin, die sie als Ausgangspunkt für eine Reflexion über die Perspektiven der Stilforschung in der Literaturwissenschaft nutzte.[41] Sie versuchte vor allem, von der analytischen Praxis, die Spitzer entwickelte, ein Modell abzuleiten, das für die historisch orientierte Stilforschung produktiv sein kann. Stašková hob in Anknüpfung an Spitzer die Kategorie des Subjekts als Korrelat der stilistischen Eigenartigkeit des Textes hervor; das Subjekt wird allerdings nicht mit dem Autor identifiziert, sondern (aufgrund der tschechischen strukturell orientierten Theorie) mit »Persönlichkeit«, einem Konstrukt, das durch die semantische Dynamik des Werkes konstituiert wird.[42] Außerdem berief sich Stašková auf Spitzers Gewohnheit, den Stilbegriff nach dem erforschten Autor bzw. Epoche zu modifizieren. Der Stil kann dann sowohl auf Wahl und Ordnung als auch auf Abweichung von einer Norm beruhen. Das Prinzip der Wahl und Ordnung steht nach Stašková in den Epochen im Vordergrund, in denen »›die Individualität‹ im bestimmten Maße ›das Allgemeine‹ mitfundiert,« das Prinzip der Abweichung dominiert, wenn sich die Texte zu einer starken Norm beziehen.[43]

7. Fazit

Es ist offensichtlich, dass die Spitzersche Stilistik und die Auffassung der Stilistik, die sich im tschechischen Fachkontext durchsetzte, eher zwei parallel laufende Linien im Rahmen einer Disziplin bildeten. Die Kontakte, die die tschechischen Gelehrten mit einer andersartigen Art und Weise der stilistischen Erwägungen hatten, wirkten vor allem als Anlass für die kontrastive Betonung der wesentlichen Züge des eigenen Standpunktes. Einige aktuelle Beiträge bezeugen jedoch, dass die Spitzersche Stilauffassung und vor allem seine analytische Praxis immer noch inspirativ sein können. Es ist auch evident (und gut begreiflich), dass die Ansätze von Spitzer eher für die Forscher annehmbar waren bzw. sind, die sich mit dem Stil der literarischen Werke befass(t)en, als für die Vertreter einer »rein« linguistischen Konzeption der Stilistik.[44]

---

[40] Die tschechische Übersetzung der Spitzerschen Studien wurde im Juni 2010 publiziert: Spitzer: Stylistické studie. Früher wurde nur die letzte, postum erschienene Studie Spitzers tschechisch (in gekürzter Fassung) publiziert. Spitzer: Studie o stylu v různých zemích.

[41] Stašková: Stilum vertere.

[42] Ebenda, S. 118–119.

[43] Ebenda, S. 120.

[44] Der Beitrag wurde im Rahmen des Projekts VZ MSM 0021620825 »Jazyk jako lidská činnost, její produkt a faktor« geschrieben.

Literatur

Aschenberg, Heidi: Idealistische Philologie und Textanalyse. Zur Stilistik Leo Spitzers. Tübingen: Narr 1984 (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 200).

Čermák, Josef: Vojtěch Jirát. – In: Vojtěch Jirát: Portréty a studie [Porträts und Studien]. Praha: Odeon 1978, S. 614–628.

Chvatík, Květoslav: Problém stylu z hlediska obecné teorie umění [Das Stilproblem vom Gesichtspunkt der allgemeinen Kunsttheorie]. – In: Estetika [Ästhetik] 14 (1977), S. 80–95.

Chvatík, Květoslav: Člověk a struktury. Kapitoly z neostrukturální poetiky a estetiky [Der Mensch und die Strukturen. Kapitel aus der neostrukturellen Poetik und Ästhetik]. Praha: Český spisovatel 1996 (Orientace. 18).

Doležel, Lubomír: O stylu moderní české prózy. Výstavba textu [Über den Stil der modernen tschechischen Prosa. Der Textaufbau]. Praha: Nakladatelství ČSAV 1960.

Doležel, Lubomír: Narativní způsoby v české literatuře [Narrative Modi in der tschechischen Literatur]. Praha: Český spisovatel 1993.

Fischer, Otokar: Duše a slovo [Seele und Wort]. Praha: Melantrich 1929.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Leo Spitzers Stil. Tübingen: Narr 2001 (Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts, Köln. N. F. 3).

Hausenblas, Karel: K metodám výkladu stylu textů [Zu den Methoden der Stildeutung von Texten, 1988]. – In: Karel Hausenblas: Od tvaru k smyslu textu. Stylistické reflexe a interpretace [Von der Gestalt zum Sinn des Textes. Stilistische Reflexionen und Interpretationen]. Praha: Filozofická fakulta Univerzity Karlovy 1996, S. 65–70.

Havránek, Bohuslav: K funkčnímu rozvrstvení spisovného jazyka [Zur funktionalen Schichtung der Schriftsprache, 1942]. – In: Bohuslav Havránek: Studie o spisovném jazyce [Studien über die Schriftsprache]. Praha: Nakladatelství ČSAV 1963, S. 60–68.

Havránek, Bohuslav: Stylistika [Stilistik, 1940]. – In: Bohuslav Havránek: Studie o spisovném jazyce [Studien über die Schriftsprache]. Praha: Nakladatelství ČSAV 1963, S. 77–80.

Havránek, Bohuslav: Die funktionale Schichtung der Literatursprache (K funkčnímu rozvrstvení spisovného jazyka, Dt.). Übersetzt von Jürgen Scharnhorst. – In: Jürgen Scharnhorst und Erika Ising (Hrsg.): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Bd. 1. Berlin: Akademie-Verlag 1976, S. 150–161.

Jirát, Vojtěch: Dva překlady Fausta. Rozbor stylu Jaroslava Vrchlického a Otokara Fischera [Zwei Übersetzungen des Faust. Eine Analyse des Stils von Jaroslav Vrchlický und Otokar Fischer]. Praha: Fr. Borový 1930.

Jirát, Vojtěch: Platens Stil. Ein Beitrag zum Stilproblem der nachromantischen Lyrik. Praha: Filozofická fakulta Univerzity Karlovy und F. Řivnáč 1933 (Facultas Philosophica Universitatis Carolinae Pragensis. Práce z vědeckých ústavů).

Kořínek, Josef Miloslav: O jazykovém slohu [Über den Sprachstil]. – In: Slovo a slovesnost [Wort und Literatur] 7 (1941), S. 28–37.

Lecercle, Jean-Jacques: The Current State of Stylistics. – In: The European English Messenger 2 (1993), Nr. 1, S. 14–18.

Mukařovský, Jan: Estetika jazyka [Ästhetik der Sprache, 1940] – In: Jan Mukařovský: Studie z poetiky [Studien aus der Poetik]. Praha: Odeon 1982, S. 61–92.

Mukařovský, Jan: Jazyk spisovný a jazyk básnický [Die Schriftsprache und die Dichtersprache, 1932]. – In: Jan Mukařovský: Studie z poetiky [Studien aus der Poetik]. Praha: Odeon 1982, S. 34–54.

Mukařovský, Jan: Poetika [Poetik, 1937]. – In: Jan Mukařovský: Studie z poetiky [Studien aus der Poetik]. Praha: Odeon 1982, S. 19–21.

Mukařovský, Jan: Pokus o slohový rozbor Babičky Boženy Němcové [Versuch einer Stilanalyse der »Großmutter« von Božena Němcová, 1925]. – In: Jan Mukařovský: Studie z poetiky [Studien aus der Poetik]. Praha: Odeon 1982, S. 683–693.

Neuschäfer, Hans-Jörg: Über das Konzept des Stils bei Leo Spitzer. – In: Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Stil. Geschichte und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, S. 281–288 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. 633).

Pelán, Jiří: Leo Spitzer. – In: Jiří Pelán: Kapitoly z francouzské, italské a české literatury [Kapitel aus der französischen, italienischen und tschechischen Literatur]. Praha: Karolinum 2007, S. 519–552.

Skalička, Vladimír: Problémy stylu [Probleme des Stils]. – In: Slovo a slovesnost [Wort und Literatur] 7 (1941), S. 191–197.

Skalička, Vladimír: The Need for a Linguistics of La Parole. – In: Recueil linguistique de Bratislava 1 (1948), S. 21–38.

Skalička, Vladimír: Psychika v jazyce [Die Psyche in der Sprache]. – In: Slovo a slovesnost [Wort und Literatur] 39 (1978), S. 205–209.

Skalička, Vladimír: Souborné dílo. Vol 1–3. [Das Gesamtwerk. Bd. 1–3]. Praha: Karolinum 2004–2006.

Spitzer, Leo: Stilstudien. Bd. 1–2. 2. Aufl. München: Max Hueber 1961.

Spitzer, Leo: Studie o stylu v různých zemích (Les études de style et les différents pays, 1961, Tsch.). Übersetzt von Jiří Levý. – In: Jiří Levý (ed.): Západní literární věda a estetika [Die westliche Literaturwissenschaft und Ästhetik]. Praha: Československý spisovatel 1966, S. 309–322 (Dílna. 25).

Spitzer, Leo: Stylistické studie z románských literatur [Stilistische Studien aus den romanischen Literaturen]. Übersetzt von Jiří Pelán und Jiří Stromšík. Praha: Triáda 2010 (Paprsek).

Stašková, Alice: Stilum vertere (O zkoumání stylu v literární vědě) [Stilum vertere (Über die Stilforschung in der Literaturwissenschaft)]. In: Slovak Review of World Literature Research 17 (2008), spezielle Nr., S. 110–130.

Trávníček, František: O jazykovém slohu [Über den Sprachstil]. Praha: Státní pedagogické nakladatelství 1953.

Trnka, Bohumil: K otázce stylu [Zur Frage des Stils]. – In: Slovo a slovesnost [Wort und Literatur] 7 (1941), S. 61–72.

Z zagadnień stylistyki. Leo Spitzer, Karl Vossler, Viktor Vinogradov [Aus den Fragen der Stilistik]. Warszawa: Kolo Studentów Polonistów Uniwersytetu Józefa Piłsudskiego 1937.

Ulrich Obst

Alexandr Stich – Sprach-und Literaturwissenschaftler

Das wissenschaftliche Werk von Alexandr Stich zeichnet sich durch eine große und beeindruckende Breite und Vielfalt aus: Er war bei weitem nicht nur Sprachwissenschaftler, sondern hat sich – man darf ohne Übertreibung sagen – in gleichem Maße und mit gleicher Intensität auch mit Fragen der Literatur und Literaturwissenschaft befasst. Diese Verbindung von Sprach- und Literaturwissenschaft kommt z. B. auch im Untertitel eines 1996 erschienenen Sammelbandes zum Ausdruck, der einige der wichtigsten Aufsätze von Alexandr Stich enthält: Der Untertitel lautet *lingvoliterární studie*, also *Linguoliterarische Studien*. Bereits in den Aufsätzen dieses Bandes zeigt sich, dass sich in vielen seiner Veröffentlichungen sprach- und literaturwissenschaftliche Aspekte nicht immer scharf voneinander trennen lassen. So wird der folgende Überblick denn auch immer wieder auf literaturwissenschaftliche Arbeiten von ihm eingehen.

Alexandr Stich kann nicht nur hinsichtlich der beiden traditionellen philologischen Gebiete *Sprachwissenschaft* und *Literaturwissenschaft* als grenzüberschreitender Wissenschaftler bezeichnet werden, sondern auch in Bezug auf die Sprachen, denen sein Interesse galt: Immer wieder hat er seine Aufmerksamkeit auch anderen Sprachen als dem Tschechischen gewidmet: An erster Stelle ist hier das Slovakische zu erwähnen, was sowohl angesichts der unmittelbaren geographischen Nachbarschaft als auch angesichts der engen Verwandtschaft zwischen Tschechisch und Slovakisch nicht weiter verwunderlich ist. Dieses Interesse für das Slovakische teilt Alexandr Stich mit vielen anderen tschechischen Philologinnen und Philologen. Darüber hinaus wandte er sich weiteren slavischen Sprachen zu, wobei hier das Russische und das Slovenische stärker hervortreten[1]. Auch mit Fragen der vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen insgesamt hat Stich sich häufiger beschäftigt[2]. Dies ist für Philologinnen und Philologen in slavischen Ländern keineswegs der

---

[1] So hat er, was das Russische betrifft, u. a. in der Zeitschrift *Československá rusistika* immer wieder Arbeiten veröffentlicht, wie z. B. Stich: Ke konfrontačnímu studiu publicistického stylu v češtině a v ruštině. – In: Československá rusistika 10 (1965), S. 97–103. Zum Slovenischen vergleiche man etwa Stich: Rozhovor s Alexandrem Stichem o Slovanech a slávě jich, o Slovinsku a Slovensku a slavistice především. – In: Souvislosti 6, Heft 2 (1995), S. 6–17. Dieser Aufsatz geht auf ein Gespräch zurück, das Martin C. Putna mit Stich über Fragen des Slaventums, der Slovenen und der Slavistik führte.

[2] Von den hierher gehörenden Arbeiten sollen hier nur genannt werden: Stich: O úloze modality v publicistickém stylu. – In: Kolektiv katedry českého jazyka a katedry ruského jazyka na Filozofické fakultě UJEP (eds.): Otázky slovanské syntaxe vol. 3, S. 357–366 und Stich: Problematika publicistického funkčního stylu a jeho konfrontačního studia v rámci slovanských jazyků. – In: Havlová und Stich (eds.): Stylistické studie. Bd. 1, S. 33–54.

Normalfall, wird Slavische Philologie in den einzelnen slavischen Ländern doch überwiegend als Nationalphilologie betrieben.

Bevor ich näher auf einzelne Aspekte des umfangreichen und vielseitigen wissenschaftlichen Werkes von Stich eingehe, sollen hier kurz die wichtigsten Stationen seines Lebens erwähnt werden: Alexandr Stich wurde im März 1934 in Nitra geboren. Nitra liegt zwar auf slovakischem Sprachgebiet, das heißt jedoch nicht, dass Alexandr Stich Slovake war. Er verbrachte in Nitra lediglich die ersten fünf Jahre seines Lebens, bedingt durch den Offiziersberuf seines Vaters. Im Jahre 1939[3] übersiedelte seine Familie nach Tschechien, wo er 1952 in Chomutov (dt. Komotau), im Nordwesten Tschechiens nahe der deutschen Grenze gelegen, das Abitur machte.

Nach dem Abitur schrieb er sich an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag für ein Studium der tschechischen und der russischen Philologie ein, das er 1957 beendete. Im Jahre 1961 verteidigte er im Institut für tschechische Sprache an der Prager Universität seine Kandidatendissertation (die unserer Doktordissertation entspricht). Der Titel dieser Arbeit, *Větná skladba novinářského jazyka v šedesátých letech XIX. Století* (= *Satzsyntax der Zeitungssprache der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts*), markiert bereits zwei Bereiche, für die sich Stich besonders interessierte und die er in der Dissertation miteinander verband: Dies sind zum einen syntaktische Fragen, mit denen er ein besonders wichtiges Gebiet der Systemlinguistik betreten hatte, zum anderen die Sprache der Journalistik, womit vor allem stilistische und pragmalinguistische Aspekte verbunden sind. Es ist zu bedauern, dass diese Arbeit nie veröffentlicht worden ist, was für Kandidatendissertationen in den osteuropäischen Ländern der damaligen Zeit freilich keine Besonderheit war. In gewisser Weise wird die Nicht–Veröffentlichung der Dissertation von 1961 jedoch dadurch kompensiert, dass sich das Interesse Alexandr Stichs für Besonderheiten der tschechischen Zeitungssprache durch sein gesamtes weiteres Forscherleben hindurchzieht und er hierüber immer wieder veröffentlicht hat. Auch Fragen der Syntax hat er später noch häufiger behandelt.

Am Institut für tschechische Sprache an der Prager Universität arbeitete Stich bis 1982 und war dort auch längere Zeit Leiter der Abteilung für Schriftsprache und Sprachkultur. Mit Sprachkultur ist ein weiteres Gebiet genannt, das für die wissenschaftlichen Interessen Stichs bestimmend werden sollte. Weil Alexandr Stich zu den damaligen politischen Verhältnissen in der Tschechoslowakei nicht schweigen wollte und nicht schweigen konnte, musste er Anfang der 80er Jahre seinen Arbeitsplatz an der Prager Universität verlassen und bis zur Wende als Korrektor und Redakteur im Verlag *Československý spisovatel* (*Tschechoslowakischer Schriftsteller)* arbeiten. Erst im Jahre 1989 konnte er an die Prager Universität zurückkehren, wo er an der Philosophischen Fakultät Mitarbeiter am Lehrstuhl für tschechische Sprache wurde. Hier habilitierte er sich bald und erhielt dortselbst eine Professur.

Das Slavische Institut der Universität zu Köln hatte Alexandr Stich im Rahmen der Partnerschaft mit der Karls-Universität Prag Anfang Juli 2002 für ca. eine

---

[3] Siehe Klappentext zu: Stich: Jazykověda – věc veřejná.

Woche besucht. Während dieses Besuchs konnte ich mit ihm eine Reihe sehr interessanter Gespräche über Fragen der Bohemistik führen, des Weiteren hat Alexandr Stich in dieser Zeit zwei Vorträge gehalten. Dieser erstmalige Besuch sollte bedauerlicherweise auch der einzige sein, denn gut ein halbes Jahr später, im Januar 2003, ereilte ihn im Alter von 68 Jahren der Tod. Die im Juli 2002 ins Auge gefasste intensivere Zusammenarbeit kam daher nicht zustande.

Die eingangs geschilderte Spannweite von Stichs wissenschaftlichen Interessen kam auch in den erwähnten zwei Vorträgen zum Ausdruck, die er während seines Aufenthaltes am Slavischen Institut der Universität zu Köln hielt. Die beiden Vorträge waren vom Thema her recht verschieden: Der erste trug den Titel: *Das Jubiläum von Dobrovský nähert sich*, der zweite behandelte *Das Tschechische im Theater des 19. Jahrhunderts*. Im ersten Vortrag berichtete Stich über die wissenschaftlichen Vorbereitungen der Feiern anlässlich des 250. Geburtstages von Jozef Dobrovský, die im Jahre 2003 stattfinden sollten und auch stattgefunden haben. Dobrovský, geboren am 17. August 1753, war Tscheche, auch wenn er in einer nordungarischen Kleinstadt mit Namen Gyarmat zur Welt kam; dies war aber nur durch die Berufstätigkeit seines Vaters bedingt. Dobrovský gilt sowohl als der Begründer der wissenschaftlichen Slavistik als auch der tschechischen Schriftsprache, wobei beides nicht nur in der tschechischen, sondern allgemein in der internationalen Slavistik unbestritten ist.

Aus Anlass der 250. Wiederkehr seines Geburtstages sollte, wie Stich in seinem Vortrag mitteilte, ein Auswahlband der Korrespondenz Dobrovskýs, die überwiegend in lateinischer und deutscher Sprache stattfand, herausgegeben werden. Von Dobrovský liegt ferner ein Wörterbuch des Tschechischen vor, zu dem ein rückläufiges Wörterbuch erstellt wird, das im Computer bereits erfasst ist. Schwierigkeiten bereitet hier noch – wie Stich seinerzeit ausführte – die Darstellung der phraseologischen Ausdrücke und sonstiger fester Wortverbindungen. Einen anderen Schwerpunkt im Zusammenhang mit der weiteren Erforschung von Dobrovskýs Wirken bildet die philologische Tätigkeit von Václav Jan Rosa, der der wichtigste Vorläufer Dobrovskýs im 17. Jahrhundert war. Auf der Grundlage sämtlicher älterer Wörterbücher des Tschechischen und wichtiger älterer tschechischer Texte soll zudem ein *Thesaurus linguae bohemicae* erstellt werden. Über die Arbeiten hieran und die damit verbundenen Schwierigkeiten einschließlich der finanziellen hat Herr Stich in seinem erstgenannten Vortrag ebenfalls ausführlich berichtet.

Ein großes internationales Symposium mit dem Titel *Josef Dobrovský. Fundator Studiorum slavicorum* fand vom 10.–13. Juni 2003 in Prag statt. Ergebnis dieses Symposiums ist der umfangreiche gleichnamige Sammelband[4]. Alexandr Stich war es nicht mehr vergönnt, sich an Symposium und Sammelband zu beteiligen.

Im zweiten der seinerzeit in Köln gehaltenen Vorträge ging es vor allem um das Verhältnis der *obecná čeština* zur hohen Sprachnorm, die seit der tschechischen Wiedergeburt insbesondere von den Gebildeten entwickelt wurde. Die *obecná čeština* wurde hingegen von der wenig gebildeten Landbevölkerung und dem Kleinbürgertum verwendet und ist heute »in ganz Böhmen und im Großteil

---

[4] Vavřínek, Gladkova, Skwarska (eds.): Josef Dobrovský. Fundator studiorum slavicorum.

Mährens die Konversationssprache des Alltags«[5]. Infolge des starken Einflusses der deutschen Sprache kam es vor dem 20. Jahrhundert oft zu einem makkaronistischen Sprachgebrauch. Diese komplizierten sprachlichen Verhältnisse standen der Herausbildung einer literaturfähigen Sprache insbesondere im 19. Jahrhundert immer mehr im Wege. Den Hauptanteil an der Lösung der Probleme hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Schriftsteller Jan Neruda, dessen Wirken von Stich in seinem damaligen Vortrag sehr gründlich beleuchtet wurde: Neruda erhob die Forderung nach einer tschechischen Salonsprache, die sich an den Verhältnissen in Frankreich, Polen und Wien orientieren sollte[6]. Anhand von repräsentativen tschechischen Theaterstücken des 19. Jahrhunderts zeigte Stich an konkreten Beispielen sowohl gelungene als auch misslungene Versuche bei der Schaffung einer literaturfähigen Sprache auf.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang u. a. ein Aufsatz, in dem Stich die Frage erörtert, inwieweit zwanglos-umgangssprachliche Elemente eines in einer anderen Sprache verfassten literarischen Textes bei der Übersetzung ins Tschechische durch Mittel der *obecná čeština* wiedergegeben werden sollen.[7] Es handelt sich um die serbische Erzählung *Kad su cvetale tikve* (*Als die Kürbisse blühten*) von Dragoslav Mihailović, die im Jahre 1979 in tschechischer Übersetzung unter dem Titel *Prohra* (*Verlust* oder *Niederlage*) erschien. Die Erzählung gehört zu jener Literatur, die das Erwachsenwerden eines jungen Menschen, im vorliegenden Fall eines jungen Mannes, zum Thema hat und von daher naturgemäß ein hohes Maß an zwangloser Umgangssprache enthält, die bis zur Verwendung von Slangausdrücken geht. Stich vergleicht die umgangssprachlichen Elemente der tschechischen Übersetzung mit denen des serbischen Originals: In diesem Aufsatz kommt zum einen gut zum Ausdruck, dass Stich, wie eingangs erwähnt, auch ein guter Kenner anderer slavischer Sprachen ist bis hin zu deren substandardsprachlichen Schichten. Zum anderen zeigt sich hier – wie auch in vielen anderen seiner Publikationen – dass das Verhältnis zwischen der Hochsprache, *spisovný jazyk* oder auch *spisovná čeština* genannt, und der Umgangssprache, der *obecná čeština*, eines seiner Anliegen war, denen er intensive Aufmerksamkeit gewidmet hat. Nach seinem Vergleich des Originals und der Übersetzung hinsichtlich der substandardsprachlichen Ausdrücke, vor allem in den Bereichen Lexikologie, Wortbildung und Phraseologie, kommt Stich zu dem Ergebnis, dass die tschechische Übersetzung im Wesentlich sehr gelungen sei und man daher bei der

---

[5] Vintr: Das Tschechische – In: Rehder (Hrsg.): Einführung in die slavischen Sprachen, S. 74–87, hier S. 87.

[6] Mit Jan Neruda hat sich Stich immer wieder beschäftigt. Aus der Fülle seiner Arbeiten über ihn sollen hier nur folgende genannt werden: Stich: Jan Neruda jako teoretik a praktik jazykové kultury. – In: Naše řeč 57 (1974), S. 225–242. Wiederabgedruckt in: Stich: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 66–87. Stich: Kdo/co je Jan Neruda. – In: Přítomnost, Heft 8 (1991), S. 24–26. Wiederabgedruckt in: Stich: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 88–100. Stich: Postavení slovesa ve výpovědi a aktuální členění v době Nerudově a v jeho novinářské próze. – In: Křivánek (ed.): Jan Neruda 1991. Studie, referáty, diskusní příspěvky, S. 101–121.

[7] Stich: Obecná čeština v překladu. – In: Naše řeč 64 (1981), S. 64–76.

weiteren Diskussion der Kodifizierung der *spisovná čeština* stärker berücksichtigen solle, inwieweit auch Elemente der *obecná čeština* hierbei einbezogen werden könnten.

Nicht nur im soeben kurz skizzierten Aufsatz, sondern ganz allgemein darf man sagen, dass sich Stich in seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten nicht auf theoretische Überlegungen beschränkt, sondern diese stets mit einer Fülle von konkretem sprachlichem Material illustriert. Aus der Vielzahl der Aufsätze sollen hier nur noch seine Untersuchungen der Neologismen und Wortspiele bei Karel Havlíček-Borowský[8] sowie zur – in der damaligen tschechischen Literatur erstmaligen – Verwendung technischen Vokabulars der aufkommenden Industrialisierung in der Dichtung von Jaroslav Vrchlický[9] genannt werden. Im letztgenannten Aufsatz hebt Stich hervor, dass der Gebrauch von Wörtern aus dem Bereich der Technik bei Vrchlický für die damalige Zeit in der tschechischen Literatur etwas völlig Neues und man kann sogar sagen: etwas Revolutionierendes war.

Gelten die sprachwissenschaftlichen Interessen Stichs zwar überwiegend stilistischen, sozio- und pragmalinguistischen Fragestellungen, so hat er doch auch immer wieder einmal bewiesen, dass er mit ebenso großem Erfolg systemlinguistisch zu arbeiten versteht. Neben den weiter oben schon erwähnten Publikationen zu Fragen der tschechischen Syntax ist hier auf jeden Fall auch noch seine Abfassung eines Kapitels zur tschechischen Wortbildung im ersten Band der dreibändigen Akademiegrammatik des Tschechischen zu nennen.[10] Hier hat er für das Tschechische die von Verben abgeleiteten Adjektive bearbeitet, die eine besonders hohe Anzahl von Subtypen aufweisen. Stich hat diese Typenvielfalt nach den verbalen Kategorien, von denen die jeweiligen Adjektive gebildet sind, sehr differenziert klassifiziert, mit ausführlichen linguistischen Kommentaren versehen und mit einer großen Anzahl von Beispielen illustriert.

Wie bereits erwähnt, war Stich nicht nur Sprachwissenschaftler, sondern auch Literaturhistoriker sowie im weiteren Sinne auch Kulturhistoriker. Zudem war er stets auch publizistisch tätig, vor allem, wenn es um die Pflege der tschechischen Sprache ging. Über Anzahl und Themen seiner Veröffentlichungen kann man sich anhand zweier Bibliographien einen ersten Überblick verschaffen: Die bis einschließlich 1995 erschienenen Arbeiten sind gegen Schluss des eingangs genannten Sammelbandes aufgeführt.[11] Diese Bibliographie enthält 240 Positionen. Hierauf folgt eine Auflistung der nicht-publizierten Arbeiten Stichs[12] sowie der von

---

[8] Stich: Neologismy v Havlíčkově publicistickém slohu (K stopadesátému výročí Havlíčkova narození). – In: Naše řeč 54 (1971), S. 283–300. Wiederabgedruckt in: Stich: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterárni studie), S. 15–45.

[9] Stich: Jaroslav Vrchlický a novodobá technicko-průmyslová civilizace (Úryvek z větší studie). – In: Ottlová (ed.): Průmysl a technika v novodobé české kultuře, S. 150–165. Wiederabgedruckt in: Stich: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterárni studie), S. 156–173.

[10] Stich: Přídavná jména odvozená ze sloves. – In: Petr et al. (eds.): Mluvnice češtiny. Vol. 1: Fonetika. Fonologie. Morfologie a morfemika. Tvoření slov, S. 321–349.

[11] Stich: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterárni studie), S. 301–317.

[12] Ebenda, S. 318.

ihm herausgegebenen Werke[13]. Von den weiteren Registern, die der Band enthält, ist vor allem noch die Liste der Pseudonyme, tschechisch*: krycí jmena*, zu nennen[14], unter denen Stich einige seiner Arbeiten veröffentlicht hat. Es handelt sich hierbei um nicht weniger als 12 Decknamen, von denen einige nicht einmal eine Einzelperson, sondern eine Gruppe von Personen bezeichnen wie etwa *Kolektiv oddělení jazykové kultury* oder *Pracovnicí oddělení jazykové kultury*. Bedauerlicherweise wird in der 1996 erschienenen Sammlung von Aufsätzen Stichs nirgendwo der Grund mitgeteilt, weshalb er bei einigen seiner Publikationen Pseudonyme verwendete.

Die von 1997–2003 erschienenen Arbeiten von Alexandr Stich sind in einer Bibliographie aufgeführt, die auf einer von der Philosophischen Fakultät der Prager Karls-Universität betriebenen Internetseite zugänglich ist. Auch die Bibliographie aus dem Aufsatzband von 1996 ist, mit Weiterführung bis zum Jahr 2000, im Internet veröffentlicht.[15] Die größeren Aufsätze, die sich mit der weiter oben erwähnten Pflege der tschechischen Sprache beschäftigen, sind postum in einem Band versammelt, der bereits im Titel zum Ausdruck bringt, dass Stich die Sprachwissenschaft als *věc veřejná*, als *öffentliche Angelegenheit* ansah.[16]

Stichs Tätigkeit als Literaturhistoriker gilt im Wesentlichen allen Epochen der tschechischen Literatur, beginnend mit der Zeit des Barock, über die *Tschechische Wiedergeburt*, also jene Zeit, die Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Wirken Dobrovskýs beginnt und Mitte des 19. Jahrhunderts endet, bis hin zu Autoren der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zusammen mit Jan Lehár ist Stich Autor des 1. Bandes einer Geschichte der tschechischen Literatur.[17] Von Stich stammen die Kapitel über die beiden Teilepochen der Wiedergeburt: den Klassizismus der tschechischen Aufklärung und die tschechische Vorromantik.

Dem Barock hat er mehrere, z. T. recht umfangreiche Aufsätze gewidmet[18], wobei er hier auch die Rolle des Latein mit berücksichtigte.[19] Seine Aufsätze zur tschechischen Wiedergeburt sind stärker sprachwissenschaftlich und stilistisch

---

[13] Ebenda, S. 319–320.

[14] Ebenda, S. 325.

[15] Beide Internetadressen sind zu Beginn der Bibliographie angegeben.

[16] Stich: Jazykověda – věc veřejná.

[17] Lehár, Stich: Česká literatura 1. Der 2. Band ist bis dato nicht erschienen.

[18] Man vergleiche u. a.: Stich: Tři kapitoly o českém baroku. I. K Jiráskovu pojetí českého baroka. – In: Wiener Slawistischer Almanach 8 (1981), S. 187–244. Wiederabgedruckt in: Stich: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterárni studie), S. 174–241. – Der erste Teil dieses Aufsatztitels ist im Wiederabdruck aus dem Jahre 1996 fortgelassen, offensichtlich hat Stich die beiden anderen der drei Kapitel über den tschechischen Barock nicht mehr geschrieben, in seiner Bibliographie taucht jedenfalls nichts Entsprechendes auf. Zu nennen sind jedoch noch andere Arbeiten: Stich: Magnet a pelikán - dva exkluzivní barokní motivy oder auch Stich: Czeska barokistyka. Hierbei handelt es sich um eine Bestandsaufnahme der tschechischen Barockforschung um das Jahr 2000.

[19] Stich: Diskusní přispěvek o významu latiny pro bohemistiku. – In: Concilium Eirene XVI/3 (1983), S. 229–233.

orientiert.[20] Auch hier kommt unter anderem wieder seine gute Kenntnis auch des südslavischen Bereichs zum Ausdruck.[21]

Neben den beiden genannten Epochen der tschechischen Literatur galt Stichs Interesse des Weiteren einer großen Anzahl einzelner Autorinnen und Autoren insbesondere des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei er diese vor allem unter dem Gesichtspunkt der Herausbildung der Sprachnorm untersuchte. Die Reihe der Namen ist beträchtlich, sie ist so lang, dass es im Rahmen dieser knappen Ausführungen nicht möglich ist, über alle Autorinnen und Autoren auch nur das Wichtigste zu sagen. Hingewiesen werden soll in diesem Zusammenhang lediglich, dass Stich mitbeteiligt war an der zweibändigen Edition der Werke von Karel Havlíček-Borovský. Im 2. Band dieser Edition hat er eine umfangreiche Abhandlung über die Frage verfasst, wie die unmittelbar auf Havlíček-Borovský folgenden Generationen sowie die Generation am Ende des 20. Jahrhunderts Havlíček-Borovský beurteilten. Ansonsten soll darauf verzichtet werden, zu den weiter unten aufgeführten Autorinnen und Autoren einzelne exemplarische Arbeiten Stichs zu nennen. Diese sind mit Hilfe der beiden im Internet veröffentlichten Bibliographien ja auch verhältnismäßig leicht zu ermitteln. Ich möchte mich daher hier mit der bloßen Nennung der Namen begnügen:

Magdalena Dobromila Rettigová (1785–1845)
Vaclav Kliment Klicpera (1792–1859)
Josef Kajetán Tyl (1808–1856)
Karel Hynek Mácha (1810–1836)
Karel Sabina (1813–1877)
Božena Němcová (1820–1862)
Karel Havlíček bzw. Havlíček-Borovský (1821–1856)
Miroslav Tyrš (1832–1884)
Jan Nepomuk Neruda (1834–1891)
Zikmund Winter (1846–1912)
Jaroslav Vrchlický (= Emil Frida) (1853–1912)
Vladislav Vančura (1891–1942)
František Halas (1901–1949)
Ivan Vyskočil (*1929).

Was die Werke der genannten Autorinnen und Autoren betrifft, deren Zugehörigkeit zu bestimmten Stilrichtungen sowie ihre Stellung innerhalb der tschechischen Literatur, so kann man sich hier u. a. anhand der beiden deutschsprachigen Darstellungen der tschechischen Literaturgeschichte informieren, die in der zu vorliegendem Aufsatz gehörenden Bibliographie genannt sind.[22]

---

[20] Vergleiche z. B.: Stich: Jazykovědné a stylistické práce ve Studiích o jazyce a literatuře národního obrození. – In: Slovo a slovesnost 22 (1961), S. 56–61. Stich: O polonismech v obrozenské češtině. – In: Naše řeč 50 (1967), S. 226–231.

[21] Vergleiche Stich: Ko se neosveti, taj se neposveti: jihoslovanský motiv v českém obrození, jeho funkce a zhodnocení. – In: Práce z dějin slavistiky 17 (1994), S. 1–31.

[22] Měšťan: Geschichte der tschechischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Schamschula: Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 1–3.

Viele dieser Autorinnen und Autoren waren nicht ausschließlich Schriftstellerinnen bzw. Schriftsteller, sondern haben sich auch auf journalistischem Gebiet betätigt. Eine besonders herausragende Rolle spielten hier Karel Havlíček-Borovský[23] sowie Jan Neruda.

Ein besonderes Anliegen war für Stich schließlich die sprachliche Seite der tschechischen – und auch slovakischen – Kinder- und Jugendliteratur. Hiermit zusammenhängenden Fragen hat er vor allem in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Reihe von Aufsätzen gewidmet[24], in denen es vor allem um stilistische Aspekte eines Sprachgebrauchs geht, der jungen Menschen gerecht wird.

Mit den im Vorhergehenden skizzierten sprach- und literaturwissenschaftlichen Gebieten und Problembereichen sind bei weitem nicht alle Aktivitäten Alexandr Stichs genannt. Bewusst wurden bestimmte Themen ausgelassen, weil der vorliegende Einblick in das wissenschaftliche Werk von Stich sonst zu weitläufig geworden wäre. Nicht weiter eingegangen wurde hier z. B. auf seine kleineren Aufsätze sprachpflegerischer Art, wie die Behandlung fremder Eigennamen und Fremdwörter im Tschechischen, ferner auf seine Mitarbeit an Lehrbüchern des Tschechischen für allgemeinbildende Schulen, Fachoberschulen und Berufsschulen, von denen einige stetig überarbeitet wurden. Auch bei diesen Überarbeitungen brachte Stich immer wieder seinen Rat und seine Kenntnisse ein.

Ohne Zweifel darf man sagen, dass Alexandr Stich noch zu jenem Gelehrtentypus gehörte, der die Philologie als Einheit von Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft auffasste und sein immenses Wissen auf diesen drei Gebieten stets auch in den Dienst der tschechischen Sprachgemeinschaft stellte.

Literatur

Die Bibliographie der Veröffentlichungen Alexandr Stichs von 1959 bis 2000 findet man unter: http://ucjtk.ff.cuni.cz/pracovnici/stich.htm; die Bibliographie der Veröffentlichungen Alexandr Stichs von 1997–2003 findet man unter: http://ff.cuni.cz/FF-7778.html?kdo=sm_sy/stich.htm

Havlíček Borovský, Karel: Dílo I: Obrazy z Rus. Epigramy a aforismy. Satiry. Kritiky a polemiky. Politické písně. Brixenské skladby. Smíšené básně. Korespondence. Uspořádal, textové připravil, vysvětlivky zpracoval a napsal Jiří Korejčík. Vydavatelské poznámky napsali Libuše Fišerova a Jiří Korejčík. Praha: Československý spisovatel 1986.

Havlíček Borovský, Karel: Dílo II: Pražské noviny. Národní noviny. Slovan. Uspořádal a předmluvu napsil Alexandr Stich. Textové připravila a vysvětlivky zpracovala Libuše

---

[23] Man vergleiche z. B. den in Fußnote 8 genannten Aufsatz.

[24] Stich: O jazyce a slohu současné literatury pro mládež. – In: Slabý: Rozpory a výhry dnešní dětské knihy, S. 191–223. Stich: O jazyce a slohu současné literatury pro mládež. – In: Zlatý máj 9 (1965), S. 326–327. Stich: O nespisovnosti – tentokrát v literatuře pro mládež. – In: Knižní kultura 2 (1965), S. 248–250. Stich: O jazyce a slohu současné literatury pro mládež. – In: Naše řeč 50 (1967), S. 166–171.

Fišerova. Vydavatelské poznámky napsali Libuše Fišerova a Alexandr Stich. Jmenným anotovaným rejstříkem opatřili Libuše Fišerova, Jiří Korejčík a Alexandr Stich, Praha: Československý spisovatel 1986.

Lehár, Jan, und Alexandr Stich: Česká literatura 1]. Od počátků do raného obrození (9. století – první třetina 19. století). Praha: Československý spisovatel 1997.

Měšťan, Antonín: Geschichte der tschechischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Mit einem einleitenden Kapitel über »Die neuere tschechische Literatur auf dem Hintergrund der älteren und im Zusammenhang mit den westeuropäischen Literaturen« von Wilhelm Lettenbauer. Köln, Wien: Böhlau Verlag 1984 (Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slaven. Bd. 24).

Schamschula, Walter: Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Aufklärungszeit. Köln, Wien: Böhlau Verlag 1990 (Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slaven. Bd. 36/1).

Schamschula, Walter: Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 2: Von der Romantik bis zum Ersten Weltkrieg. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 1996 (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen. Neue Folge. Bd. 14).

Schamschula, Walter: Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 3: Von der Gründung der Republik bis zur Gegenwart. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2004 (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Neue Folge. Reihe A: Slavistische Forschungen. Bd. 14).

Stich, Alexandr: Jazykovědné a stylistické práce ve Studiích o jazyce a literatuře národního obrození. – In: Slovo a slovesnost 22 (1961), S. 56–61. (Rezension zu: Jedlička, Alois, und Karel Dvořák (eds.): Studie o jazyce a literatuře národního obrození. Praha: Státní Pedagogické nakladatelství 1959).

Stich, Alexandr: O jazyce a slohu současné literatury pro mládež. – In: Slabý, Zdeněk K. (ed.): Rozpory a výhry dnešní dětské knihy. Praha: Státní Nakladatelství dětské knihy 1962, S. 191–223.

Stich, Alexandr: Ke konfrontačnímu studiu publicistického stylu v češtině a v ruštině. – In: Československá rusistika 10 (1965), S. 97–103.

Stich, Alexandr: O jazyce a stylu slovenské prózy pro mládež. – In: Zlatý máj 9 (1965), S. 326–327.

Stich, Alexandr: O nespisovnosti – tentokrát v literatuře pro mládež. – In: Knižní kultura 2 (1965), S. 248–250.

Stich, Alexandr: O jazyku a stylu slovenské literatury pro mládež. – In: Naše řeč 50 (1967), S. 166–171. Rezension zu: Růžička, Jozef et al. (eds.): Jazyk a umelecké dielo. Sborník z konferencie o jazyku a štýle, Bratislava: Mladé Letá 1966.

Stich, Alexandr: O polonismech v obrozenské češtině. – In: Naše řeč 50 (1967), S. 226–231. (Rezension zu: Orłoś, Tereza Zofia: Zapożyczenia polskie w Słowniku Jungmanna. Wrocław, Warszawa a Kraków: Ossolineum 1967)

Stich, Alexandr: Neologismy v Havlíčkově publicistickém slohu (K stopadesátému výročí Havlíčkova narození). – In: Naše řeč 54 (1971), S. 283–300. Wiederabgedruckt in: Stich, Alexandr: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 15–45.

Stich, Alexandr: O úloze modality v publicistickém stylu. – In: Kolektiv katedry českého jazyka a katedry ruského jazyka na Filozofické fakultě UJEP (eds.): Otázky slovanské syntaxe vol. 3: Sborník Symposia »Modální vystavba vypovedi v slovanskych jazycích", Brno 1971. Brno: Universita J. E. Purkyně, Filosofická fakulta 1973, S. 357–366.

Stich, Alexandr: Jan Neruda jako teoretik a praktik jazykové kultury. – In: Naše řeč 57 (1974), S. 225–242.Wiederabgedruckt in: Stich, Alexandr: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 66–87.

Stich, Alexandr: Problematika publicistického funkčního stylu a jeho konfrontačního studia v rámci slovanských jazyků. – In: Havlová, Františka, und Alexandr Stich (eds.): Stylistické studie. Bd. 1. Praha: Ústav pro jazyk český ČSAV 1974, S. 33–54.

Stich, Alexandr: Obecná čeština v překladu. – In: Naše řeč 64 (1981), S. 64–76.
Stich, Alexandr: Tři kapitoly o českém baroku. I. K Jiráskovu pojetí českého baroka. – In: Wiener Slawistischer Almanach 8 (1981), S. 187–244. (Unter dem Pseudonym Miroslav Toušek). Wiederabgedruckt in: Wiederabgedruckt in: Stich, Alexandr: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 174–241.
Stich, Alexandr: Diskusní příspěvek o významu latiny pro bohemistiku. – In: Concilium Eirene XVI/3 (1983), S. 229–233.
Stich, Alexandr: Přídavná jména odvozená ze sloves. – In: Petr, Jan, et al. (eds.): Mluvnice češtiny. Vol. 1: Fonetika. Fonologie. Morfologie a morfemika. Tvoření slov. Praha: Československá Akademie věd 1986, S. 321–349.
Stich, Alexandr: Naš dalnji bližnji svet: Prešeren in Mácha (k tipologii dveh slovanskih romantizmov). – In: Sodobnost (Lublaň) 35, Heft 2 (1987), S. 207–219.
Stich, Alexandr: Jaroslav Vrchlický a novodobá technicko-průmyslová civilizace (Úryvek z větší studie). – In: Ottlová, Marta (ed.): Průmysl a technika v novodobé české kultuře. Sborník sympozia pořádaného Ústavem Teorie a Dějin Umění ČSAV ve spolupráci s Národní Galerií v Praze v rámci Smetanovských dnů v Plzni ve dnech 14.–16. 3. 1985. Praha: Ústav Teorie a Dějin Umění Československé Akademie Věd 1988, S. 150–165. Wiederabgedruckt in: Stich, Alexandr: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 156–173.
Stich, Alexandr: Kdo/co je Jan Neruda. – In: Přítomnost, Heft 8 (1991), S. 24–26. Wiederabgedruckt in: Stich, Alexandr: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), S. 88–100.
Stich, Alexandr: Postavení slovesa ve výpovědi a aktuální členění v době Nerudově a v jeho novinářské próze. – In: Křivánek, Vladimír (ed.): Jan Neruda 1991. Studie, referáty, diskusní příspěvky. Pardubice: Nakladatelství a Vydavatelství Mlejnek 1992, S. 101–121.
Stich, Alexandr: Ko se neosveti, taj sa neposveti: Jihoslovanský motiv v českém obrození, jeho funkce a zhodnocení. – In: Práce z dějin slavistiky 17 (1994), S. 1–31.
Stich, Alexandr: Magnet a pelikán – dva exkluzivní barokní motivy. – In: Česká literatura doby baroka. Literární archív 27 (1995), S. 89–115.
Stich, Alexandr: Rozhovor s Alexandrem Stichem o Slovanech a slávě jich, o Slovinsku a Slovensku a slavistice především. – In: Souvislosti 6, Heft 2 (1995), S. 6–17. [otázky kladl Martin C. Putna]
Stich, Alexandr: Od Karla Havlíčka k Františku Halasovi (lingvoliterární studie), Praha: Torst 1996.
Stich, Alexandr: Jazykověda – věc veřejná. Praha: Nakladatelství Lidové noviny 2004.
Vavřínek, Vladimír, Hana Gladkova, und Karolína Skwarska (eds.): Josef Dobrovský. Fundator studiorum slavicorum. Příspěvky z mezinárodní vědecké konference v Praze 10.–13. června 2003. Praha: Slovanský Ústav Akademie věd České republiky 2004.
Vintr, Josef: Das Tschechische. – In: Rehder, Peter (Hrsg.): Einführung in die slavischen Sprachen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, S. 74–87.

Bernd Hamacher

»Wir wagten uns bis in die Gegenwart«: Zu den Anfangsgründen der Germanistik in Köln[25]

Zwar konnte die Universitätspartnerschaft zwischen Köln und Prag 2009 erst ihr zehnjähriges Jubiläum feiern, doch schon genau neunzig Jahre früher, bei der Neugründung der Universität Köln am 12. Juni 1919, bestand eine etwas prekäre Verbindung der beiden Universitäten. Bereits einen Monat zuvor eilte der Universität Köln ein Ruf voraus, der sie mit der Karls-Universität Prag auf eine Stufe stellte:

> Für ihre Zeit war es kolonialer Boden, auf dem die erste deutsche Universität 1348 zu Prag gegründet worden ist. Die nationalen Reibungen und Bedrängungen führten ein halbes Jahrhundert später zu einem Auszug deutscher Professoren und Studenten aus der ungastlich gewordenen Stadt Prag nach Leipzig. So entstand die Universität Leipzig. In Prag, wo man später eine deutsche und eine tschechische Universität nebeneinander aufrechterhalten hat, hatte der deutsche Hochschulbetrieb schon längst unter den aufgepeitschten Leidenschaften der Tschechen beträchtlich zu leiden. Seit Prag zur Hauptstadt des neuen Tschechenstaates geworden ist, ist es – obwohl Millionen von Deutschböhmen in diesem Staatsverbande zu bleiben gezwungen werden sollen – mit dem deutschen Zweig der dortigen Hochschulen vorbei. Im äußersten Osten ist die baltische Universität Dorpat, der vorgeschobenste Posten deutschen Volkstums und deutscher Wissenschaft, schon vor Kriegsausbruch durch die Verrussungsbestrebungen der damaligen Zarenregierung schwer bedroht worden. Heute gilt diese Kulturinsel für verloren. Im Reichsgebiet haben wird durch den unglücklichen Kriegsausgang die Universität Straßburg eingebüßt. Dafür entsteht, nachdem auch Frankfurt am Main während des Krieges eine Universität sich geschaffen hat, auch im bedrohten Rheinland eine weitere Hochburg deutscher Kultur in der Gestalt der Kölner Universität. Für drei verlorene Stätten deutscher Kultur sind drei neue zum Leben erwacht.[26]

Diese ausgeglichene Bilanz, die der anonyme Korrespondent der *Hamburger Illustrierten Zeitung* in seinem Bericht über die Einweihung der Hamburgischen Universität am 10. Mai 1919 aufstellte, hat geradezu Leibniz'sches Format: Prag,

---

[25] Die Recherchen für diesen Beitrag reichen zurück bis zur Vorbereitung des Hauptseminars »Anfangsgründe – Kölner Germanistik und ihre Geschichte« im Wintersemester 2006/07. Ich danke dem Universitätsarchivar Dr. Andreas Freitäger für seine Unterstützung sowie Nora Probst für ihre Hilfe bei der Materialbeschaffung, vor allem die Zusammenstellung des germanistischen Lehrangebots anhand der Vorlesungsverzeichnisse. Entscheidende Impulse gingen außerdem von Myriam Richters Erforschung der Geschichte der Hamburger Germanistik aus, die erhellende Querverbindungen zwischen Hamburg und Köln aufzeigte; vgl. unten, Anm. 6.

[26] Bz.: Einweihung der neuen Hamburgischen Universität. – In: Hamburger Illustrierte Zeitung Nr. 23 vom 18. Mai 1919, S. 5.

Dorpat (Tartu) und Straßburg verloren – Frankfurt, Hamburg und Köln gewonnen. *Bonum* durch *Malum*. Frankfurt lag im Zentrum, Hamburg und Köln aber an den Rändern und Grenzen Deutschlands, so wie vormals Prag, Dorpat und Straßburg, und diesen Grenzuniversitäten kam nicht erst dann eine besondere Bedeutung zu, als die Studentenführung der Universität Köln am 17. Februar 1939 von der »Kampfstellung der Kölner Universität, die als Grenzland-Universität ein Vorposten im weltanschaulichen Kampf des Dritten Reiches sein muss«, schrieb.[27] Bereits der Kölner Gründungsrektor Christian Eckert (Mitglied der Zentrumspartei) bezeichnete 1920 in der *Kölner Universitäts-Zeitung* die Universität Köln nach dem Verlust der Reichsuniversität Straßburg als »ein deutsches Kulturbollwerk am Rhein« und sprach davon, dass es gelte, »deutsche Art und Wissenschaft am Rhein gegen fremde Einflüsse zu verteidigen«.[28] Zu diesem Diskursgrenzschutz aber war vor allem die Germanistik aufgerufen, die sich gerade in jenen Jahren nicht mehr nur als Spezialdisziplin für deutsche Sprache und Literatur, sondern als Wissenschaft von der gesamten deutschen Kultur, als Deutschkunde, verstand – eine Entwicklung, die der Kölner Germanistik in den ersten Jahrzehnten ihr besonderes Profil verlieh, das im Folgenden mit einigen Umrissen entworfen werden soll,[29] wobei der Schwerpunkt meiner Darstellung auf der neueren Literatur liegt, die indes – ein weiteres Spezifikum der Kölner Gründungsjahre – auch von der älteren Abteilung maßgeblich betrieben wurde.

Dass die Kölner Universitätsgründung gerade von Hamburg aus so aufmerksam verfolgt wurde, liegt an der auffälligen Parallelität der beiden Gründungen:[30] Hier wie dort handelte es sich um eine Großstadtuniversität in einem der Wissenschaft nicht gerade wohlgesonnenen Umfeld, hier wie dort gab es jahrzehntelange Bestrebungen und Vorbereitungen, die hier wie dort erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gegen zähe Widerstände zum Erfolg führten, so dass es sich um die ersten demokratischen Universitätsgründungen Deutschlands handelte. Hamburg hatte die Nase um einen Monat vorn, während es in Köln Stimmen gab, die die demokratische Gründung eher als Geburtsfehler verstanden und lieber auf die große, 1798 bloß unterbrochene Tradition der Universität seit dem Mittelalter verwiesen. Politisch getragen wurde die Neugründung von der katholischen Zentrumspartei und von der Sozialdemokratie. Das wissenschaftliche Gewicht, das Köln in die Waagschale werfen konnte, bestand zunächst vor allem aus der Vorgängerinstitution, der 1901 als erste selbständige derartige Einrichtung in Deutschland gegründeten Handelshochschule. Die Handelshochschule hatte zwar das Ha-

---

[27] Universitätsarchiv Köln (im Folgenden: UAK), Zugang 44/305: Germanistik. Dt. Seminar – Allgemeines 1937–1939.

[28] Eckert: Von der Handelshochschule zur Universität. – In: Kölner Universitäts-Zeitung, Sondernummer vom 6.–12. September 1920, S. 1–3, hier S. 3.

[29] Der »unfestlichen« Darstellung von Conrady: Völkisch-nationale Germanistik in Köln, und seiner berechtigten Kritik an den Kölner Fachvertretern möchte ich keineswegs pauschal widersprechen, doch im Folgenden die im heutigen Sinne ‚anschlussfähigen' Aspekte stärker akzentuieren.

[30] Vgl. Richter/Hamacher: Praktizierte Wissenschaftsgeschichte als Einführung. – In: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 31/32 (2007), S. 149–151.

bilitationsrecht, nicht aber – von heute aus gesehen kurios – das für den Universitätsstatus entscheidende Promotionsrecht. Sie gründete sich auf die Stiftung des liberalen Kölner Unternehmers Gustav Mevissen,[31] der bereits in den 1850er Jahren eine technische Hochschule in Köln errichten wollte – die dann Aachen erhielt – und 1879 eine Denkschrift über die Gründung einer Handelshochschule vorgelegt hatte. Zum Lehrstoff einer Handelshochschule zählte er in dieser Denkschrift u. a. auch: »Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften« und »Literatur und Kunstgeschichte«.[32] Der Unternehmer und Politiker Mevissen hatte auch selbst Studien zur neueren Literatur vorgelegt, zu Goethes *Natürlicher Tochter* und *Pandora* etwa, zu Heinses *Ardinghello*, zu Börne und Heine und zu Jean Paul.[33]

So gehörte denn die deutsche Sprache und Literatur fast von Beginn an, nämlich seit dem Sommersemester 1902, zu den festen Lehrgegenständen an der Handelshochschule. Während es auf dem Gebiet der Sprache zunächst lediglich Deutschkurse für Ausländer gab, wurde die Literaturgeschichte durch den Bonner Ordinarius Berthold Litzmann vertreten, der in Hamburg höchst erfolgreich dasselbe Pensum lehrte, nämlich deutsche Literaturgeschichte im Rahmen des dortigen Allgemeinen Vorlesungswesens, das der Gründung der Universität vorausging. Litzmann behandelte die Literatur der Goethezeit und des 19. Jahrhunderts. Seit dem Sommersemester 1904 wurde die deutsche Literaturgeschichte durch einen Lehrbeauftragten verstärkt, der nicht nur die germanistische Lehre in Köln bis zur Universitätsgründung und darüber hinaus prägen sollte, sondern seit demselben Jahr 1904 als Dramaturg des Stadttheaters auch das Kölner Kulturleben: Sascha Simchowitz. Er war promovierter Mediziner und hatte als Assistent von Otto Binswanger an der Irren-Heil- und Pflegeanstalt Jena gearbeitet, wo er 1889 den kranken Friedrich Nietzsche sah und seine Erscheinung später aus der Erinnerung beschrieb.[34] Simchowitz las u. a. über Goethe, Schiller, Dramen des 19. Jahrhunderts, Heine, Hebbel, Ibsen, Theater und Roman der Gegenwart, seit 1913 außerdem an der im Jahr zuvor gegründeten Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung über den modernen Theaterbetrieb. Nach Gründung der Universität wurden seine Veranstaltungen dann nicht mehr unter »Germanische Philologie und deutsche Literatur« angekündigt, sondern unter »Musikwissenschaft und Theaterkunde«, denn sein Lehrauftrag wurde auf das Gebiet der »Theaterkunde« verengt – nicht etwa Theater*wissenschaft*, die Carl Niessen seit 1923 vertrat. Simchowitz war 1918 einer der Gutachter bei Niessens Habilitation an der Handelshochschule.[35] An der Universität verstärkten sich die Vorbehalte gegen Simchowitz, der keinen philologischen Abschluss hatte, Jude war und obendrein größten Lehrerfolg verbuchen konnte. Die *Rheinische Zeitung am Sonntag*, der er als Mit-

---

[31] Vgl. Hansen: Gustav von Mevissen, Bd. 1.

[32] Mevissen: Denkschrift über die Gründung einer Handelshochschule in Köln. – In: Hansen: Gustav von Mevissen, Bd. 2, S. 627–636, hier S. 635.

[33] Vgl. ebenda, S. 1–36.

[34] Vgl. Simchowitz: Der kranke Nietzsche. Eine persönliche Erinnerung. – In: Frankfurter Zeitung Nr. 247 vom 7. September 1900.

[35] Vgl. Probst: Die Affäre Niessen.

arbeiter verbunden war, würdigte ihn anlässlich seines Todes 1930 in einem großen Porträt und beklagte das »Schicksal eines geistigen Menschen in Köln«.[36]

Erste Überlegungen zur Einrichtung einer ordentlichen germanistischen Professur an der Handelshochschule gab es 1906. Bereits damals im Gespräch war Ernst A. Meyer, der vor allem als Experimentalphonetiker aufgetreten war und dann 1919 auf der ersten universitären Berufungsliste für ein germanistisches Ordinariat, die vor der 1920 erfolgten Gründung der Philosophischen Fakultät noch von der aus der Handelshochschule hervorgegangenen Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät verantwortet wurde, an erster Stelle stand. Diese Liste kam jedoch nicht zum Zuge. Nach einem exemplarischen Richtungsstreit setzte sich 1920 die konkurrierende Auffassung der Philologie durch, die nicht die experimentelle, eher naturwissenschaftliche Richtung verfolgte, sondern die deutschkundlich-volkstümliche.[37] Dieser Schwerpunkt drückte sich bald auch im Namen aus: 1923 wurde der Name der Disziplin im Vorlesungsverzeichnis, »Germanische Philologie und deutsche Literatur«, durch den Zusatz »deutsche Volkskunde« erweitert. Auf Verwaltungsebene trägt das Institut noch heute diesen Zusatz: »Institut für deutsche Sprache und Literatur mit volkskundlicher Abteilung«. Seit 1925 wurden die Prioritäten im Verhältnis zur Literatur sogar umgekehrt: »Germanische Philologie, Deutsche Volkskunde und Deutsche Literatur«. Diese Schwerpunktsetzung zeigt die Handschrift des Ordinarius für Germanische Philologie, Friedrich von der Leyen. Der erste Lehrstuhlinhaber nach Gründung des Deutschen Seminars 1920, Friedrich Panzer, war nur ein Semester geblieben, dann folgte von der Leyen, der heute meist nur noch als Märchenforscher bekannt ist, in einigen Punkten jedoch durchaus im fachgeschichtlichen Gedächtnis bleiben sollte, in das er sich mit dem Namen des Instituts so erfolgreich eingeschrieben hat. Von der Leyen war zwar, wie es unter Germanisten praktisch zum schlechten ›guten Ton‹ gehörte, bekennender Gegner der Weimarer Republik und deutschnational, jedoch nicht so borniert wie andere. Gastprofessuren in den USA, schon vor seiner Kölner Zeit in Yale, während der Kölner Zeit in Stanford und Harvard, hatten seinen Blick geweitet. In einem Bericht über »Entwicklung und Ausbau der deutschen und germanischen Studien an der Universität Köln« vom Juli 1927 konnte er auf Abteilungen für das Indogermanische, Vergleichende Sprachforschung, das Nordische, das Niederländische und die Volkskunde verweisen, die auf seine Initiative hin gegründet wurden. Das Niederländische spielte in der Grenzuniversität Köln eine besondere Rolle. Bei den Bücheranschaffungen für die Bibliothek legte von der Leyen großen Wert auf die Nachbardisziplinen Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, Philosophie, englische, französische und antike Dichtung.[38]

---

[36] Beyer: Schicksal eines geistigen Menschen in Köln. Zum Ende von Dr. Simchowitz. – In: Rheinische Zeitung am Sonntag Nr. 203 vom 27. Juli 1930. Vgl. auch Niessen: Dr. Sascha Simchowitz †. – In: Die Tribüne 1930/31, H. 8, S. 19–23.

[37] Vgl. Heimbüchel/Pabst: Kölner Universitätsgeschichte, Bd. 2, S. 488–490.

[38] UAK, Zugang 9 V, 56, Bd. 1: Deutsch-Niederländisches Institut bis zur Gründung.

Von der Leyen ist auch dafür verantwortlich, dass von 1926 bis 1934 Studienreisen für die Kölner Germanisten zum festen Studienprogramm gehörten. In seinen 1960 veröffentlichten Erinnerungen stellt er die rhetorische Frage, ob Studienreisen von Germanisten wirklich eine »Förderung der Wissenschaft« oder nicht vielmehr »wissenschaftlich getarnte Vergnügungs- und Erholungsfahrten« seien, und er entgegnet:

> So lange unsre deutsche Philologie nur Erforschung unsrer Sprache und unsrer Dichtung sein wollte, waren diese Fragen begreiflich, besonders von anschauungsfremden Gelehrten. Aber ein Besuch etwa von Weimar, von Jena, von Frankfurt muß doch Leben und Wesen von Goethe und von unsrer klassischen und romantischen Zeit lebendiger und gegenwärtiger zeigen, als Vorlesungen allein es zeigen können.[39]

Er erwähnt dann noch Wolfenbüttel, Halberstadt, Biberach, Marbach, Wetzlar und Wien und resümiert:

> Mir scheint eine Anschauung der großen Dichtung unsrer Blütezeit heute nötiger denn je, sie zeigt unsre Verantwortung vor unserm höchsten geistigen Besitz erschütternder als früher, in einer Gegenwart, in der die Bedeutung des geistigen Lebens immer unaufhaltsamer zusammenzuschrumpfen droht. Gerade der künftige Lehrer des Deutschen kann die tiefen und erfrischenden Eindrücke, die er auf seinen germanistischen Studienreisen gewonnen hat, auf seine Schüler übertragen und die Reiferen unter ihnen selber zu den heiligen Stätten unsrer Dichtung führen.

Diese Gegenwart ist, wie erwähnt, 1960. Bemerkenswert an dem Gewicht, das von der Leyen auf die Studienreisen legt, ist die Konzeption des Faches, die dahintersteht: »Nachdem nun unsre Philologie einen Einblick in die Gesamtheit der deutschen Kultur erstrebt, kann grade ihr die Anschauung der beste und ein unvergleichlicher Führer werden [...].« Wenn er »für den Germanisten das klassische Land Skandinavien« nennt, nämlich »für unser Altertum und für unser Volkstum«, so scheinen sich darin zunächst einfach seine persönlichen, im Bereich der Volkskunde liegenden Schwerpunkte widerzuspiegeln. Mit der »Gesamtheit der deutschen Kultur« als Gegenstand der Germanistik verweist er indes auf die in den 1920er Jahren nicht nur in Köln, aber dort besonders konsequent und breiter als anderswo unternommenen Bestrebungen, nach der als Verengung empfundenen philologischen oder so genannten ›positivistischen‹ Spezialisierung das Fach nicht mehr ›nur‹ als Sprach- und Literaturwissenschaft zu konzipieren, sondern unter ›Germanist‹ im Sinne der Brüder Grimm wieder jemanden zu verstehen, der sich im weitesten Sinne mit germanischen bzw. deutschen Gegenständen beschäftigte, nämlich: mit germanischem Recht, im Unterschied zum römischen Recht, deutscher Geschichte, im Unterschied zur Universalgeschichte (bzw. religiösen Heilsgeschichte), deutscher Sprache und Literatur, im Unterschied zur antiken, und deutscher Kultur, Sitten und Gebräuchen im weitesten Sinne (eben der Volkskunde). Bei von der Leyen trat so neben den Subjektbezug der Studienreisen, die Per-

---

[39] Leyen: Leben und Freiheit der Hochschule, S. 188 (dort auch die folgenden Zitate).

sönlichkeitsbildung, der Objektbezug, die Fachkonstitution, beides verbunden im pädagogischen Impetus, die Eindrücke an die Schüler weiterzugeben und somit den gefährdeten kulturellen Sinnzusammenhang durch die Lehre über die Generationen aufrechtzuerhalten. Am pädagogischen Zusammenhalt im Seminar war von der Leyen überhaupt viel gelegen: In der offiziellen Schrift über das erste Jahrfünft der Kölner Universität heißt es 1925 bei der Vorstellung des Fachs Deutsche Philologie: »Das Verhältnis von Lehrer zu Schüler ist herzlich und vertrauensvoll, der Vorlesungsplan jedes Semesters wird in gemeinsamen Besprechungen von Dozenten und Studenten festgesetzt«,[40] was auch fünf Jahre später bei deutlich höheren Studentenzahlen noch betont wird.[41] Und in der Schrift *Das Deutsche Seminar der Universität Köln* von 1936 wird über die Bedeutung einladender und freundlicher Räumlichkeiten gesprochen: »Wir wußten also, was wir taten, als wir uns bequeme Stühle, schöne breite Tische für die Arbeit besorgten. Auf unserem Dachgarten stehen nun Korbsessel und Liegestühle.«[42]

In derselben Broschüre wird noch ein anderes Alleinstellungsmerkmal der Kölner Germanistik angepriesen: »Andere Seminare lassen die deutsche Dichtung mit Goethes Tod aufhören, wir wagten uns bis in die Gegenwart.«[43] Das hatte bereits Sascha Simchowitz an der Handelshochschule getan, und damit böte sich in der Darstellung der Übergang zur neueren Abteilung an, wäre es nicht auch hier Friedrich von der Leyen, der Inhaber des Lehrstuhls der älteren Abteilung, der das Feld vor allem besetzte. Er hielt auch Vorlesungen über »Deutsche Dichtung der Gegenwart« und publizierte 1922 das Buch *Deutsche Dichtung in neuer Zeit*,[44] 1927 in zweiter, erweiterter Auflage erschienen und später für die Jahre 1925 bis 1930 ergänzt durch einen separaten Nachtrag mit dem Untertitel *Eine Übersicht über die deutsche Dichtung der letzten Zeit* und dem dichotomischen Haupttitel *Die Forderung des Tages – Das neue Reich*.[45] *Die Forderung des Tages*, das war Thomas Mann,[46] aber auch Goethe,[47] den Mann mit diesem Titel eines Essaybandes zitierte und der mit diesem Zitat bei von der Leyen gleich mit in den Orkus wanderte. *Das neue Reich* – das war Stefan George,[48] für von der Leyen der Leitstern der deutschen Dichtung. Der Gerechtigkeit halber muss man anführen, dass von der Leyen in die zweite Auflage von *Deutsche Dichtung in neuer Zeit* ein eigenes Kapitel über Thomas Manns *Zauberberg* einfügte, bei dem es sich um ein bisher nicht beachtetes, vielleicht sogar um das einzige Zeugnis einer Wertschätzung des republikanischen Thomas Mann durch die völkisch-nationale Germanistik handelt: »Die Kunst der Darstellung im Zauberberg ist von einer Vollendung, die auch Thomas Mann vorher nicht erreichte.« Die Schilderung sei von

---

40 Die Universität Köln im ersten Jahrfünft nach ihrer Wiederaufrichtung, S. 128.
41 Vgl. Universität Köln 1919–1929, S. 209.
42 Das Deutsche Seminar der Universität Köln, S. 12.
43 Ebenda, S. 7.
44 Leyen: Deutsche Dichtung in neuer Zeit.
45 Leyen: »Die Forderung des Tages«. »Das neue Reich«.
46 Mann: Die Forderung des Tages.
47 Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Abt. I, Bd. 13, S. 128.
48 George: Das neue Reich.

einer »kaum zu überbietenden Meisterschaft«, der »Dichter« – als solcher wurde Thomas Mann kaum je bezeichnet – »übertrifft sich selbst«.[49]

Von der Leyens Kollege auf dem Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte, Ernst Bertram, Taufpate von Thomas Manns jüngster Tochter Elisabeth, hatte für den *Zauberberg* nur spöttisch Herabsetzendes übrig.[50] Bertrams Berufung nach Köln 1922 war umstritten. An der Spitze der ersten Berufungsliste der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät 1919 stand Robert Petsch,[51] der bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Liverpool und seither an der Königlichen Akademie Posen lehrte, also für einen Grenzeinsatz wie in Köln bestens vorbereitet schien. Auch diese erste Liste kam, wie beim anderen Lehrstuhl, nicht zum Zuge, stattdessen nahm Petsch noch 1919 den Ruf nach Hamburg an. Danach wurde in Köln der auch in Hamburg gelistete Rudolf Unger favorisiert, der als führender Vertreter der Geistesgeschichte allerorten gefragt war und innerhalb weniger Jahre Professuren in Basel, Halle, Zürich, Königsberg, Breslau und Göttingen bekleidete. In Köln wurde der drittplatzierte Franz Schultz berufen, der jedoch wie Panzer nur ein Semester blieb. Seine Nachfolge gab Anlass für einen Richtungsstreit.[52] Auf der Vorschlagsliste 1921 stand wiederum Rudolf Unger auf Platz 1, Ernst Bertram auf Platz 2 sowie auf Platz 3 *pari passu* Eduard Castle aus Wien, Christian Janentzki aus München und Hermann August Korff aus Frankfurt. Nicht mehr berücksichtigt wurde der von Oberbürgermeister Konrad Adenauer bereits 1920 favorisierte Josef Nadler, der in Prag von August Sauer promoviert wurde und 1912 mit dem ersten Band seiner umstrittenen *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* hervorgetreten war. Für Nadler sprach, dass er katholisch war – von der Leyen und dann auch Bertram waren evangelisch, und die katholischen Professoren waren in Köln überhaupt mit 13 zu 28 in der Minderheit.[53] Wissenschaftlich gab es ein Sondergutachten zugunsten Nadlers, am 15. August 1921 verfasst von dem Chemiker August Darapsky, dem Philosophen Max Scheler und dem Historiker Martin Spahn, mit der Begründung, dass die kulturwissenschaftliche Abteilung und besonders die geschichtlichen Wissenschaften an der Universität ausgebaut werden müssten und es dafür eines Gelehrten mit der Fähigkeit zur Synthese wie Nadler bedürfe. Angesichts der Isolierung des Rheinlands sei er der Richtige, um die »Fäden zwischen der Seele der einzelnen deutschen Landschaft und der Seele der gesamten Nation immer aufs neue anzuspinnen und zu verweben.« Auch die Konkurrenz mit dem soeben als Nachfolger Litzmanns nach Bonn berufenen Oskar Walzel spielte eine Rolle:

---

[49] Leyen: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. 2., veränd. Aufl., S. 305.

[50] Vgl. Scheuren: Ernst Bertrams Lesespuren im Widmungsexemplar von Thomas Manns »Der Zauberberg«. – In: Thomas Mann Jahrbuch 16 (2003), S. 55–65.

[51] Vgl. Heimbüchel/Pabst: Kölner Universitätsgeschichte, Bd. 2, S. 489.

[52] Vgl. ebenda, S. 492–495.

[53] Vgl. den Artikel »Gestern noch auf stolzen Rossen... Blamble Niederlage der Kölner Sozialdemokratie« in der Kölnischen Volkszeitung Nr. 274 vom 7. April 1922, in dem Nadler als Sozialdemokrat bezeichnet wird – eine Behauptung, die sich nach den Angaben im *Internationalen Germanistenlexikon* nicht verifizieren lässt; vgl. Füllenbach: Nadler, Josef. – In: König (Hrsg.): Internationales Germanistenlexikon, Bd. 2, S. 1298–1301.

> Je ferner Walzels Art Literaturgeschichte zu treiben und die Romantik aufzufassen der besonderen Not der Stunde und der Art des Rheinländers steht, desto willkommener wird es, wie wir hoffen, dem Ministerium sein, durch die Erwägung einer gleichzeitigen Versetzung Nadlers an den Rhein der rheinischen Bevölkerung dartun zu können, dass ihm die Wahrung der wissenschaftlichen Interessen unserer rheinischen Universitäten und die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volkstums gleich sehr am Herzen liegt.[54]

Friedrich von der Leyen und Franz Schultz – der bei der Berufung seines Nachfolgers noch kräftig mitmischte – replizierten am 20. September 1921 auf dieses Sondervotum. Sie glaubten nicht an »Nadlers Entwicklung und Vervollkommnung«. Der Aspekt der Stammeszugehörigkeit sei »einseitig und gewaltsam«; formale, soziale und geistesgeschichtliche Einwirkungen würden dabei vernachlässigt. Sie waren sich auch nicht zu schade, ad personam zu argumentieren: »Nadler täuscht eine grosse Gelehrsamkeit vor, indem er Literatur über Literatur häuft, von der er nur wenig gelesen hat, er urteilt leichthin über Werke, die er nicht kennt.« Auch von der Leyen und Schultz spielten die regionale Karte:

> Auch wir sind davon durchdrungen, wie wichtig gerade in dieser Zeit die Betonung der landschaftlichen Besonderheiten und der Wirkung und Gegenwirkung der engeren und weiteren deutschen Heimat für eine Universität wie Köln sein muss. Auch aus diesem Gesichtspunkt nannten wir Ernst Bertram, der, in rheinischer Kultur aufgewachsen, einer rheinischen Hochschule das Beste seiner Bildung verdankt, und der gerade in den letzten Monaten durch seine ausgezeichneten Ausführungen gegen Maurice Barrès,[55] sein ungewöhnlich feines Verständnis für den Geist und die Bedeutung seiner Heimat und für ihre grosse deutsche Aufgabe dokumentiert hat.

Auch Nadlers scharfer Gegensatz zu Oskar Walzel sei einem erwünschten Zusammenwirken mit Bonn (wo Bertram 1917 durch Litzmann habilitiert worden war) abträglich.

Der Vorgang sorgte für Aufsehen: Konrad Burdach aus Halle schrieb ein Gutachten zugunsten von Nadler, Primus Lessiak (Wien), Carl von Kraus (München), Arthur Köster (Leipzig) und Gustav Roethe (Berlin) gegen ihn. Das entscheidende Vergleichsgutachten wurde Julius Petersen in Berlin übertragen. Er urteilte am 23. November 1921 über die Kölner Fünferliste plus Nadler: Castle sei »wohl der Einzige, den man seiner Methode nach noch als Philologe bezeichnen kann.« Unger und Janentzky »können als Vertreter einer *philosophischen* Richtung genannt werden.« Nadler »hat sich in der in seinem Lehrer Sauer angegebenen stammeskundlichen Richtung einseitig weiter entwickelt.« Der »Ruhm« müsse ihm »etwas zu Kopf gestiegen« sein, Petersen schreibt von »empfindlich gereizter Eitelkeit« und »Sackgassen, in die er sich da und dort verrannt hat.« »[A]ls Anreger eines neuen Programms zeigt er alle Vorzüge und Schwächen einer umstrittenen Persönlichkeit und einer methodischen Einseitigkeit.« Petersen weiter:

---

[54] UAK, Zugang 44/177: Deutsche Philologie, neuere. II. Schultz, Bertram 1920–1922. Dort auch die folgenden Zitate.

[55] Vgl. Bertram: Rheingenius und Génie du Rhin.

> *Korff* und *Bertram* [...] möchte ich als Vertreter einer geistesgeschichtlichen Richtung bezeichnen, die mit ausgeprägtem Formsinn und suggestiver Konstruktionsfreudigkeit sehr stark zu fesseln vermag. Bertram ist mehr Künstler und ausserdem ein sympathischer Dichter. Korff ist eine mehr kritische Natur. Bertram hat sich mit seinem Nietzschebuch einen berechtigten schriftstellerischen Erfolg erstritten,[56] aber auf dem Gebiet der Wissenschaft durch die allzu geistreiche Verwandlung der Geschichte in Mythus Unheil angerichtet. [...] Als strengwissenschaftliches Werk [...] kann man keine der Schriften Bertrams bezeichnen, vielmehr führt dessen Richtung zu einer bewussten Auflösung der Wissenschaft in Kunst.

Petersens Resümee ist höchst bezeichnend für sein Bemühen um Ausgleich, das freilich den Streit nicht löste, sondern den Schwarzen Peter nach Köln zurückgab:

> Fasse ich mein Urteil zusammen, so kann ich nur sagen, dass die Universität in keinem der Genannten schlecht fahren wird. Es kommt aber darauf an, was man haben will. In *Unger* hätte man den besten Gelehrten, in *Korff* den feinsinnigsten Interpreten, in *Bertram* den besten Sprachkünstler, in *Castle* den besten Schulmeister und in *Nadler* den energisch[s]ten Dialektiker.

Aus diesem Menü von Germanisten, die jeweils metonymisch für einen Typus standen, wählte die Kölner Fakultät schließlich zumindest mehrheitlich Ernst Bertram. Ein »strengwissenschaftliches Werk«, um den Begriff Petersens aufzugreifen, hat er auch in seiner gesamten Kölner Zeit nicht verfasst. Noch die Einleitung seiner letzter Vorlesung über »Aufgaben und Methoden deutscher Schrifttumsforschung und Dichtungskunde«, die er im Wintersemester 1945/46 in Köln hielt, bevor er auf Anweisung der Militärregierung entlassen wurde und seinen Lehrstuhl räumen musste, gab seinen Hörern als »eingemauerte Wahrheit«, als »*letzte*, späteste Erkenntnis« auf den Weg: »*Geschichte ist Dichtung*.«[57] Literaturgeschichte, um deren neue Grundlegung es Bertram nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in persönlicher und fachlicher Vergangenheitsbewältigung bzw. -verdrängung zu tun war, wurde für ihn in dieser Perspektive gewissermaßen zu Dichtung hoch zwei.[58]

Dass Bertram zeitweise dem George-Kreis nahestand, dürfte bei seiner Berufung für von der Leyen mit den Ausschlag gegeben haben, denn George war für diesen, wie erwähnt, der Maßstab der Gegenwartsdichtung. Von der Leyen war noch als Extraordinarius in München der Lehrer Norbert von Hellingraths und hatte dessen Dissertation über Hölderlins Pindar-Übersetzungen mit angeregt,[59] die den Grundstein für Hellingraths Edition des Hölderlin'schen Spätwerks bildete, das vom George-Kreis als Stilideal entdeckt wurde. Sympathien und Affinitäten zwischen den Kölner Germanisten und Mitgliedern des George-Kreises zeigten sich noch 1938, als Max Kommerell für zwei Semester den aus Krankheits-

---

[56] Bertram: Nietzsche.

[57] Bertram: Literaturwissenschaft und Geschichte, S. 37 (Hervorhebungen im Original).

[58] Vgl. ebenda, S. 41–42.

[59] Hellingrath: Pindarübertragungen von Hölderlin. Vgl. Pieger: Edition und Weltentwurf. Dokumente zur historisch-kritischen Ausgabe Norbert von Hellingraths. – In: Volke u. a.: Hölderlin entdecken, S. 57–114, zu von der Leyen besonders S. 58, 89, 92.

gründen beurlaubten Bertram vertrat. Kommerell kam aus Frankfurt, wohin Franz Schultz aus Köln gewechselt war – die Seilschaften funktionierten reibungslos.

Der Richtungsstreit um Bertram oder Nadler war mit der Berufung 1922 noch nicht zu Ende. Anfang 1927 erhielt Bertram einen Ruf nach München als Nachfolger von Franz Muncker. Für die schließliche Ablehnung des Rufes mit entscheidend dürfte gewesen sein, dass er in München nicht die Freiräume gehabt hätte wie in Köln, wo von der Leyen ihm bereitwillig alle Aufgaben der Verwaltung und Seminardirektion abnahm. Bertram überlegte vergleichsweise lange, und Konrad Adenauer schrieb schon am 27. Januar 1927 in seiner Eigenschaft als Präsident des Preußischen Staatsrates, man solle Bertram nicht zu halten versuchen, das Ministerium sei bereit, »uns Nadler zu geben«.[60] Dieser war inzwischen Nachfolger Ungers in Königsberg. Zur Enttäuschung der (katholischen) Kölner Nadler-Fraktion blieb Bertram. Er hatte zu seiner weiteren Entlastung die Errichtung einer außerordentlichen Professur mit dem Schwerpunkt Reformationszeit und Barock erreicht, die mit Paul Hankamer besetzt wurde, der wieder aus Bonn kam – und der 1932 Nachfolger von Josef Nadler in Königsberg wurde. So ging das germanistische Berufungsdomino durch Deutschland weiter. Bereits 1936 wurde Hankamer nach nationalsozialistischen Angriffen, die sich u. a. gegen seine katholische Konfession richteten, von seinem Lehrstuhl vertrieben.[61]

Wie gefestigt schließlich doch die Stellung Bertrams an der Kölner Universität – und wie groß die Bedeutung der Germanistik war, belegt der Umstand, dass die Urkunde in dem am 26. Oktober 1929 gelegten Grundstein zum neuen Universitätsgebäude, dem heutigen Hauptgebäude am Albertus-Magnus-Platz, von Ernst Bertram (in seinem typischen Sprachduktus) verfasst wurde:

> Kölns Bürgerschaft, die in schwerster Zeit ernste Opfer bringt, um der Jugend und der Wissenschaft willen, und die Männer, der Mitarbeit am Werk gewürdigt, hegen gemeinsames Vertrauen, *uralt fruchtbar rheinischer Stadtboden werde auch künftig abermals ein Vorort deutscher Geistigkeit*, Arbeit und Gesittung sein, wo zeitlebendiges Wirken Wege in hohe Zukunft weise und *aus unverbrauchten Kräften des Volkstums dem deutschen Gesamtvolk Führer, Helfer und echte Freunde heranbilde zu künftiger Wiedererstehung*. Sie geloben in feierlicher Stunde, die so vielfach gehemmten Kräfte trüber, noch nicht entmutigter Gegenwart für freiere, hellere Zukunft einzusetzen, wohl dessen bewußt, alles Wollen und Streben finde nur im Anhauch höheren Geistes Erfüllung.
>
> Wenn der Geist will, so wächst der Stein – möge der hier, heute gelegt in den schweren Grund dieser Neuzeit, gewürdigt werden, ein dienender aber *ein Eckstein zu sein im Gottesplan lichterer Volks- und Völkerzukunft*.[62]

Von heute aus gesehen, scheint – von der konfessionellen Frage abgesehen – nicht mehr recht nachvollziehbar, warum Nadler und Bertram in so scharfer Opposition gesehen wurden. Auch in Bezug auf ihre Haltung zum Nationalsozialismus rücken

---

60 UAK, Zugang 17/390: Personalakte Bertram.

61 Vgl. UAK, Zugang 44/178: Deutsche Philologie, neuere. III. (Lehrauftrag) Hankamer 1927; Zugang 44/126: Paul Hankamer 1927–1932.

62 Kölner Universitäts-Zeitung, 11. Jg., Nr. 8 vom 2. November 1929, S. 6–7 (Hervorhebungen im Original).

beide eher zusammen. Schärfer scheint aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht der Gegensatz zwischen Philologie und Geistesgeschichte, der in den 1920er Jahren auch und vor allem in Köln zugunsten letzterer entschieden zu sein schien. Davon spricht auch Petersens Gutachten, der unter den Kandidaten nur noch Eduard Castle als Philologen gelten ließ, was durchaus kein Ehrentitel mehr war. Betrachtet man indes Bertrams Vorlesungen, so zeigt sich ein anderes Bild. Die im Kölner Universitätsarchiv aufbewahrte sorgfältige Nachschrift seiner 1931/32 gehaltenen Goethe-Vorlesung etwa dokumentiert, dass er Bielschowskys Goethe-Biographie folgte und insgesamt viel ›positivistischer‹ argumentierte,[63] als das gängige Klischee vom Gegensatz zwischen Positivismus und Geistesgeschichte es will.[64]

Das Kriegsende 1945 bildete auch in Köln keine Stunde Null. Friedrich von der Leyen, der 1937 wegen eines jüdischen Großvaters seiner Frau zwangsemeritiert wurde, kehrte für einige Zeit als Honorarprofessor zurück, Bertram wurde zwar nach einem Semester die Lehrerlaubnis entzogen, doch sein im Wintersemester 1942/43 in Köln gehaltener Vortrag »Goethe als Gestalter deutscher Geschichte und Former deutschen Wesens« konnte im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1944 erscheinen, das erst nach Kriegsende 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone ausgedruckt und gar erst 1946 und 1947 ausgeliefert wurde.[65] Drei kurze Abschnitte wurden überklebt – in einem wird der Soldat als »Bekämpfer des Chaos, Bändiger der Anarchie« bezeichnet,[66] im zweiten geht es um »Mechanismus« und »Fabrikwesen«,[67] im dritten um »Furcht vor den Russen«.[68] Bertrams neugermanistischer Lehrstuhl wurde – nach mehrjähriger Vertretung durch seinen Schüler August Langen – erst 1949 wiederbesetzt. Durch die Berufung des Remigranten Richard Alewyn gelang in Köln ein erster Modernisierungsschub, während die späteren Ordinarien Wilhelm Emrich und Gerhard Fricke, was die nationalsozialistische Verstrickung und Mitläuferschaft betrifft, sich in die Tradition des 1950 rehabilitierten Bertram einreihen ließen. Bei Alewyns Nachfolge 1957 wurde dann eine andere Tradition erfolgreich aufgegriffen. Es handelt sich um die bereits erwähnte Verbindung der beiden konkurrierenden und scheinbar unvereinbaren Paradigmen Philologie bzw. Positivismus hier und Geistesgeschichte dort. Dieses Programm hatte in Hamburg Robert Petsch entwickelt, der 1919 auf der ersten Berufungsliste für den Kölner Lehrstuhl stand und der in Hamburg den ersten Lehrstuhl mit der doppelten Denomination »Neuere deutsche Literaturgeschichte und allgemeine Literaturwissenschaft« in Deutschland bekleidete. Die

---

63 Vgl. UAK, Zugang 556/72 (Nachlass Karl Glöckner).

64 Vgl. Kindt/Müller: Dilthey gegen Scherer. Geistesgeschichte contra Positivismus. Zur Revision eines wissenschaftshistorischen Stereotyps. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 74 (2000), S. 685–709.

65 Bertram: Goethe als Gestalter deutscher Geschichte und Former deutschen Wesens. – In: Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft. Neue Folge des Jahrbuchs. Jahresheft 1944, S. 24–53. Die geplante Publikation als Nr. 49 der Kölner Universitätsreden kam hingegen nicht zustande. Im UAK ist Bertrams Typoskript mit einem Eingangsvermerk des Rektorats vom 20. September 1944 erhalten; Zugang 543/1.

66 Ebenda, S. 43.

67 Ebenda, S. 48.

68 Ebenda, S. 50.

Wirkung seines avancierten Programms wurde durch seine Zugeständnisse an den Nationalsozialismus behindert. Erfolgreich vermittelt wurde es dann aber in der Nachkriegszeit durch die sogenannte »Formgeschichte« von Petschs früherem Hamburger Schüler und Assistenten Paul Böckmann,[69] der, aus Heidelberg kommend, von 1957 bis 1968 als Ordinarius in Köln nicht nur Petschs Lehrstuhlbezeichnung führte, sondern zu einem der einflussreichsten Nachkriegsgermanisten aufstieg und unter dessen Ägide etliche ihrerseits zu Großordinarien avancierte Schüler promoviert und habilitiert wurden.[70] Dass er 1968 emeritiert wurde, ist geradezu sinnbildlich als Ende einer Ära zu verstehen. Die sich in der Folgezeit weiter ausdifferenzierende Fachentwicklung kann im Rahmen dieses Überblicks, in dem das Gründungsprofil der Kölner Germanistik umrissen werden sollte, nicht mehr dargestellt werden, doch auf einen weiteren entscheidenden Modernisierungsschub, nämlich die Institutionalisierung der modernen Linguistik, verbunden mit der noch heute bestehenden Gliederung des Instituts in drei Abteilungen, soll abschließend zumindest hingewiesen werden. Auch dieser Modernisierungsschub ging indirekt von Hamburg aus, in der Person von Heinz Vater, der von Ost-Berlin über Hamburg nach Köln kam und dort 1972 den ersten linguistischen Lehrstuhl erhielt. Wenn schließlich die Kölner Literaturwissenschaft sich in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart zu nicht unerheblichen Teilen als Kulturwissenschaft verstand und versteht, so steht auch diese Entwicklung nicht im Zeichen eines Traditionsbruchs, sondern ist – dem ersten Anschein und dem völlig veränderten gesellschaftspolitischen Kontext ungeachtet – durchaus mit dem disziplinären Verständnis der Kölner Fachvertreter der 1920er Jahre zu vermitteln, so dass es sich auch im Interesse der methodischen Selbstreflexion lohnt, gelegentlich zu den fachlichen Anfangsgründen zurückzukehren.

Literatur

[Anonym.]: Gestern noch auf stolzen Rossen... Blamable Niederlage der Kölner Sozialdemokratie.– In: Kölnische Volkszeitung Nr. 274 vom 7. April 1922.

Bertram, Ernst: Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Berlin: Bondi 1918.

Bertram, Ernst: Rheingenius und Génie du Rhin. Bonn: Cohen 1922.

Bertram, Ernst: [Wortlaut der Urkunde zur Grundsteinlegung des Neubaus der Kölner Universität.] – In: Kölner Universitäts-Zeitung, 11. Jg., Nr. 8 vom 2. November 1929, S. 6–7.

Bertram, Ernst: Goethe als Gestalter deutscher Geschichte und Former deutschen Wesens. – In: Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft. Neue Folge des Jahrbuchs. Jahresheft 1944, S. 24–53.

Bertram, Ernst: Literaturwissenschaft und Geschichte. Hrsg. von Hartmut Buchner. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1966 (Libelli. 212).

Beyer, Georg: Schicksal eines geistigen Menschen in Köln. Zum Ende von Dr. Simchowitz. – In: Rheinische Zeitung am Sonntag Nr. 203 vom 27. Juli 1930.

---

[69] Vgl. Böckmann: Formgeschichte der deutschen Dichtung.

[70] Giesler: Böckmann, Paul Henry Theodor. – In: König (Hrsg.): Internationales Germanistenlexikon, Bd. 1, S. 217–219, hier S. 218, nennt als Schüler u. a. Gerhard Kluge, Hans-Henrik Krummacher, Jürgen Petersen, Wolfgang Preisendanz und Walter Müller-Seidel.

Böckmann, Paul: Formgeschichte der deutschen Dichtung. Bd. 1: Von der Sinnbildsprache zur Ausdruckssprache. Der Wandel der literarischen Formensprache vom Mittelalter zur Neuzeit. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1949. 3. Aufl. 1967.

Bz.: Einweihung der neuen Hamburgischen Universität. – In: Hamburger Illustrierte Zeitung Nr. 23 vom 18. Mai 1919, S. 5.

Conrady, Karl Otto: Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung. Schernfeld: SH-Verlag 1990.

Das Deutsche Seminar der Universität Köln. Jena: Eugen Diederichs 1936.

Die Universität Köln im ersten Jahrfünft nach ihrer Wiederaufrichtung, 1919 bis 1924. Köln: Verlag der Universitätsbuchhandlung Oskar Müller 1925.

Eckert, Christian: Von der Handelshochschule zur Universität. – In: Kölner Universitäts-Zeitung, Sondernummer zur Pädagogischen Woche in Köln vom 6.–12. September 1920, S. 1–3.

Füllenbach, Elias H.: Nadler, Josef. – In: Christoph König (Hrsg.): Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Bd. 1–3. Berlin, New York 2003. Bd. 2, S. 1298–1301.

George, Stefan: Das neue Reich. Berlin: Bondi 1928 (Gesamtausgabe der Werke. 9).

Giesler, Birte: Böckmann, Paul Henry Theodor. – In: Christoph König (Hrsg.): Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Bd. 1–3. Berlin, New York 2003. Bd. 1, S. 217–219.

Goethe, Johann Wolfgang: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Hrsg. von Friedmar Apel u. a. Bd. 1–40. Abt. I, Bd. 13: Sprüche in Prosa. Sämtliche Maximen und Reflexionen. Hrsg. von Harald Fricke. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1993 (Bibliothek deutscher Klassiker. 102).

Hansen, Joseph: Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815–1899. Bd. 1–2. Berlin: Georg Reimer 1906.

Heimbüchel, Bernd, und Klaus Pabst: Kölner Universitätsgeschichte. Bd. 2: Das 19. und 20. Jahrhundert. Köln, Wien: Böhlau 1988.

Hellingrath, Nobert von: Pindarübertragungen von Hölderlin. Prolegomena zu einer Erstausgabe. Jena: Eugen Diederichs 1911.

Kindt, Tom, und Hans-Harald Müller: Dilthey gegen Scherer. Geistesgeschichte contra Positivismus. Zur Revision eines wissenschaftshistorischen Stereotyps. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 74 (2000), S. 685–709.

Leyen, Friedrich von der: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Jena: Eugen Diederichs 1922. 2., veränd. Aufl. 1927.

Leyen, Friedrich von der: »Die Forderung des Tages«. »Das neue Reich«. Eine Übersicht über die deutsche Dichtung der letzten Zeit (1925/30). Jena: Eugen Diederichs o.J. [1931].

Leyen, Friedrich von der: Leben und Freiheit der Hochschule. Erinnerungen. Köln: Verlag der Löwe 1960.

Mann, Thomas: Die Forderung des Tages. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925–1929. Berlin: S. Fischer 1930.

Mevissen, Gustav von: Denkschrift über die Gründung einer Handelshochschule in Köln, zum 11. Juni 1879. – In: Joseph Hansen: Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815–1899. Bd. 2: Abhandlungen, Denkschriften, Reden und Briefe. Berlin: Georg Reimer 1906, S. 627–636.

Niessen, Carl: Dr. Sascha Simchowitz †. – In: Die Tribüne 1930/31, H. 8, S. 19-23.

Pieger, Bruno: Edition und Weltentwurf. Dokumente zur historisch-kritischen Ausgabe Norbert von Hellingraths. – In: Werner Volke, Bruno Pieger, Nils Kahlefendt, Dieter Burdorf: Hölderlin entdecken. Lesarten 1826–1993. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 1993 (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft. 17), S. 57–114.

Probst, Nora: Die Affäre Niessen. Zum Gründungsmythos der Kölner Theaterwissenschaft. Seminararbeit, Institut für deutsche Sprache und Literatur. Köln 2007. Institut für Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft der Universität zu Köln, Theaterwissenschaftliche Sammlung, Signatur S -b- 1 59.

Richter, Myriam, und Bernd Hamacher: Praktizierte Wissenschaftsgeschichte als Einführung. Seminare, Wintersemester 2006/7, Hamburg und Köln. – In: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 31/32 (2007), S. 149–151.

Scheuren, Franz Josef: Ernst Bertrams Lesespuren im Widmungsexemplar von Thomas Manns »Der Zauberberg«. – In: Thomas Mann Jahrbuch 16 (2003), S. 55–65.

Simchowitz, Sascha: Der kranke Nietzsche. Eine persönliche Erinnerung. – In: Frankfurter Zeitung Nr. 247 vom 7. September 1900.
Universität Köln 1919–1929. Köln: DuMont Schauberg o. J.
Universitätsarchiv Köln. Zugänge 9, 17, 44, 543, 556.

Milan Tvrdík

Die Prager Germanistik

I.

Bis 1882 hatten die germanistischen Lehrstühle in Böhmen bis auf Ausnahmen die Professoren deutscher Abstammung, sei es aus den deutschsprachigen Gebieten der Habsburger Monarchie, sei es aus dem übrigen deutschsprachigen Ausland, inne. Die Anfänge der deutschen Philologie in Prag reichen aber noch 120 Jahre vor dieses Ereignis zurück. 1763 errichtete die Königin Maria Theresia an der Prager Universität den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften, dessen erste Inhaber Karl Heinrich Seibt (1735–1806), August Gottlieb Meißner (1753–1807) und Joseph Georg Meinert (1773–1844) waren. Dieses Dreigestirn schuf mit seinem Wirken der späteren institutionellen Germanistik den Nährboden – Seibt mit der Einführung der Nationalsprache an der Universität, Meißner durch sein Bemühen, die deutsche Sprache zum Medium der schöngeistigen Literatur in Böhmen zu erheben, Meinert in Nachfolge Meißners mit seinem eigenen literarischen Schaffen. Alle drei zogen der deutschen, aber auch der tschechischen Nationalphilologie klare Konturen.

Erst die Teilung der Prager Universität in eine tschechische und eine deutsche zog das tschechische Element an die germanistische Forschungs- und Lehrtätigkeit heran. Das Germanische Seminar an der tschechischen Universität, wie sich die ursprünglichen Lehrstühle seit dem Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts nannten, war seit seiner Gründung ausschließlich unter tschechischer Obhut. Seit 1882 – die Teilung der Universität fiel in die Zeit, in der das Land in die zunehmenden tschechisch-deutschen nationalistischen Auseinandersetzungen hineingeraten war – wirkten in Prag und Böhmen zwei Germanische Seminare nebeneinander. Die Teilung und die darauffolgende Errichtung zweier parallel wirkender Seminare für deutsche Philologie führten einerseits zur Emanzipation der tschechischen Germanistik, andererseits aber zur Trennung dieser Germanistik von ihrer deutschböhmischen Schwester, wie sie sich nach der Errichtung des selbständigen Lehrstuhls 1849 im Lande etabliert hatte. Diese Trennung bestätigte die Gesamtentwicklung in den böhmischen Ländern im Laufe des 19. Jahrhunderts, wo sich gegen dessen Ende zwei politisch und kulturell entwickelte Nationen gegenüberstanden, deren weitere gesellschaftliche und politische Ziele in verschiedene Richtungen wiesen. Von Anfang an wollten die selbstständigen Seminare nichts voneinander wissen, sie orientierten ihre Tätigkeit eher aufs Ausland als aufeinander, wodurch sie der böhmischen Germanistik beträchtlichen Schaden

zugefügt hatten, weil damals hervorragende Wissenschaftler an beiden Seminaren tätig waren. (Als Beispiel seien am Germanischen Seminar der Deutschen Universität August Sauer oder der später sich mit den Nazi-Herrschern kompromittierende Herbert Cysarz angeführt.) Methodisch standen beide Seminare ursprünglich unter dem Einfluss von Scherers positivistischer Methode der Junggrammatischen Schule, die Literaturhistoriker der beiden Seminare wandten sich dann später der geisteswissenschaftlichen und psychologischen Methode zu und profilierten sich in der Zwischenkriegszeit zu überzeugenden Persönlichkeiten der germanistischen Wissenschaft und Forschung. Die böhmisch-deutsche Germanistik schrieb den deutschen Nationalismus auf ihr Banner und hob in ihrer Tätigkeit und Wirkung die Überlegenheit der deutschen Kultur in Böhmen hervor. Die tschechische Germanistik unterstrich ihre nationale Orientierung mit der Einführung der tschechischen Sprache als Unterrichtssprache am Germanischen Seminar, wobei sie sich von Anfang an als die Wissenschaft verstand, welche die Bedürfnisse der tschechischen nationalen Gemeinschaft hinsichtlich einer für die tschechische Bevölkerung nicht besonders fremden Sprache, Literatur und Kultur zu befriedigen hatte. Das Hauptziel ihrer Forschung und Lehrtätigkeit sah sie in der Beleuchtung der gegenseitigen Beziehungen zwischen der tschechischen und der deutschen Kultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Ziel, mit dem auch die gegenwärtige tschechische Germanistik übereinstimmt.

Die böhmische Germanistik beschränkte sich in dieser Zeit keinesfalls nur auf die Universitätsprofessoren. Auch tüchtige Gymnasiallehrer trugen mit ihrer enthusiastischen Arbeit in entscheidendem Maße zur germanistischen Forschung bei. So ist Wendelin Toischer (1855–1922) heute leider nur noch den germanistischen Mediävisten ein Begriff. Doch er war es, der durch seine unermüdliche Forschungs- und Editionsarbeit die Grundlagen zur Kenntnis der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen hat.

II.

Die Germanisten des tschechischen Lehrstuhls legten zeitgemäß großen Wert auf ältere germanische und deutsche literarische Denkmäler sowie – als ihre Hauptaufgabe – auf die Erforschung der wechselseitigen Beziehungen zwischen den großen Persönlichkeiten der deutschen Literatur und der tschechischen Kultur. Das bezog sich vor allem auf Goethe, später auch auf Heine und auf die Erforschung einzelner Motive, wie des Faust oder aber des Hussitismus in seinem Einfluss auf die deutschsprachige Dichtung seit dem Mittelalter. Erst später lenkten die tschechischen Germanisten ihre Aufmerksamkeit auf die heimische deutschsprachige Dichtung, die der böhmischdeutschen Germanistik unter der Leitung von August Sauer bisher vorenthalten blieb. Die ersten großen Vertreter der tschechischen Germanistik widmeten sich neben dem bisher Genannten auch der Vertiefung des Bewusstseins der gegenseitigen Befruchtung der tschechischen und deutschen Kultur und verstanden sich daher als Vermittler zwischen den beiden Kulturen. Die Generation der Gründer der tschechischen Germanistik – Václav

Emanuel Mourek (1846–1911), Arnošt Kraus (1859–1943) – vertrat die positivistische literaturwissenschaftliche Forschung. Beide betonten positive Fakten und ihre genetische Erklärung im Sinne der positivistischen Philosophie der empirischen und der Vernunfterkenntnis, wobei sie die Methoden der exakten Wissenschaften benutzten. Wilhelm Scherer, der Begründer der literarisch-positivistischen Methode, hatte einen bedeutsamen Einfluss auf diese Generation unserer Germanisten, und seine Goethe-Studien waren offenbar eine methodische Quelle für Arnošt Kraus. Die Spezialisierung und die Methode einer strengen Trennung der Literatur von der Philologie, die kritische Untersuchung der Fakten und die Präferenz der Stoffthemen halfen der tschechischen Germanistik ›zu neuem Atem kommen‹. Die Neigung zu geschlossenen Kapiteln der literarischen Entwicklung und zu Persönlichkeiten, bei denen es möglich war, vom faktographischen Gesichtspunkt aus ihre Werke in ihrer Ganzheit zu untersuchen, half den Germanisten bei ihrer Rückkehr zu solchen Persönlichkeiten und Stoffen in der deutschen Literatur, die irgendeine Beziehung zu unserem Lande oder Volk unterhielten. Der Bahnbrecher der positivistischen Methode in unserer literarischen Germanistik war Arnošt Kraus, der erste tschechische Goethe- und Faustforscher. Seine Arbeitsmethode, die er auch seinen Studenten beizubringen sich bemühte, war ein ständiges, von den Positivisten verlangtes Sammeln von Informationen. Auf diese Weise gelang es ihm, eine neue Generation tschechischer Germanisten heranzubilden, die sich nach seiner Methode richteten, wenn nicht während ihrer ganzen wissenschaftlichen Laufbahn, dann wenigstens in ihren Anfängen. Seine gesammelten Goethe-Materialien verarbeitete Kraus in der Monographie *Goethe a Čechy (Goethe und Böhmen)* 1893 und in dem bahnbrechenden Goethe-Aufsatz der tschechischen Germanistik *Goethe a Čechové (Goethe und die Tschechen)* 1922, in dem er sich in zwei Teilen, die er *Jak se Goethe učil česky (Wie Goethe Tschechisch lernte)* und *Co znal Goethe z českých dějin (Was Goethe aus der böhmischen Geschichte kannte)* nannte, mit Goethes Bohemistik-Forschungen in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts befasste. Arnošt Kraus wird als Vater der tschechischen literarischen Germanistik bezeichnet. Er bereitete mit seinen faktographischen und streng wissenschaftlichen Studien seinen Nachfolgern den Weg, er rüstete die neue germanistische Generation mit Sorgfältigkeit und kritischem Bewusstsein aus, die dann diese Generation weiter entwickeln oder mit ihrem eigenen methodologischen Herangehen bereichern konnte. Auf diese Weise wurde die Blüte der tschechischen Germanistik in den dreißiger Jahren vorbereitet.

III.

Das zweite große Thema der tschechischen Germanistik war Heinrich Heine, dem sich eher die folgende Generation der tschechischen Germanisten, vor allem aber Otokar Fischer (1883–1938) widmete, der sich einen europäischen Ruf erwerben konnte. Fischer war ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, das einen literaturwissenschaftlichen Paradigmawechsel bewirkte. Obwohl die Universitäten noch in den Fesseln der positivistischen Methodologie des allmählichen Aufstiegs und

Absinkens des literarischen Schaffens verblieben, ›schielten‹ neue Adepten der Literaturwissenschaft nach neuen literarischen und künstlerischen Methoden, die sich nacheinander zu festigen begannen. Ihrer individuellen Neubestimmung half die fortschreitende Entwicklung der modernen Psychologie und der am Subjekt orientierten philosophischen Strömungen. Die Krise der »Wissenschaft für Wissenschaft«, wie sie sich noch vor dem Ersten Weltkrieg ausprägte, wurde durch das neue Vorbild eines Wissenschaftlers ersetzt, der sich nicht so sehr spezialisierte wie die Positivisten, sondern sich bemühte, in seinen Forschungen die ganze Breite eines bestimmten Problems zu fassen und diejenigen Bereiche der Wissenschaft, die nicht direkt seinem Fach angehörten, aber auf irgendeine Weise zusammenhingen, zu begreifen und zu beschreiben.

Einen festen Platz in der Forschung errang erneut die Essayistik. Der Essay wurde für die Germanisten eine der wesentlichen und beliebten literarischen Gattungen. Er wurde es wegen seiner Fähigkeit, die zu behandelnde Frage gemäß einer eigenen, bisweilen künstlerischen Einstellung zu entwickeln. Einige Wissenschaftler jener Zeit widmeten sich nämlich selbst der Literatur, um jene Gefühle der Zufriedenheit oder des Misserfolgs, die jeden Künstler bei seinem Schaffen begleiten, selbst zu erleben. Aus der »romantischen Wissenschaft«, die die Positivisten ablehnten, entnahm die neue Stilwissenschaft jene synthetischen Momente, die zu einer neuen Fusion der Literaturwissenschaft und der Philologie führten. Auf diese Methode wirkten auch Freuds Psychoanalyse und die Ansichten verschiedener formalistischer Schulen in Deutschland – und das sollte für unsere Germanisten von größtem Einfluss gewesen sein – vor allem die Auffassungen Heinrich Wölfflins. Der Grundbegriff dieser Wissenschaftsmethode war die Ablehnung der Historizität, obwohl Wölfflin ohne weiteres mit dem Begriff ›Geschichte‹arbeitete. Zu einem antihistorischen Standpunkt gelangte die neue Methodologie nach einer übertriebenen und bisweilen sehr forcierten Betonung einzelner literarischer Vorgänge in der Geschichte, die oft zu einer pseudohistorischen Hervorhebung einzelner Autoren oder Werke herabsank, die für die weitere Entwicklung der Wissenschaft und Kultur ohne Bedeutung waren. Diese neu formulierte Methodologie teilte sich in zwei Strömungen, die zum entscheidenden Katalysator der neuen Auffassung der wissenschaftlichen Arbeit wurden. Die erste war die typologische Methode, die ein Ziel ihrer Forschung in der Herausarbeitung eines Typus sah, den sie für eine ganze Gruppe von Autoren formulierte und der alle Eigenschaften dieser Gruppe in sich vereinigte. Die Repräsentanten dieser typologischen Methode, darunter Theophil Spoerri, Oskar Walzel oder Erich **Fritz** Strich, verstanden alle Erscheinungen als einzigartig und unwiederholbar.

Die zweite Strömung, die individuelle psychologische Methode, versuchte ein Werk unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhangs von ›Seele‹ und ›Wort‹ zu analysieren. Die semantische Bedeutung wurde oft auf Motive des jeweiligen Werks bezogen, womit sie zum Teil an positivistische Stoffuntersuchungen anknüpfte, aber im Unterschied dazu versuchte formale Ausdruckselemente mit dem geistigen Leben des Dichters, mit seinen Vorlieben und Neigungen zu erklären, wie Leo Spitzer oder Manes Sperber dies taten.

Diese literaturwissenschaftliche Methodologie mit ihren zwei Modifikationen ergriff auch die tschechische Germanistik, aber sie ersetzte nicht völlig die positivistische Methodologie. Ihre Durchsetzung verhalf vor allem einer neuen Untersuchung der wissenschaftlichen Probleme zum Durchbruch. Prägnant drückte Pavel Eisner (1889-1958) die Ablehnung der traditionellen positivistischen Untersuchungen aus, als er zum bevorstehenden Goethe-Jubiläum 1932 schrieb: »Goethe ist wirklich nicht tot, und zu sagen, wodurch und warum er nicht tot ist, was er gab, was er gibt, was er geben wird, wäre an diesem Tage wichtiger gewesen, als seinen Einfluss auf diese oder jene tschechische Ballade zu verfolgen, die niemand liest und niemand lesen wird.«[1] Eine solche Bemerkung enthielt im Grunde genommen den neuen Standpunkt, den die tschechische Germanistik einnahm.

Nach dem Ersten Weltkrieg trat im neuen Staat eine starke und einflussreiche Gruppe von Germanisten auf, zu der Otokar Fischer, Pavel Eisner, Karel Polák (1903–1956) oder Vojtěch Jirát (1902–1945) gehörten; ihre wissenschaftliche Entwicklung bestimmte eine Triade: der germanistische Anfang, danach Bearbeitungen tschechisch-deutscher Beziehungen und zuletzt eine stets zunehmende Neigung zu bohemistischen Problemen, die manchmal in den Augen der Öffentlichkeit ihre germanistischen Arbeiten in den Schatten stellten.

Heinrich Heine übte einen außerordentlichen Einfluss auf die tschechische Dichtung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus und wurde auch von der tschechischen literarhistorischen Bohemistik entsprechend gewürdigt. Auch die tschechischen Germanisten der ersten Generationen nach 1882 waren zugleich anerkannte Bohemisten, ohne dass sie unbedingt Bohemistik hätten studieren müssen. Es bleibt noch übrig zu erwähnen, dass das Tschechische als Unterrichtssprache im tschechischen Germanistischen Seminar eingeführt wurde. Ich wiederhole: Sie legten großen Wert auf Themen, die den Bedürfnissen der tschechischen nationalen Wissenschaft entsprachen und diese festigten. Die Aufgabe der tschechischen Germanistik sahen sie in der Aufarbeitung der böhmisch-deutschen und tschechisch-deutschen Materialien und Stoffe, unter denen vor allem das Forschungsgebiet ›Goethe und Böhmen‹ oder ›Goethe und die Tschechen‹ und die Forschungen zur böhmischdeutschen Literatur und zu den Beziehungen zwischen der tschechischen und der deutschen Kultur und Literatur in Böhmen hervorzuheben sind, also die germano-bohemischen oder, wie es später hieß, germano-slawischen Wechselbeziehungen, bei denen es galt, wie Otokar Fischer 1929 in einem Aufsatz über Arnošt Kraus schrieb, »den vielfach verschlungenen Fäden nachzugehen, durch welche das heimische Denken und Dichten der Tschechen an deutsche Impulse, Vorbilder und Analogien gebunden ist, und zur Bewältigung derartigen Aufgaben muss die Problematik bohemistischer Forschungsweise zu Rate gezogen werden.«[2]

Heinrich Heine widmete die erste Generation ihre Aufmerksamkeit nur am Rande, als ob sie die literarhistorische Einschätzung dieser dichterischen Persönlichkeit den bohemistischen Kollegen überlassen wollte. Erst Otokar Fischer griff

---

1 Eisner: Goetheana.

2 Fischer: Arnošt Kraus. Zu seinem 70. Geburtstag am 4. November.

das Thema auf. Seine Monographien über drei deutsche Dichter und Denker (Kleist[3], Nietzsche[4], Heine[5]) bilden bis heute die Stützpfeiler der tschechischen literarhistorischen Germanistik. Fischer, der in seiner literarischen Methode vor allem den psychologischen Hintergrund des literarischen Werkes und seine ästhetischen Aspekte hervorhob, fühlte sich persönlich angezogen von komplizierten Persönlichkeiten der Literaturgeschichte, verstand seine Forschungsarbeit als Lösung einer komplizierten literarhistorischen Problematik, auf die er sich mit seiner vollen wissenschaftlichen Potenz warf. Sein Schüler Vojtěch Jirát bestätigt in seinem Fischer-Aufsatz,[6] für Fischer wäre die Themenwahl kennzeichnend, entweder wähle er einen psychologisch komplizierten Schriftsteller oder er befasse sich mit einem Thema, dem in seiner Zeit mindere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Ihn lockten Analysen bisher unerforschter oder rätselhafter Probleme und die Rehabilitierung vernachlässigter oder falsch verstandener Autoren. Er selber bezeichnete sich als »Löser der wissenschaftlichen Themen«[7]. Seine wissenschaftliche Methode gründete zwar auf der Philologie, aber sie wurde erweitert durch die Intuition und die Persönlichkeit (Psychologie) des behandelten Autors. Diese Methode war ihm wichtiger als die Scherersche philologische, mit der er als Wissenschaftler angefangen hatte. In breiterem Zusammenhang ging Fischer in seinen Analysen von der Schererschen Schule aus, bereicherte sie mit dem modernen psychologischen Impressionismus und fügte noch das dichterische Element eines selbst künstlerisch Schaffenden hinzu. Jirát brachte Fischers wissenschaftliche Vorgehensweise auf einen gemeinsamen Nenner, als er von Kombination der wissenschaftlichen Tradition, der Zeitstimmung und seinem persönlichen Beitrag sprach.[8]

IV.

In den frühen dreißiger Jahren erschien aus der Feder namhafter tschechoslowakischer Fachleute ein mehrbändiges repräsentatives enzyklopädisches Werk[9] über die Tschechoslowakei, ihre Geschichte, Geographie, Gesellschaft, Wissenschaft, Politik, Literatur, Kunst, Industrie und Landwirtschaft, deren siebenter Band dem Schrifttum, darunter auch dem deutschsprachigen, gewidmet war. In das deutschsprachige Schrifttum aus der neuentstandenen Tschechoslowakei wurden alle Schriftsteller einbezogen, die mit ihrem Leben oder Werk den böhmisch-mährisch-schlesisch-slowakisch-karpatorussischen Raum streiften. Der Aufsatz über

---

3 Fischer: Heinrich von Kleist a jeho dílo (1912).
4 Fischer: Friedrich Nietzsche (1913).
5 Fischer: Heine. Sv. 1: Život. [Heine. Bd. 1: Das Leben.] Praha 1923; Otokar Fischer: Heine. Sv. 2: Dílo. Heine. Bd. 2: Das Werk.] Praha 1924.
6 Jirát: O. Fischer jako literární historik. [O. Fischer als Literarhistoriker.] In: Otokar Fischer. Kniha o jeho díle. [Otokar Fischer. Das Buch über sein Werk.] Praha 1933. S. 6.
7 »Luštitel témat vědeckých«. In: Fischer: Heinrich von Kleist a jeho dílo, Anm. 5, S. 10.
8 Jirát: Fischer jako literární historik, S. 6.
9 Československá vlastivěda. Pod patronátem Masarykovy akademie práce. Praha: Sfinx 1933.

das deutschsprachige Schrifttum zerfällt in zwei Teile: Der erste Teil[10] befasst sich mit der Literatur bis 1848 und stammte aus der Feder von Arnošt Kraus, den zweiten,[11] der die Literatur seit 1848 bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts umfasst, schrieb der hervorragende Essayist und Übersetzer Pavel Eisner,[12] Schüler August Sauers, der sich zum unübertrefflichen Vermittler zwischen der tschechischen und deutschen Kultur in Böhmen emporgearbeitet hatte. Eisner widmete sich seinen literaturwissenschaftlichen Essays und Aufsätzen fast als einziger tschechischer Germanist ausschließlich der deutschböhmischen Literatur und ihren Beziehungen zu der vorherrschenden zweiten Landesnation – den Tschechen. In seinen Ausführungen geht er von den in der zweiten Jahrhunderthälfte zunehmenden und in seiner Zeit wieder kulminierenden nationalistischen deutsch-tschechischen Auseinandersetzungen in Böhmen aus und versucht, vom proklamierten Standpunkt eines unvoreingenommenen Beobachters ein möglichst objektives Bild der deutschböhmischen Dichtung zu liefern, oft im Widerspruch zur offiziellen Stellungnahme der deutschböhmischen Germanistik. Mit ausdrücklichem Bedauern stellt er fest, dass es der Nationalismus sei, der in der besagten Periode in der deutschböhmischen (und späteren sudetendeutschen) Literatur vorherrsche, weil die neueren Generationen der deutschböhmischen Autoren das Programm des landesweiten utraquistischen Bohemismus, wie ihn noch die Vormärz-Generation um Ebert, Meißner und Hartmann postulierte, völlig aufgegeben haben. Die Erklärung des anwachsenden nationalen Antagonismus der Deutschböhmen sieht er in der fortschreitenden Konsolidierung und der stürmischen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Entfaltung des tschechischen Elements in Böhmen:

> Für dieses Schachbrett der deutschen und der Weltgeschichte existiert das Ebertsche Wort ›Vaterland‹ nicht mehr, es ist mitsamt seinem Begriff aus dem Geisteslexikon ausgetilgt und durch das Wort ›Heimat‹ ersetzt – um diese Heimat, um die deutsche Scholle in den böhmischen Ländern kämpft der hier ansässige deutsche Stamm, und dieser Kampf spiegelt sich in vielen Erscheinungen in der Literatur wider. Er kämpft in der ersten Phase im Namen der höheren Kultur, später aus der Notwendigkeit der Selbsterhaltung; mehr und mehr schöpfen die Kämpfer die moralische Stärkung aus dem Faktum einer Minderheit.[13]

Der nationale Geist dieser Literatur kommt nach Eisner in den verschiedensten literarischen Formen zur Erscheinung. Die geläufigste und zugleich am wenigsten gefährliche ist die Anhänglichkeit an die Natur, an die engere Heimat und ihre

---

[10] Kraus: Německá literatura na půdě Československé republiky. Do roku 1848. In: Československá vlastivěda 1933.

[11] Eisner: Německá literatura na půdě Československé republiky. Od r. 1848 do našich dnů. In: Československá vlastivěda. Praha: Sfinx, 1933.

[12] Pavel Eisner (1889–1958).

[13] »Pro tuto šachovnici německých a světových dějin není již Ebertova slova ›Vaterland‹, je vyhlazeno z duševního slovníku spolu se svým pojmem a nahrazeno slovem ›Heimat‹ – o tuto domovinu, o německou hroudu v českých zemích bojuje německý kmen v nich usedlý, a tento boj se mnohými jevy odráží v literatuře. Bojuje se zprvu jménem vyšší kultury, později z nutnosti sebezáchovy; víc a víc plyne bojovníkům mravní posila z fakta menšinového«. Eisner: Německá literatura na půdě Československé republiky. Od r. 1848 do našich dnů. – In: Československá vlastivěda 1933, S. 325.

Traditionen. Daher kommt der reich verzweigte Regionalismus dieser Literatur, in dem Eisner ihre Ähnlichkeit mit der tschechischen Literatur sieht. Ähnlich ist auch die Neigung der deutschböhmischen Literatur zum Historismus. Der deutschböhmische Historismus erfüllt aber im Gegensatz zum tschechischen »in seiner schroffen Abkehr vom bisherigen Erleben der Vergangenheit, in der Umsetzung der politischen Streite und Zänke in die Vergangenheit«[14] seine konkrete antitschechische Sendung, indem er durch diesen Wandel der Auffassung der gemeinsam erlebten Vergangenheit der historischen Erzählung und dem historischen Roman den Charakter einer »nationalen Warnung« eines »kämpferischen politischen Aufrufs«[15] verlieh. Die einzige leuchtende Ausnahme in der Flut dieser Agitationsliteratur bildet nach Eisner Adalbert Stifters *Witiko*. Nicht nur Stifter, auch anderen großen deutschböhmischen und -mährischen Autoren wie Charles Sealsfield, Marie von Ebner-Eschenbach, ganz zu schweigen von den großen, teils jüdischdeutschen Pragern Rilke, Kafka und Werfel, die heute teilweise zu den Stützpfeilern der modernen österreichischen Literatur gehören, gelang es restlos die Schranken des Nationalismus und Regionalismus zu durchbrechen.

Stifter schätzt Eisner durch die Optik seines großen Lehrers Sauer ein. Er hebt Sauers Verdienste um ein neues Bild Stifters hervor, wenn er konstatiert, erst Sauers Stifter-Forschungen widerlegten die längst eingebürgerte Vorstellung von diesem Dichter als »Verkörperung des nicht komplizierten, nicht leidenschaftlichen, unproblematischen dichterischen Ingeniums«.[16] An der Wiege von Stifters Wortkunst standen danach erstens seine beachtenswerte malerische Begabung, zweitens seine pädagogischen Neigungen. Von diesen Prämissen leitet sich für Eisner die hohe Wortkunst dieses Landschaftsmalers her, ihnen verdankt er »die aufmerksame Geduld des landschaftlichen Miniaturisten«.[17] Stifter sei ein apolitischer, zugleich aber überzeitlicher Genius, in dem sich im Gegensatz zu seinen böhmischdeutschen Landsleuten ›Vaterland‹ und ›Heimat‹ in der Einheit mit der Natur und uralter Geistigkeit verkörpern, was seinem Werk »Ruhe und Stille, langen und tiefen Atem, Ausweichen den Konflikten oder besser ihrer heftigen äußeren Erscheinung«[18] verleihe.

Eisner räumte Stifter einen festen Platz in der deutschböhmischen Dichtung ein, wies auf die Zusammenhänge und auf die Sonderstellung Stifters in der Auseinandersetzung mit der tschechischen und der deutschen Kultur hin, ohne das wörtlich zu erwähnen: Stifter gehöre auch einer anderen Nationalliteratur, nämlich der österreichischen, an. Seine Stellung lässt sich aus der Tatsache erklären, dass er in der Beschreibung der Literatur bis 1918 von dem gemeinsamen politischen Territorium der Monarchie ausgeht und die böhmischdeutsche und die alpendeut-

---

[14] »v nejprudším odklonu od dosavadního prožívání minulosti […], v průmětu politických svárů a půtek do minulosti«. Eisner: Německá literatura na půdě Československé republiky. Od r. 1848 do našich dnů. In: Československá vlastivěda 1933, S. 326.

[15] »varovnou nacionální výstrahou a bojovnou politickou výzvou« – ebenda, S. 326.

[16] »vtělení básnického ingenia nesložitého, nevášnivého, neproblematického« – ebenda, S. 330.

[17] »pozorn(ou) trpělivost krajinářského miniaturisty« – ebenda, S. 331.

[18] »klid a ticho, dlouhý a hluboký dech, obcházení konfliktů či lépe jejich prudkého vnějšího projevu« – ebenda, S. 331.

sche (österreichische) Literatur nicht strikt voneinander unterscheidet. Ins Visier der tschechischen Germanistik geriet Stifter in den dreißiger Jahren wieder, als zwischen den einheimischen Wissenschaftlern die Diskussion um den Begriff »Biedermeier« entflammte. Als erster ergriff Vojtěch Jirát (1902–1945) in der Diskussion das Wort, als er in seinem Aufsatz[19] den neuen Epochenbegriff von Paul Kluckhohn befürwortete, sich zwar mit ihm teilweise auseinandersetzte, aber trotzdem ihn auch auf die böhmische (tschechische und deutsche) Kultur der Epoche anzuwenden versuchte.

Dass um 1900 die Aufmerksamkeit breiterer intellektueller Kreise in Deutschland auf die Zeit um 1820 – zuerst auf das Gebiet der Mode, erst später auf das der Kunst[20] – gelenkt wurde, ist in der Kunstgeschichtsschreibung kein Sonderfall. Auch früher unterstützten die Versuche der Rückkehr in die Vergangenheit die Entwicklung der Kultur, denken wir nur an die romantische Entdeckung der Gotik hundert Jahre zuvor, die den bisher vorherrschenden aufklärerisch-klassizistischen Geist umbildete, an Semper, Nietzsche und Burckhardt, die der zeitgenössischen Kultur einen neuen Impuls mit ihrer Entdeckung der Renaissance gaben, oder an die Brüder Goncourt, die das Interesse ihrer Zeit für das Rokoko erweckten. Nicht allein auf die Kunst beschränkten sich solche Bewegungen, sondern sie erfassten alle Bereiche der geistigen und materiellen Kultur. Nur die Literaturwissenschaft hinkte diesen Neuerungen mühsam nach. Sie befasste sich immer noch mit den Postulaten des Positivismus, wie sie die Anhänger der Scherer-Schule betrieben, überwiegend mit Goethe und anderen als klassisch eingestuften Schriftstellern, später, als sich die geisteswissenschaftliche Methodik durchsetzte, mit der Romantik und dem Barock. Auf die Erschließung der Vormärz-Epoche, die mit dem neu geprägten Begriff ›Biedermeier‹ einher ging, beschäftigte man sich systematisch relativ spät. Als Paul Kluckhohn 1927, damals Germanist an der Wiener Universität, den Begriff des literarischen Biedermeiers[21] entwickelte, »stand er unter dem Einfluss des Hofmannsthal-Kreises, mit seinem Ideal der ›konservativen Revolution‹. Er glaubte, das Biedermeier aus den konkreten geschichtlichen Verhältnissen der Restaurationszeit herauszulösen und, nach dem Muster der Klassik, sozusagen verewigen zu können«.[22] Die Biedermeierforschung wurde im Stil der neuen »Geistesgeschichte« abstrakter und löste sich von der stilgeschichtlichen Anschauung der Kunstgeschichte ab. So führte die Hinwendung zur Tradition, als »konservati-

---

[19] Jirát: Český a německý biedermeier. In: Střední škola, 17 (1936–37), Nr. 5, S. 285–287. Aufgenommen in: Jirát: Portréty a studie, S. 545–547.

[20] Auf die Malerei der Biedermeierzeit im Zusammenhang mit der Jahrhundertausstellung machte schon 1906 Joseph August Lux in »Von der Empire – zur Biedermeierzeit« aufmerksam, eine kulturgeschichtliche Darstellung der Zeit lieferte 1911 Max von Boehm in »Biedermeier. Deutschland von 1815 – 47«, die Gedichte des Schulmeisters Biedermaier, des von Friedrich Eichrodt und Adolf Kußmaul erfundenen Namens, der der Epoche die Bezeichnung gab, erschienen auch 1911, 1913 folgte die Anthologie »Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit«.

[21] Paul Kluckhohn: Die Fortwirkung der deutschen Romantik in der Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. – In: Zeitschrift für deutsche Bildung 4 (1928), S. 57–69.

[22] Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. 1. Stuttgart: Metzler1971, S. 120.

ve Revolution« aktualisiert, die Erinnerung an die gute alte Zeit weiter. Kluckhohns Schüler Wilhelm Bietak und nach ihm Gustav Weydt und Rudolf Majut fügten daraufhin österreichische und schwäbische Autoren zusammen (Franz Grillparzer, Ferdinand Raimund, Johann Nepomuk Nestroy, Adalbert Stifter, Eduard Mörike), bildeten aus ihnen eine selbständige Gruppierung und nannten sie »Biedermeier«. Von Anfang an erklärten sie es als Gegensatz zum »Jungen Deutschland« und datierten die ›Epoche‹von 1820 bis 1850.

Jirát hielt mit einem Vorbehalt[23] die Herausbildung einer neuen Epoche für glücklich und fruchtbar und sprach sich wegen des ähnlichen geschichtlichen Verlaufs in Böhmen für die Anwendung dieser Epochenbezeichnung auf die tschechische Literatur dieser Zeit aus.

Die Enttäuschung infolge nazistischer Missachtung der eigenen deutschen Kultur brachte den entscheidenden Teil unserer Germanisten zu ihrem zweiten Fach. Während der Naziokkupation starben vier bedeutsame Repräsentanten der Germanistik, viele andere wurden wegen ihrer jüdischen Herkunft moralisch und psychisch verfolgt.

Literaturverzeichnis

Československá vlastivěda. Pod patronátem Masarykovy akademie práce. Praha: Sfinx 1933.
Fischer, Otokar: Arnošt Kraus. Zu seinem 70. Geburtstag am 4. November. – In: Prager Presse, 03.11.1929.
Fischer, Otokar: Friedrich Nietzsche: kurs šestipřednaškový. Praha: J. Otto 1913.
Eisner, Pavel: Goetheana. – In: Rozpravy Aventina 6 (1930-31), Nr. 37, S. 434.
Eisner, Pavel: Německá literatura na půdě Československé republiky. Od r. 1848 do našich dnů. In: Československá vlastivěda. Praha: Sfinx, 1933.
Fischer, Otokar: Heine. Sv. 1: Život. [Heine. Bd. 1: Das Leben.] Praha 1923; Otokar Fischer: Heine. Sv. 2: Dílo. Heine. Bd. 2: Das Werk.] Praha 1924.
Fischer, Otokar: Heinrich von Kleist a jeho dílo. [Heinrich von Kleist und sein Werk.] Praha 1912.
Jirát, Vojtěch: Český a německý biedermeier. – In: Střední škola 17 (1936–37), Nr. 5, S. 285–287.
Jirát, Vojtěch: Český a německý biedermeier. – In: Portréty a studie. Praha: Odeon, 1978, S. 545.
Jirát, Vojtěch: O. Fischer jako literární historik. [O. Fischer als Literarhistoriker.] In: Otokar Fischer. Kniha o jeho díle. [Otokar Fischer. Das Buch über sein Werk.] Praha 1933, S. 6.
Jirát, Vojtěch: Portréty a studie. Praha: Odeon 1978.
Kluckhohn, Paul: Die Fortwirkung der deutschen Romantik in der Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für deutsche Bildung 4 (1928), S. 57–69.
Kraus, Arnošt: Německá literatura na půdě Československé republiky. Do roku 1848. In: Československá vlastivěda. Praha: Sfinx 1933.
Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. 1. Stuttgart: Metzler 1971.
.

---

[23] »V prvním opojení z objevu se poněkud přehánělo a anektovali se i spisovatelé, jež k ›biedermeieru‹ můžeme počítat jen s velkou opatrností« [Im ersten Rausch aus der Erfindung übertrieb man öfters, und man annektierte auch Autoren, die dem Biedermeier nur mit äußerster Vorsicht zugezählt werden können]. Vojtěch Jirát: Český a německý biedermeier. In: Portréty a studie. Praha: Odeon, 1978, S. 545.

Marie Vachková

Linguistische Forschung der Prager Germanisten im Überblick

1. Zur Einführung

Die folgende Übersicht möchte einen kurzen Einblick in die Forschung der sprachwissenschaftlichen Sektion des *Instituts für germanische Studien*[1] (weiterhin nur IGS) an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag bieten; der Schwerpunkt liegt darin, die Entwicklungslinie der letzten Jahre in deren Tendenzen rückblickend zu skizzieren.

2. Die Prager Forschung aktuell

Von der vorwiegend synchron ausgerichteten linguistischen Forschung zeugen folgende laufenden Projekte, an denen das Prager IGS entweder beteiligt ist oder sie selbst trägt:

Das europäische multinationale Projekt LINEE[2] *im Rahmen des 6.* EU- Rahmenprogramms (Languages in a network of European excellence – seit November 2006) ermittelt die Beziehungen zwischen Sprache und Ökonomik *(Multilinguialism amongst minority populations: a case of transcultural capital or social exclusion?).* In diesem Unternehmen wurden Forscher aus 9 Ländern zusammengeführt (Deutschland, Belgien, Tschechien, Kroatien, Italien, Lettland, Ungarn, Österreich, Schweiz). Das tschechische Team wird von *Jiří Nekvapil* geleitet. *Vít Dovalil* vom IGS ist als Work Package Leader tätig (Work Package10: Labour markets, the Knowledge Economy, language and mobility in Europe). Die Forschung verläuft auf drei Ebenen: der europäischen, der tschechischen und der regionalen Ebene.

Das IGS ist ebenfalls an dem *INTERCORP*[3] seit November 2006 beteiligt (*Vít Dovalil, Štěpán Zbytovský, die Verfasserin dieses Beitrags).* Dem Träger des Projektes – dem Institut des tschechischen Nationalkorpus – mit *František Čermák* als Projektleiter an der Spitze – geht es um die Herausbildung von 15 Parallelkorpora mit den tschechischen, vorwiegend literarischen Texten im Zentrum. Auf diese

---

1 Siehe die Hausseite des Instituts unter http://german.ff.cuni.cz/. Hier sind auch Bibliographien der in diesem Beitrag genannten Kollegen, siehe unter http://german.ff.cuni.cz/pmwiki/pmwiki.php/Germanistika/AkademickySbor.

2 Siehe unter http://www.linee.info/.

3 Siehe http://ucnk.ff.cuni.cz/intercorp/.

Weise werden korpusbasierte kontrastive Studien initiiert, die in der Prager linguistischen Tradition immer eine bedeutende Rolle gespielt haben. Im September 2009 findet in Prag eine erste internationale INTERCORP-Konferenz statt. Das deutsch-tschechische Parallelkorpus ist das zweitgrößte, mit 7 480 388 Textwörtern (Zugriff am 10. Mai 2010).

Ein internes langzeitiges Projekt betrifft *Das große akademische Wörterbuch Deutsch-Tschechisch (GAWDT)*. Es wurde im Juni 2000 unter der Leitung der Autorin dieses Beitrags als eine Wörterbuchdatenbank gestartet. Das Projekt wird kontinuierlich in dreijährigen Phasen von der Czech Science Foundation (Grantová agentura České republiky, GAČR)[4] finanziert. Die Adressaten dieses Werkes sind Hochschulstudenten, Übersetzer und Experten, 130 000 Lemmata sind vorgesehen. Korpusanalytische Methoden werden bei der Erarbeitung der Dateninputs getestet, so dass die zu diesen Zwecken begründete Lexikographische Sektion des Instituts als langzeitig wirkende Forschungsstelle angesehen werden darf (Joint Research im Modul *CNS – Contrasting Near Synonyms*[5] mit dem Programmbereich Korpuslinguistik am Institut für Deutsche Sprache Mannheim). Der zweite Kooperationspartner ist das Institut des tschechischen Nationalkorpus an der Philosophischen Fakultät in Prag.

Die Digitalisierte Bibliographie Deutsch und Tschechisch im Vergleich (Leitung: *Martin Šemelík*, interner Doktorand, von der Verfasserin betreut) stellt ebenfalls ein langzeitiges Projekt dar, wobei an die von Alena Šimečková zusammengestellte Bibliographie[6] angeknüpft wird. Neue Forschungsbereiche sollen erfasst und alte vervollständigt werden.

Die langjährige Grammatikforschung, die in die Lehre der Fortgeschrittenen eingeht, betrifft vor allem die Bereiche Modalität, Artikelgebrauch, Partikel *(Jiří Doležal),* bisher leider ohne Veröffentlichungen.

Diachrone Forschungsthemen werden von *Lenka Vodrážková-Pokorná*[7] betreut, vor allem die Geschichte der tschechischen Germanistik und andere, kleinere Bereiche, wie zum Beispiel Stadtsprachen- und Kanzleisprachenforschung.

3. Die DaF-Perspektive

Eva Berglová trägt zur Profilierung des IGS im Hinblick auf die DaF-Perspektive sehr stark bei. Von ihr stammen nicht nur zahlreiche Lehrmaterialien (17 Lehrwerke, Grammatiken, Tests, Aufnahmen zur deutschen Phonetik für den Fremdsprachenunterricht), sondern sie nimmt – im Auftrag des Schulministeriums – an

---

[4] Das laufende Projekt GAČR 405/09/1280 zielt auf die Finalisierung der adjektivischen und substantivischen Datenbank im Rahmen des hier genannten Großwörterbuchprojektes.

[5] CNS – Kontrastierung von nahen Synonymen (.pdf) unter http://www.ids-mannheim.de/kl/index.html#Infomaterialien.

[6] Šimečková: Bibliographie zum deutsch-tschechischen Sprachvergleich.

[7] Vgl. auch den Beitrag von Milan Tvrdík in diesem Band sowie: Tvrdìk, Vodrážková-Pokorná (Hrsg.): Germanistik in den böhmischen Ländern, weiterhin auch Vodrážková-Pokorná (Hrsg.): Die Prager Germanistik nach 1882.

Großprojekten teil, wie im Falle des *Neuen Abiturs*. Begutachtungen von Lehrwerken für die Verlage, in die ihre langjährige pädagogische Erfahrung einfließt, stellen außer dem Didaktikunterricht und der Doktorandenbetreuung im Fach Didaktik den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit dar.

4. Rückbesinnung auf die Wurzeln der gegenwärtigen Forschung

Die Wurzeln der heutigen Forschungsaktivitäten bestimmen drei Faktoren:

a. Die Existenz der Prager linguistischen Tradition mit ihrer Hinwendung zur Erforschung der Gegenwartssprache und deren Strukturen (*Die Prager Schule*)[8], wobei die funktional ausgerichtete Sprachbeschreibung im Zentrum steht und der Sprachvergleich in Anlehnung auf die Sprachvermittlung häufig thematisiert wurde, ist von grundsätzlicher Bedeutung.

b. Eine Reihe führender Persönlichkeiten, die Lehrer der heutigen mittleren Generation waren, haben die heutige Forschung thematisch überaus stark geprägt, so zum Beispiel *Pavel Trost*[9] (Synchronie und Diachronie, Namenkunde, Sprach- und Literaturforschung), *Hugo Siebenschein*[10] (Literaturforschung; Lexikographie), *Eduard Beneš*[11] (Syntax, Funktionale Satzperspektive; kontrastive Linguistik, Lexikon), *Lubomír Drozd*[12] (Fachsprachenforschung, Terminologie), *Emil Skála*[13] (Sprachgeschichte, Prager Deutsch; Lexikographie), *Alena Šimečková*[14] (Wortbildung; kontrastive Linguistik; Sprachgeschichte; Lexikon; Varietäten und Normen).

c. Der Öffnung des Instituts für die internationale Zusammenarbeit nach dem Jahre 1989 folgten die Erweiterungen der bereits bestehenden Partnerschaften mit den linguistischen Arbeitstätten in Leipzig, Ostberlin und Jena. Vor 1989 waren kaum andere Kontakte möglich, äußerst spärliche, eher persönliche Kontakte zu einzelnen Forschern in den westlichen deutschsprachigen Ländern haben die offiziellen Kontakte ersetzt, denn diese waren unterbunden. Nach der Wende kam es zur Transformierung der Arbeitsstätte durch eigene neue Lehrkräfte und zahlreiche Auslandskooperationen mit den Instituten im Westen.

---

[8] Vachek (ed.): A Prague school Reader in Linguistics; Vachek (Hrsg.): Stilistik und Soziolinguistik.

[9] Siehe Trost: Schriften über Sprache und Literatur.

[10] Janko u. Siebenschein: Příruční slovník německočeský. Deutsch-tschechisches Handwörterbuch. Zur Geschichte dieses repräsentativen Werkes der bilingualen Lexikographie, vgl. mehr bei Vodrážková-Pokorná: Einige Bemerkungen zur Geschichte des vierbändigen Deutsch-tschechischen Handwörterbuchs (1936–1948).

[11] Beneš: Thema-Rhema-Gliederung und Textlinguistik; Beneš: Die Besetzung der ersten Position im deutschen Aussagesatz.

[12] Drozd, Seibicke: Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache.

[13] Skála: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger 1310 bis 1660.

[14] Šimečková: Untersuchungen zum »trennbaren« Verb im Deutschen und: Šimečková: Untersuchungen zum »trennbaren« Verb im Deutschen II. – Siehe die Auswahlbibliographie von Alena Šimečková von Lenka Pokorná in: Germanistica Pragensia 18 (2005), S. 13–20. Weiteres zu ihrer Persönlichkeit siehe die Festschrift von Berglová, Vachková, Vodrážková 2007.

5. Paradigmawechsel in der Forschung?

Die Eröffnung des Instituts hat dazu beigetragen, die jungen Lehrer ins Ausland zu schicken und neue Schwerpunkte der Forschung ins Zentrum zu rücken. Der strukturalistische Forschungsansatz wird jedoch nicht verlassen, er wird kritisch entfaltet. Die funktionale Beschreibung der Sprache als System und Tätigkeit im Geiste des Prager Strukturalismus muss mit der Anwendung neuer, empirischer Forschungsmethoden (Korpuslinguistik) nicht unbedingt kollidieren. Deswegen werden fachübergreifende Arbeitskontakte gepflegt, wie das z. B. die begleitenden korpuslinguistischen Forschungen zu lexikalischen Relationen an dem bereits erwähnten Wörterbuchprojekt *(GAWDT)* unter Beweis stellen. Kooperationen mit Korpuslinguisten (Anglisten und Bohemisten zu Hause wie auch Germanisten in Deutschland und Anglisten in Schweden) werden angebahnt. Voraussetzung dafür ist die Neuorientierung der Doktoranden, die jedoch auf der Basis der einheimischen Tradition entfaltet wird, indem eine empirische, funktional ausgerichtete Sprachbeschreibung unter dem Vorzeichen der neuen linguistischen Richtungen steht.

6. Ausblick

Die Zukunft unserer Forschung sehen wir deswegen a) in unseren Magisterstudenten und Doktoranden, die in die oben vorgestellten Projekte eingebunden werden und selbst kleinere Projekte initiieren, b) in stetigem Auftreiben von Projektgeldern und c) im Bemühen zu verhindern, dass die Schere zwischen Forschung und Lehre weiterhin auseinander klafft. Dass in der Zusammenarbeit mit anderen Universitäten einmalige Chancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs liegen, ist nicht anzuzweifeln. Ein anderes Thema, das die eben genannten Positiva leider austariert, ist das zurückgehende Interesse am philologischen Studium in Tschechien. Ob das Angebot eines Auslandsstudiums diesem Rückgang entgegenzuwirken vermag, wenn der Status eines Forschers unter den Studierenden – und das nicht nur im Bereich der Sprachwissenschaft allein – nicht hoch angesehen wird?

7. Köln und Prag im pädagogischen Alltag – ein Beispiel für viele

Die folgenden Zeilen seien ein kurzes persönliches Zeugnis davon, wie stimulierend ein Blockseminar für den gastierenden Pädagogen sein kann. Das dürfte den Ton des vorliegenden Jubiläumsbandes unterstützen, um die Freude an den Kontakten zwischen den Kölner und den Prager Kollegen und Studierenden mit Erfahrungen zu belegen.

Als Auslandspädagoge kann man das Seminar ohne Rücksicht auf die Deutschkenntnisse der Teilnehmer einplanen. Dies ist in dem DaF-ausgerichteten Hochschulunterricht im Grundstudium zu Hause nicht mehr ohne Weiteres möglich, zumal die Einstiegkenntnisse des Deutschen dem erwünschten Abiturniveau B2

bei den meisten Erstsemestern faktisch nicht entsprechen. Auch deswegen rücken in Prag Forschung und Lehre immer mehr auseinander. Die nichtexistierende Sprachbarriere an einer deutschen Universität erlaubt es dem Lehrenden, effektiver wissenschaftliche Aspekte in die Lehre einzubauen.

Zu Untersuchungen der Schwammwortverwendung aus der Perspektive der korpuslinguistischen Wortschatzforschung diente die Aussprache mit neun Kölner Studierenden im Rahmen eines Blockseminars in Lexikologie und Lexikographie. Deren eigene kleine Recherchen, in denen lexikalische Merkmalskarten semiotisch interpertiert wurden, wurden vorgestellt und diskutiert. Die Erkenntnisse von den Analysen der individuell reflektierten und intersubjektiv geteilten Assoziationscluster zu 27 Herkunftsadjektiven gehen in eine Studie[15] ein, korpuslinguistische Analyse zur Verwendung der sog. Schwammwörter zum Thema hat.

Literatur in Auswahl

Beneš, Eduard: Thema-Rhema-Gliederung und Textlinguistik. – In: Horst Sitta und Klaus Brinker (Hrsg.): Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Düsseldorf: Schwann: 1973 (Sprache der Gegenwart. 30), S. 42–62.

Beneš, Eduard: Die Besetzung der ersten Position im deutschen Aussagesatz. – In: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf: Schwann 1971 (Sprache der Gegenwart. 17), S. 160–182.

Berglová, Eva: Zur Neuregelung der Rechtschreibung aus der Außenperspektive. – In: Thomas Grimm, Elisabeth Venohr (Hrsg.): Immer ist es Sprache: Mehrsprachigkeit – Intertextualität – Kulturkontrast. Festschrift für Lutz Götze zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2009, S. 241–248.

Berglová, Eva: Fachsprache im Deutschunterricht am Beispiel des Lehrbuchs »Deutsch im Bauwesen«. – In: Věra Janíková, Brigitte Sorger (Hrsg.): Didaktik des Deutschen als Fremdsprache und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre. Brno: Academicus 2009, S. 20–29.

Berglová, Eva, Dressel, Jürgen: Němčina pro střední průmyslové školy stavební. Deutsch im Bauwesen. Praha: Informatorium 2007.

Berglová, Eva: Jazyková obchodní průprava. Deutsch im Berufsleben. Plzeň: Fraus 2004.

Berglová. Eva: Testy k moderní gramatice němčiny. [Tests zur modernen deutschen Grammatik].Plzeň: Fraus 2002.

Berglová, Eva, Eva Formánková, Miroslav Mašek: Moderní gramatika němčiny. [Moderne Grammatik des Deutschen]. Plzeň: Fraus 2002.

Berglová, Eva, Marie Vachková, Lenka Vodrážková-Pokorná: *»... und jedes Wort hat fließende Grenzen...«*. Gedenkschrift für Prof. PhDr. Alena Šimečková, CSc. Praha: Univerzita Karlova v Praze – Filozofická fakulta 2007.

Dovalil, Vít: Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert (The Change of the Language Norms in Written German on the Threshold of the 21st Century);. Frankfurt a. M., Berlin, u.a.: Peter Lang 2006 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft. 63).

Dovalil, Vít: Sprachenpolitik in der Tschechischen Republik (unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zur EU und zum Europarat) (Language Policy in the Czech Republic [with

[15] Vachková: Schwammwörter, diesmal korpuslinguistisch betrachtet. (Arbeitstitel.) Erscheint 2011 in Linguistica Pragensia.

special regard to the relations to the EU and the Council of Europe]). – In: Detlev Blanke, Jürgen Scharnhorst: Sprachenpolitik und Sprachkultur. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2007 (Sprache. System und Tätigkeit. 57), S. 139–161.

Drozd, Lubomír, Wilfried Seibicke: Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme – Theorie – Geschichte. Wiesbaden: Brandstetter 1973.

Janko, Josef, Hugo Siebenschein: Příruční slovník německočeský. Deutsch-tschechisches Handwörterbuch. Bd. 1–4. Praha: Státní nakladatelství Praha 1936–1948.

Pokorná, Lenka: Auswahlbibliographie von Alena Šimečková. – In: Germanistica Pragensia 18 (2005), S. 13–20.

Skála, Emil: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger 1310 bis 1660. Berlin: Akademie-Verlag 1967 (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur 35: Reihe B. Bausteine zur Sprachgeschichte d. Neuhochdeutschen).

Šimečková, Alena: Bibliographie zum deutsch-tschechischen Sprachvergleich. Praha: Desk Top FF UK Praha 1997.

Šimečková, Alena: Untersuchungen zum ›trennbaren‹ Verb im Deutschen I. Praha: Karolinum 1994.

Šimečková, Alena: Untersuchungen zum ›trennbaren‹ Verb im Deutschen II. Funktionalisierung von Trennbarkeit und Untrennbarkeit im komplexen Verb. Praha: Karolinum 2002.

Šimečková, Alena: Untersuchungen zum ›trennbaren‹ Verb im Deutschen II. Funktionalisierung von Trennbarkeit und Untrennbarkeit beim komplexen Verb. Praha: Karolinum 2002.

Šimečková, Alena, Marie Vachková (Hrsg.): Wortbildung, Theorie und Anwendung. Praha: Karolinum 1996.

Trost, Pavel: Schriften über Sprache und Literatur. Von Jaromír Povejšil zusammengestellte und mit einem Nachwort versehene deutschsprachige Anthologie. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2006.

Tvrdík,Milan, Lenka Vodrážková-Pokorná (Hrsg.): Germanistik in den böhmischen Ländern im Kontext der europäischen Wissenschaftsgeschichte (1800–1945). Wuppertal: Arco 2006.

Vachek, Josef (ed.): A Prague School Reader in Linguistics. Bloomington: Indiana University Press 1964.

Vachek, Josef (Hrsg.): Stilistik und Soziolinguistik: Beiträge der Prager Schule zur strukturellen Sprachbetrachtung und Spracherziehung. Übersetzung Eduard Beneš. Berlin: List Verlag 1971.

Vachková, Marie (Hrsg.): Festschrift Alena Šimečková, AUC Philologica 2. Praha: Karolinum 2005 (Germanistica Pragensia. 18).

Vachková, M.arie: Kapitoly k německo-české metalexikografii I. Praha: DeskTop FF UK 2007.

Vachková, Marie (Hrsg.): Beiträge zur bilingualen Lexikographie. Praha: DeskTop FF UK 2008.

Vachková, Marie, Cyril Belica: Self-Organizing Lexical Feature Maps. Semiotic Interpretation and Possible Application in Lexicography. – In: Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis 13, 2 (2009), S. 223–260.

Vodrážková-Pokorná, Lenka: Die Prager Germanistik nach 1882. Mit besonderer Berücksichtigung des Lebenswerkes der bis 1900 an die Universität berufenen Persönlichkeiten. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2007.

Vodrážková-Pokorná, Lenka: Einige Bemerkungen zur Geschichte des vierbändigen Deutsch-tschechischen Handwörterbuchs (1936–1948). – In: Eva Berglová, Marie Vachková, Lenka Vodrážková-Pokorná (Hrsg.): »...und jedes Wort hat fließende Grenzen...«. Gedenkschrift für Prof. PhDr. Alena Šimečková, CSc.. Praha: Univerzita Karlova v Praze – Filozofická fakulta 2007, S. 65–86.

Jan Bouzek

Wilhelm Klein und die Prager Archäologie

1. Leben und Werk

Wilhelm Klein wurde am 28. November 1850 in einer armen jüdischen Familie in der damals österreichischen Bukowina geboren. Habilitiert hat er sich in Wien

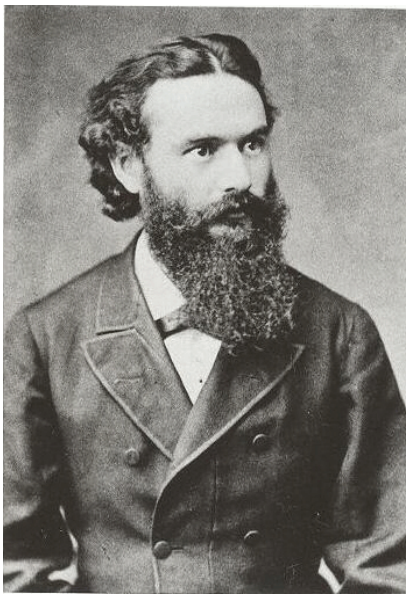

Abb. 1: Wilhelm Klein, Fotoporträt

1879 mit seiner Schrift *Euphronius*, in welcher er zum ersten Mal die Persönlichkeiten der frühen rotfigurigen Vasenmalerei zusammengestellt hat. In den folgenden Jahren in Prag hat er sich weiter mit den attischen Vasen beschäftigt. In dieser Zeit entstanden besonders zwei Bücher. Im Jahr 1883 *Die griechischen Vasen mit Meistersignaturen* und im Jahr 1890 *Griechische Vasen mit Lieblingsinschriften*. Klein war ein Vorgänger von John Beazley; er hat die stilistischen Verhältnisse und die chronologische Abfolge verstanden und auch die Datierungen von Vasen-

gruppen im Sinne der späteren Forschung entworfen. Zu den Zeit- und Malerbeziehungen hat er auch die Lieblingsinschriften erfolgreich verwendet. Doch blieb er nicht ohne Kritik; schon seine vasologischen Arbeiten wurden dafür kritisiert, dass die stilistischen Kriterien hier ohne tiefere Begründung verwendet worden sind und seine Zitierweise nicht immer in Ordnung war. Und wirklich war in seiner Arbeitsweise etwas Subjektives; oft versuchte er sich stärker als Künstler dem persönlichen Stil der einzelnen alten Meister zu nähern als der rein positivistische Wissenschaftler sich erlauben darf. Besonders scharf ist die Besprechung von Friedrich Hauser in der zweiten Ausgabe der *Berliner philologischer Wochenschrift* vom 3. November 1900. Dessen Feindschaft Klein gegenüber ist auch in der erhaltenen Korrespondenz und in seiner Kritik seines Mitarbeiters Doz. Arthur Mahler sichtbar.

DIE

GRIECHISCHEN VASEN

MIT

MEISTERSIGNATUREN.

VON

WILHELM KLEIN.

ZWEITE VERMEHRTE UND VERBESSERTE AUFLAGE.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1887.

Abb. 2.: Die griechischen Vasen mit Meistersignaturen (erste Ausgabe 1883)

Danach widmete sich Wilhelm Klein meist der Skulptur des 4. Jahrhunderts und des Hellenismus. Seine beiden Bücher über Praxiteles (*Praxiteles* 1898, *Praxitelische Studien* 1899) bringen eine Zusammenfassung des Themas; auch hier konnte er sein künstlerisches Verständnis für die Kunstwerke erfolgreich entfalten; manches blieb freilich auch sehr subjektiv, und auch diese Bücher stießen auf Kritik. Von seiner dreibändigen *Geschichte der griechischen Kunst* war der erste Band weniger erfolgreich als die folgenden, und der beste ist zweifellos der dritte über die hellenistische Kunst. Sein vielleicht bedeutendstes Werk *Vom antiken Rokoko* hat Klein im Jahre 1921 veröffentlicht; der damals Siebzigjährige hat hier

sein tiefes Vertändnis für diese hellenistische Periode voll entfaltet und dieses Buch gilt bis heute als Grundwerk für die gesamte hellenistische Bildhauerei. Doch auch auf dem Feld der Skulptur haben seine Gegner seine Subjektivität und die Fehler in den Fußnoten oft kritisiert. In seinem Nachlass finden sich auch Briefe,[1] welche die Schwierigkeiten dokumentieren, die er mit der Publikation seiner Beiträge für das *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* und wohl auch anderswo hatte.

Das »Mädchen von Anzium« hat er als griechische Originals erwiesen und der italienischen Regierung geholfen, diese Statue für das Nationalmuseum in Rom zu erwerben. Für diesen Dienst hat ihm die italienische Regierung einen Staatspreis angeboten, aber er nahm stattdessen den sog. goldenen Schlüssel zu den Häusern in Pompeji mit freiem Zugang zu allen Monumenten und hat dort die Malerschulen der Waldmalereien studiert. Seine *Pompeianischen Bilderstudien I-III* sind als Artikel erschienen in den Jahresheften des Österreichischen Archäologischen Instituts (zuletzt Bd. 23, 1926) und wurden damals nur wenig beachtet. Doch wenn man der modernen Forschung über die jetzt entschlüsselten Malerschulen von Pompeji und Herkulaneum folgt, muss man feststellen, das Klein damals schon neben der Thematik auch Malerschulen und -hände gleichsam prophetisch erkannt hat.

Beschreibungen von Klein findet man in Lebenserinnerungen von Josef Šusta und Max Brod; und Prof. Jindřich Čadík hat mir über ihn manches erzählt. Klein war nicht groß von Statur, nicht viel über 160 cm, rothaarig und in seinen Manieren ein Sonderling. Wenn Jindřich Čadík als Assistent zu ihm kam, um von ihm in seinem Institut ein Buch für seinen Chef Prof. Vysoký von der Tschechischen Universität zu ausleihen, musste er manchmal lange warten oder seine Frage wiederholen, bis Klein ihm antwortete; er war wohl tief in seine Ideen versunken. – Wilhelm Klein starb am 2. Februar 1924.

2. An der Universität: Institut und Sammlung von Gipsabgüssen

Vorlesungen hat Klein meist über die Skulptur, mythologische Bilder, den trojanischen Sagenkreis und ähnliche Themen gehalten; fast immer hielt er auch archäologische Übungen in der Gipssammlung ab.

Warum Klein in Prag geblieben ist und nicht seinen Vorgängern an die bedeutenderen Universitäten folgte, hatte mehrere Gründe. Er stand nicht immer in freundlicher Beziehung zu allen Kollegen, und seine Arbeitsweise wurde von mehreren als zu subjektiv empfunden. Von Seiten des Ministeriums in Wien und der Staatshalterei in Prag erhielt er jedoch oft Unterstützung für seine Reisen nach Italien und Griechenland, und für seine wissenschaftliche Tätigkeit wurde ihm wiederholt Beurlaubung. meist für ein Semester, genehmigt.[2]

---

1 Z. B. von Conze aus Berlin vom 16. September 1897.

2 Mehrere Dokumente davon sind in seine Personalakten im Archiv der Karls-Universität erhalten. Privatdozent Dr. Arthur Mahler hat ihn einige Male vertreten.

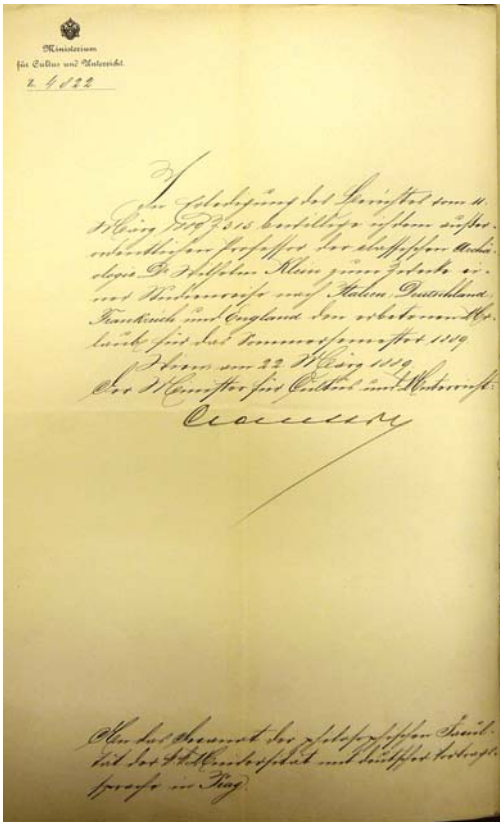
Ministerium
für Cultus und Unterricht
Z. 4032

Abb. 3: Brief des Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 22. März 1889 mit der Bewilligung des Urlaubs zu einer Studienreise nach Italien, Deutschland, Frankreich und England

Wilhelm Klein hat das Institut, das 1882 bei der Teilung der Prager Universität dem deutschen Zweig zufiel, von Eugen Petersen am 18. Juli 1885 übernommen und fast vierzig Jahre geleitet. Erst am 12. Oktober 1923 wurde er von der Leitung des Instituts durch die Übergabe an eine Kommission amtlich enthoben; dann wurde zwei Monate später, am 12. Dezember 1923, die Leitung an Camillo Praschniker übergeben.

Die Bibliothek des Instituts war für die damalige Zeit sehr gut, neue Bücher wurden jedes Jahr angeschafft. Wilhelm Klein hat sich jedoch besonders um die Vergrößerung der Sammlung der Gipsabgüsse gekümmert. Aus den 485 Inventarnummern der »plastischen Lehrmittel« (1883) wurden im Jahr 1923 schon 789 Stücke. Mit Unterstützung des Schulministeriums in Wien und besonders der Landesverwaltung Böhmens hat er einige Male größere Summen für den Einkauf von Abgüssen erhalten. Aus Paris konnte er eine große Gruppe von Abgüssen erwer-

ben, andere durch die Französische Schule aus Delphi. Vom Britischen Museum kaufte er Köpfe vom Mausoleum von Halikarnassos und mehrere andere Kopien, aus Italien die etruskischen Reliefs des Wagens von Perugia und den Kopf von Arizia, manch anderes aus dem Prado; aus anderen Sammlungen besonders die Werke des 4. Jahrhunderts und des Hellenismus.

Einige Einzelstücke hat er als Geschenke erhalten, er selbst hat auch einige Abgüsse seinem Institut geschenkt. So etwa die Kopie einer Bronzestatuette in englischem Orivatbesitz, die er in seinem Praxiteles-Buch als Abb. 2. vorstellt. Die meisten Bestellungen an die Gipsformereien gingen nach Deutschland und Österreich – viele Gipse kamen aus Wien, Berlin, Dresden und Leipzig, andere jedoch aus dem Britischen Museum, dem Louvre, den Museen in Lyon, Delphi und Kopenhagen.[3] Nach dem Krieg kamen noch einige Abgüsse als Spenden der böhmischen Sparkasse sowie einige Vasen-Geschenke. Der größte Zuwachs war jedoch die von Klein zusammengestellte Auswahl der Gipse aus der Sammlung der Prager »Gesellschaft Patriotischer Kunstfreunde« nach der Verstaatlichung der Prager Kunstakademie im Jahr 1889; der Rest ist noch bis heute in der Akademie der bildenden Künste. In seiner Zeit kamen auch einige Vasen und Scherben in die Sammlung, die in den beiden CVA-Bänden (Corpus Vasorum Antiquorum) der Karlsuniversität publiziert sind.

Abb. 4: Diskobol des Myron (Abguss)

[3] Unter den Briefen, die mit dem Einkauf von Gipsabgüssen zusammenhängen, sind besonders folgende erhalten: aus dem Louvre von A. Piccard und Héron de Villefossse (15.11. 1903), von M. Gherardi aus Rom, 23.9.04, von Franck Bechelt, Kopenhagen, 18. 10. 1900, einige von Paul Arndt (über einen Abguss von Aphrodite 23.3. 1896; über andere 7.8. 1897); Paul Hartwig, am 22. 10. 1907 datiert. Andere von W. Amelung, am 15. 10 und 6. 11. 1915 (?).

3. Die Rekonstruktionen Wilhelm Kleins

Mit Josef Myslbek, einem berühmten tschechischen Bildhauer, auch von kleinem Wuchs, dessen Werk auch die Statue des Heiligen Wenzel am Prager Wenzelsplatz ist, war er befreundet. Myslbek schickte Klein seine Studenten zur Hilfe bei seinen Rekonstruktionen (darunter wird in den Quellen besonders Rudolf Meyerl mit Namen erwähnt), und er verfolgte seine Bemühungen stets mit Interesse. Die Rekonstruktionen sind noch heute in der Sammlung erhalten,heute allerdings leider von Prag nach Hostinné und Litomyšl ausgelagert. Aristogeiton aus der Gruppe der Tyrannenmörder erhielt den Kopf aus dem Prado (Inv. Nr. I 15 und I 506), vom vatikanischen Torso von Doryphoros hat er die Supporte abgenommen und darauf den Kopf Lancelotti aus dem Thermenmuseum gesetzt (Inv. Nr. I 504 und 689).

Abb. 5: Tyrannenmörder Harmodias und Aristogeiton und Abb. 6: Athena und Marsyas

Zu den berühmtesten Rekonstruktionen Kleins gehört die Statuengruppe mit Athena und Marsyas von Myron: Die Athena der Bronzerekonstruktion im Liebighaus in Frankfurt a. M. ist mit dem lateranischen Marsyas verbunden, von welchem Klein die nichtantiken Zutaten abgenommen hat (Inv.-Nr. I 737 und 521). Polyklets Diadumenos aus dem Britischen Museum ist von ihm mit einem Kopf aus dem Prado zusammengesetzt (Inv.-Nr. I 557 und 660). Bei der verwundeten Amazone (wohl derjenigen des Phidias) hat er einen Jünglingskopf aus dem Museo Baracco verwendet; dieser war jedoch zu klein und musste später wieder abgenommen werden (I 760, 745). Der Prager Stephanosknabe (jetzt in Litomyšl) besteht aus dem Torso der Villa Albani und dem Kopf des Lateranischen Museums (Inv.-Nr. I 524 und 698). Der Torso Valentini, die römische Kopie einer Jüng-

lingsstatue aus dem 5. Jahrhundert, erhielt von Klein den Kopf eines Athleten aus Perinthos in den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (Inv.-Nr. I 694 und 695). Zwei Werke von Kephisodotos sind ebenfalls in seinen Rekonstruktionen enthalten: Eirene hält ein Kind aus dem Nationalmuseum in Athen (Inv.-Nr. I 56 und 495); Hermes mit Dionysos ist auf weniger befriedigende Weise zusammengesetzt aus der Statue aus dem Prado und dem Palatiner Fragment im Thermenmuseum (Inv.-Nr. I 732).

Abb. 7: Eirene mit Pluto

Der Hypnos von Praxiteles aus dem Prado erhielt den Kopf aus Civitella d'Arno bei Perugia aus dem Britischen Museum (I 705ab). Bei der Muse Polymnia nahm Klein die Kopie aus Berlin und den Kopf aus dem Dresdner Albertinum und vervollständigte auch andere Partien nach dem Reliefbild »Homers Apotheose« des Archealos von Priene (Inv. I 742 und 741) – der Hals kam leider etwas zu kurz.

Abb. 8: Die Muse Polyhymnia

Abb. 9 und 10: Aufforderung zum Tanz

Die Aufforderung zum Tanz, nach einer Münze von Kyzikos rekonstruiert, besteht aus vier Teilen: der Torso des Satyrs stammt aus den Uffizien, der Kopf aus dem Louvre, der Torso der Nymphe aus Brüssel und ihr Kopf aus Dresden (Inv. Nr. I 727-730). Der Diskophoros, wahrscheinlich von Naukydes, besteht aus dem Körper der Vatikanischen Museen und dem Kopf aus dem Museo Nuovo. Außerdem hat er auch andere Abgüsse verbessert, unnötige Supporte und moderne Zusätze entfernt.[4]

4. Briefe

Von und an Wilhelm Klein sind auch einige Briefe erhalten. Eine Gruppe der erhaltenen Briefe stammt von dem Archäologen und Kunsthändler Ludwig Pollak (1868–1943); er bat Klein um Auskünfte, hat für die Prager Sammlung einige Stücke erworben und z.T. auch gestiftet. Aus allen seinen Briefen geht hervor, dass die beiden Männer enge freundschaftliche Beziehung verband.[5] Der Architekt und Archäologe Wilhelm Dörpfeld (1853–1940) freut sich am 8. Dezember 1899, dass Klein nach Athen komme und reserviert für ihn ein Zimmer. Die Briefe von Paul Wolters beziehen sich auf Vasen mit Kalos-Inschriften, am 16. Juli 1890

---

4 Vgl. Kat. Wilhelm Klein, Hostinné 1989.

5 Fast alle sind undatiert, wohl zwischen 1900 und dem ersten Weltkrieg. Spätestens am 8. 6.1905 schon mit Anrede »Lieber Klein«. Der letzte Brief von Pollak wird auf den 11.10.1922 datiert.

schreibt über ein neues Graffito und beschwert sich, dass die Arbeit an den Akropolis-Scherben zu langsam vorwärts geht. Der Klassische Archäologe und Altphilologe Hugo Blümner (1844–1919) schreibt in einem Brief vom 30. Juni 1896 über eine Besprechung in den *Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich-Ungarn*. Einige erhaltene Briefe sind von Eugenie Sellers, die sich seine Schülerin nennt (10.2.1893, dann 18.8.18 97). Und der bekannte Gräzist und Archäologe Ronald Montagu Burrows (1867–1920), der damals in Manchester lehrte, bat am 9. Dezember 1909 um kritischen Kommentar zu seinen Arbeiten im *Annual of the British School at Athens* und im *Journal of Hellenic Studies*, insbesondere über eine Anticharos-Inschrift.

Abb. 11: Postkarte von Ludwig Pollak an Klein

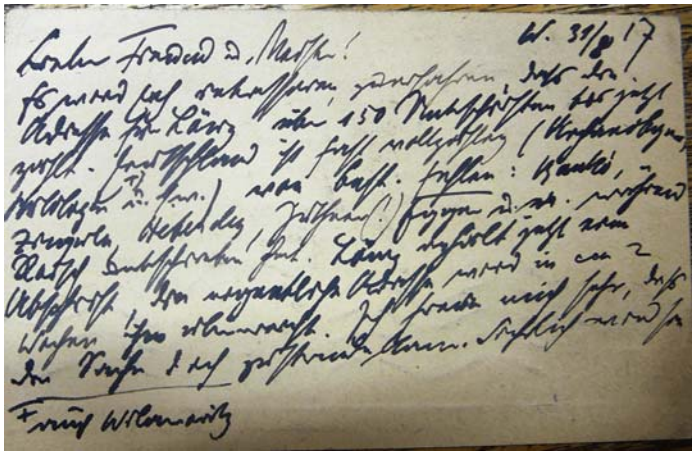

Abb. 12: Brief vom 31.8.1917 von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an Klein

POST CARD
UNIVERSAL POSTAL UNION
CARTE POSTALE
UNION POSTALE UNIVERSELLE
GREAT BRITAIN & IRELAND
THIS SIDE FOR THE ADDRESS
ONE PENNY
Professor W. Klein,
The University
Prag.
Austria.

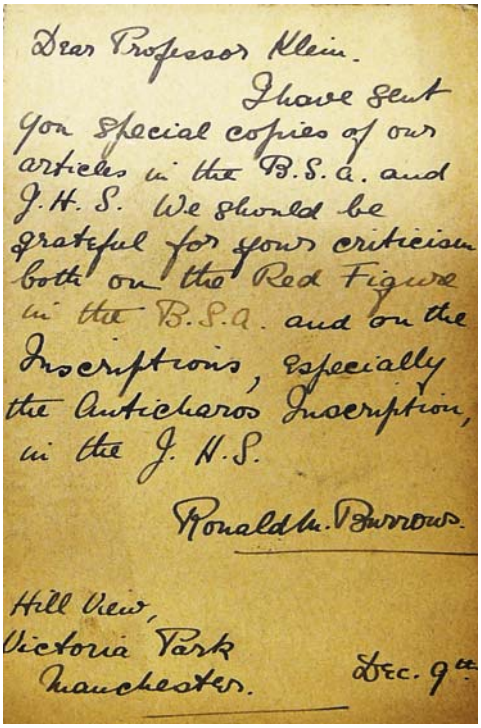
Dear Professor Klein.
I have sent you special copies of our articles in the B.S.A. and J.H.S. We should be grateful for your criticism both on the Red Figure in the B.S.A. and on the Inscriptions, especially the Anticharos Inscription, in the J.H.S.
Ronald M. Burrows.
Hill View,
Victoria Park
Manchester.
Dec. 9th

Abb. 13: Brief von Ronald Montagu Burrows vom 9. Dezember 1909

Bibliographie

[Anonym]: Verzeichnis der Archäologischen Sammlung im Clementinum zu Prag. Prag 1873.
Bartoš, Josef, Jan Bouzek: Galerie antického umění v Hostinném nad Labem – Katalog odlitků antické plastiky. Praha 1978.
Bouzek, Jan: Dějiny klasické archeologie a antického sběratelství v českých zemích. –In: Bouzek et al.: Dějiny archeologie II. Praha 1984, p. 121–140.
Bouzek, Jan, Iva Ondřejová, Magda Čtvrtníková: Wilhelm Klein – Rekonstruce antických soch – Antické gemmy v raném středověku (with English summary). Trutnov: Galerie Antického Uměni Hostinné, Museum Podkrkonoši, Okresni Muzuem 1989.
Bouzek, Jan, Iva Ondřejová, Jiři Musil: Museum antického sochařství a architektury (Resümé. Museum of Classical Art and Architecture Litomyšl). Praha 1995.
Gotsmich, Alois, mit der Einleitung von Camillo Praschniker: Führer durch die Sammlungen des Archaeologischen Instituts der Deutshcen Universität in Prag. Prag 1927 (auch tschechisch, Průvodce po sbírách Archeologického ústavu Německé university).
Klein, Wilhelm: Euphronios. Eine Studie zur Geschichte der griechischen Malerei. Wien: Gerold in Komm. 1879 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien; Philosophisch-Historische Klasse: Denkschriften. 29,2).
Klein, Wilhelm: Die griechischen Vasen mit Meistersignaturen. Wien: Gerold 1883 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien; Philosophisch-Historische Klasse: Denkschriften. 33,2,2). – 2., verm. u. verb. Aufl. 1887.
Klein, Wilhelm: Die griechischen Vasen mit Lieblingsinschriften. Mit 1 Titelbilde und 37 Abbildungen im Texte. Wien: Commission Tempsky 1890 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien; Philosophisch–Historische Klasse: Denkschriften. 39,2). – 2., verb. und verm. Aufl. Leipzig: Veit 1898.
Klein, Wilhelm: Praxiteles. Leipzig: Veit 1898.
Klein, Wilhelm: Geschichte der griechischen Kunst. Bd. 1–3. Leipzig: Veit 1904–1907.
Bd. 1: Die griechische Kunst bis Myron. 1904.
Bd. 2: Die griechische Kunst von Myron bis Lysipp. 1905.
Bd. 3: Die Kunst der Diadochenzeit. 1907.
Klein, Wilhelm: Vom antiken Rokoko. Wien: Österr. Verlagsgesellschaft E. Hölzel 1921.
Praschniker, Camillo: Wilhelm Klein: 20. Nov. 1850–2. Febr. 1924. Prag: Selbstverl. 1924.
Schiering, Wolfgang: Die klassische Archäologie an den deutschsprachigen Universitäten. – In: Ulrich Hausmann (Hrsg.): Handbuch der Archäologie. Allgemeine Grundlagen der Archäologie. München: Beck 1969, S. 67–93.
Svoboda, Karel: Antika a česká vzdělanost od obrození do první války světové. Praha 1927.

Abbildungen: Jan Bouzek.

Sabine Herder

Carl Niessen und das Institut für Theaterwissenschaft an der Universität zu Köln

Das Institut für Theaterwissenschaft nach den Vorstellungen seines Gründers ist heute Geschichte. Carl Niessens umfassender, ethnologisch geprägter Ansatz wurde schon von seinem Nachfolger Rolf Badenhausen aufgegeben und in der Geschichte des Faches nicht weiter verfolgt. In den 1980er Jahren bereits zum Teilbereich der neuen »Theater-, Film und Fernsehwissenschaft« degradiert, ist die Kölner Theaterwissenschaft heute nur noch ein marginaler Bestandteil des Bachelor-Studiengangs Medienkulturwissenschaft.

Abb.1: Prof. Dr. Carl Niessen (um 1930)

Dabei ist der Fachbereich so alt wie die 1919 neu gegründete Kölner Universität. Er verdankt sein Entstehen nicht zuletzt dem Engagement des jungen Theaterwissenschaftlers Carl Niessen, wäre aber ohne die besonderen politischen Bedingungen im Umfeld der Kölner Universitätsgründung wohl nicht denkbar gewesen. Dennoch kann man sagen: Carl Niessen verkörperte für die ersten vierzig Jahre seines Bestehens den Fachbereich, der sich seit 1925 offiziell »Institut für Theaterwissenschaft« nennen durfte. Wenn also der vorliegende Beitrag über das Institut für Theaterwissenschaft sich vor allem Leben, Werk und Wirkung seines Grün-

ders Carl Niessen zuwendet, so spiegelt dies vorwiegend die Tatsache wider, dass er nicht nur die Geschicke seines Instituts über so außergewöhnlich lange Zeit hinweg prägte, sondern dass sein Werk stärker als es bei einem Gelehrten zu vermuten wäre, von seinen persönlichen Interessen und Leidenschaften getragen wurde.

Im Zentrum dieses Interesses steht das Theater, das Carl Niessen von der Vorherrschaft der Philologie zu befreien suchte. Wie seine älteren Fachkollegen in Berlin, Leipzig und München[1] vertrat er die Ansicht, dass der künftige »Theaterbeamte« über mehr als nur reines Bücherwissen verfügen sollte. Eine Ausbildung, die neben der Kenntnis von Dramentexten auch Theaterrecht, -geschichte, -ästhetik und vor allem -praxis vermitteln sollte, wurde von den Pionieren des jungen Fachs einhellig gefordert. Einig war man sich auch darin, dass es an geeignetem Lehrmaterial für die Theaterwissenschaft mangelte. Folglich gehörte zu den Forderungen für die Grundausstattung eines theaterwissenschaftlichen Instituts neben einer Experimentierbühne auch eine umfassende Sammlung an theaterhistorischem Anschauungsmaterial. Verglichen mit Köln hatten die übrigen theaterwissenschaftlichen Institute den Vorteil, dass hier bereits umfangreiche, z.T. von den Universitäten unabhängige Sammlungen bestanden, die für die Forschung genutzt werden konnten.[2] Aus diesem Verständnis heraus wurde der Aufbau einer theaterwissenschaftlichen Sammlung als Grundlage seiner Lehre das zentrale Anliegen Carl Niessens. Für ihn selbst stand die Vermittlungsarbeit im Mittelpunkt seiner Tätigkeit, die stärker vom Lehren, vom Sammeln, von praktischer Theaterarbeit und von der bildlichen Veranschaulichung theaterhistorischer Zusammenhänge in Ausstellungen geprägt war als von wissenschaftlichen Forschungsergebnissen. Sein akademisches Lebenswerk, das seit 1944 unter dem Titel *Handbuch der Theaterwissenschaft*[3] projektiert war, musste bei den vielfältigen nebenberuflichen Belastungen, die sich der »Nestor der Theaterwissenschaft«[4] auferlegte, ein unvollendetes Projekt bleiben und wurde 1958 eingestellt.

---

1 Das waren v.a.: Max Herrmann (1865–1942), Germanist, Berlin, Albert Köster (1862–1924), Germanist, Leipzig und Artur Kutscher (1878–1960), Literaturwissenschaftler, München.

2 In Berlin war dies die Theatersammlung Louis Schneider, seit 1864 im Besitz der Preußischen (zuvor: Königlichen) Staatstheater, in München die 1910 an die Stadt übergebene Sammlung der Schauspielerin Clara Ziegler, in Leipzig die von Albert Köster angelegte theaterhistorische Sammlung, die 1924 ebenfalls nach München ging.

3 Das »Handbuch der Theaterwissenschaft« sollte als zehnbändige Edition erscheinen und wurde nach Vollendung des auf drei Einzelbände angewachsenen ersten Bandes eingestellt. Zum ursprünglich geplanten Umfang des Projektes vgl. den Subskriptionsprospekt von 1949. Beilage zum Handbuch der Theaterwissenschaft, Theaterwissenschaftliche Sammlung der Universität zu Köln, Bibliothek.

4 Carl Niessen. Dem Nestor der Theaterwissenschaft zum siebzigsten Geburtstag am 7. Dezember 1960.

1. Frühe Laufbahn zwischen Theater und Universität

Carl Niessen wurde 1890 in eine Kölner Bürgerfamilie hinein geboren. Nach dem Abitur, 1910, immatrikulierte er sich an der Bonner Universität für Deutsche Literatur, Philosophie und Kunstgeschichte. Für vier externe Semester suchte er Universitäten auf, an denen Professoren mit Curricula zur Theatergeschichte lehrten. Spuren seiner Lehrer Max Herrmann und Artur Kutscher werden in seinem späteren Konzept der Theaterwissenschaft deutlich. 1913 wurde Niessen von Wolfgang Golther[5] in Rostock mit einer Arbeit über das Kölner Schul- und Bürgertheater promoviert. Schon während des Studiums wandte er sich der Schauspielerei zu, die sein eigentliches Berufsziel war, und übernahm 1913 die künstlerische Leitung des Sommertheaters in Oberhausen. Der Erste Weltkrieg unterbrach die Theaterkarriere; Niessen meldete sich 1914 freiwillig und schied erst 1919, hoch dekoriert aus dem Heeresdienst aus.[6] Noch während des Krieges beschloss er, seine theaterwissenschaftlichen Studien weiterzuführen, und habilitierte sich im Zuge seiner Bewerbung um eine Dozentur an der Kölner Handelshochschule 1918 bei dem Bonner Germanisten Berthold Litzmann, der zu dieser Zeit auch in Köln lehrte. Mit seiner Arbeit über die »Geschichte des Jesuitentheaters in Köln« erwarb er die erste deutsche venia legendi, die ausdrücklich auf »Literatur- und Theatergeschichte« lautete. Entsprechend war sein erster Lehrauftrag formuliert, den Carl Niessen im Gründungssemester der Universität 1919/20 antrat.

Abb. 2: Michael Brunthaler: Porträt Carl Niessen als »Hamlet« (1915)

---

5 Wolfgang Golther (1863–1945), Germanist und Literaturhistoriker, Begründer der Wagner-Philologie.

6 Personalakte Carl Niessen [Personalbogen], UAK, Zug. 317 – III, Nr. 1448 Bd. 1.

Der Fachbereich entwickelte sich rasant. Schon 1923 kündigte Carl Niessen seine Lehrveranstaltungen unabhängig vom Germanistischen Institut an, 1926 wurde – um die wuchernde Sammlung unterzubringen – die räumliche Trennung vollzogen. 1931 wurde das Institut für Theaterwissenschaft offiziell unabhängig und erhielt Räume für das langersehnte Theatermuseum im ehemaligen Hotel Kaiser Friedrich am Salierring 45.

Abb. 3: Das Theatermuseum am Salierring (1931)

Die Karriere seines Gründers hingegen bewegte sich im Schneckengang: Niessen wurde 1923 zum »planmäßigen Lektor für Theaterwissenschaft« und 1929 zum außerplanmäßigen außerordentlichen Professor ernannt. Seine Stelle sollte bis zu seiner Emeritierung ein Extraordinariat bleiben. Warum es ihm über vierzig Jahre nicht gelang, als Vollmitglied seiner Fakultät anerkannt zu werden, war nicht sicher zu ermitteln. Lag es – wie Niessen vermutete – tatsächlich daran, dass die bürgerliche Wissenschaft sich noch immer nicht von der Vorstellung des Theaters als unseriösem Schmuddelkind befreien konnte? War es die Hausberufung, die in seinem Fall nötig gewesen wäre? Oder lagen die Gründe vielleicht doch eher im unorthodoxen, an der Praxis orientierten Wissenschaftsverständnis Carl Niessens?

2. Der Theaterwissenschaftler Carl Niessen

Mit dem Lehrauftrag an Carl Niessen war Köln die erste deutsche Universität, die das Fach Theaterwissenschaft offiziell anbot, auch wenn das Thema bereits an anderen Universitäten, zumeist als Randgebiet der Germanistik, virulent war. Die plötzliche akademische Theaterbegeisterung wurde durch einen fundamentalen Wandel ausgelöst, der sich an einigen deutschsprachigen Theatern vollzogen hat-

te. Unter den Intellektuellen der Jahrhundertwende gärte die Unzufriedenheit mit dem Geschäftstheater alter Prägung, das vor allem auf das Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnis seines Publikums zielte. Die Gegenbewegung konstituierte sich in Berlin, Wien, München und Düsseldorf. Zentrale Forderung dieser heterogenen Bewegung war eine Retheatralisierung des Theaters. Das bedeutete, statt »Werktreue«, kleinlichem Historismus und Rezitation des Textes durch gastierende sogenannte »Virtuosen«, den »Stil« eines Werkes zu ermitteln und ihn adäquat auf der Bühne umzusetzen. Eine Reform des Bühnenbildes, das erstmals Mittel der Interpretation statt reiner Dekoration sein sollte, war ebenso Bestandteil dieses neuen Theaters wie die Aufwertung der Schauspielkunst und des Ensemblespiels. Ein solches Theater setzte eine analytische Auseinandersetzung mit dem Dramenstoff voraus und musste damit die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf sich ziehen.

In den frühen Schriften Max Herrmanns und Arthur Kutschers spiegeln sich die Forderungen der Theaterschaffenden, und auch Carl Niessen wurde zum glühenden Verfechter des neuen Theaters. Während aber die Fachkollegen in Berlin, München und Wien sich mühten, der Theaterwissenschaft einen Platz im Gefüge der Wissenschaften zu erkämpfen, indem sie theoretische Fundamente legten, hielt sich Carl Niessen mit der Schaffung von Grundlagen für sein Fach nicht auf und machte sich unmittelbar an die Untersuchung von Einzelfragen der Theatergeschichte. Dabei begründete er seine Lehre auf drei Prämissen:

1. Theater als Bildungsinstrument
Das Theater – und ganz besonders das Theater seiner Zeit – war für ihn, neben Schule und Kirche, die dritte – und eigentlich wichtigste – Säule des Bildungssystems, da allein hier Bildung nicht nur erlesen oder erlernt, sondern mit allen Sinnen erlebt werden kann.

2. »Verewigungsdrang«
Die Erkenntnis der Vergänglichkeit theatraler Ereignisse verstand er als Appell an seine Wissenschaft, den flüchtigen Ruhm von Schauspielern und anderen Theaterschaffenden zu »verewigen«. Ausdrücklich erklärte er 1955 seine Intention »den Kampf um die Anerkennung der natürlichen Menschenrechte auch für den Schauspieler« zu unterstützen und »seiner endlichen Emanzipation [...] dadurch zu dienen, das geliebte Theater an der Stätte der höchsten Bildung, an der Universität, zur Geltung zu bringen.«[7]

3. Der »Mimus« als Ursprung des Theaters
Für Carl Niessen lag der Ursprung des Theaters im »Mimus«. Eine Ansicht, die er mit seinem Lehrer Arthur Kutscher teilte. Anders als dieser versuchte er aber zunächst nicht, diesen »Mimus« zu analysieren. Als reine Prämisse diente er vor allem der Abgrenzung der Theaterwissenschaft von der textorientierten Germanistik und öffnete sie gleichzeitig für Themen, die von den Philologien als unlite-

[7] Niessen: Wie eine Sammlung entstand, S. 711–712.

rarisch oder der Betrachtung nicht würdig angesehen wurden, z.B. dem Puppenspiel, Volkstheater, Mummenschanz oder Unterhaltungstheater.

Mit seinen Fachkollegen war sich Carl Niessen einig über die Ziele der Theaterwissenschaft: Theaterrelevante »Bildung« sollte sie vermitteln, die einem künftigen Regisseur, Dramaturgen, Theaterintendanten oder Kritiker Grundlage eigener Urteilskraft sein sollte.[8] Seine These, dass reines Bücherwissen den »lateinischen Regisseur« hervorbringe, der für die Theaterpraxis unbrauchbar sei, prägte bereits 1919 die drei zentralen Säulen seiner Lehre, die deutlich von einem Konzept der Anschauungspädagogik geprägt ist:

1. »Studium universale«
Von seinen Studenten forderte er eine kulturhistorische Allgemeinbildung, die Kunst- und Stilgeschichte ebenso umfassen sollte wie Philosophie und natürlich eine profunde Kenntnis von Theatergeschichte und Dramentexten, nicht nur deutscher oder europäischer Provenienz. Vielmehr sollten die Theaterkulturen Japans und Chinas, deren reduzierten Stil er als vorbildhaft für die modernen Forderungen des Reformtheaters verstand, eingehender Betrachtung unterzogen werden.

2. Primat der Praxis
Wie die meisten anderen Theaterwissenschaftler seiner Zeit hielt auch Carl Niessen praktische Übungen zu Dramaturgie und Regie im Studium der Theaterwissenschaft für unabdingbar. Er gründete daher eine Versuchsbühne, die zu Regieübungen genutzt wurde. In der Regel wurden vergessene Dramen aufgeführt, die er aber als repräsentativ für bestimmte Epochen oder Aufführungsstile verstand. Theatergeschichte wurde so den Studenten physisch erfahrbar gemacht. Der praktische Unterricht sollte aber auch dazu dienen, die Befähigten auszuwählen und diejenigen auszusortieren, die eher theoretische Interessen verfolgten oder der anspruchsvollen Tätigkeit am Theater nicht gewachsen waren.

3. Schulung der Sinne
Da die theatergeschichtliche Forschung der Vergangenheit nur spärliche Früchte getragen hatte und darüber hinaus ihr Interesse immer stärker auf Dramentexte als auf die Theaterpraxis gerichtet hatte, forderte Carl Niessen einen Anschauungsunterricht für seine Studenten, um ihnen die sinnliche Erfahrung von Theatererlebnissen anhand von Bildern und theatralen Relikten zu vermitteln. Folgerichtig stand das Sammeln von Theatralia jeder Art im Zentrum seines Interesses. In einer der ersten seiner vielen Schriften zur Theaterwissenschaft beschrieb er im September 1923, wie eine solche Sammlung auf den Kundigen wirken sollte:

---

[8] Zum Stand der Diskussion in den 1920er Jahren vgl. z.B.: Hermann, Max: Über die Aufgaben und Ziele eines theaterwissenschaftlichen Universitäts-Instituts. – In: Die Scene (1920), Heft 8, S. 130–131; Pfeiffer-Belli, Wilhelm: Über theaterwissenschaftliche Institute. – In: Die Scene, 12 (1922), Märzheft, S. 50–52; Berichte der theaterwissenschaftlichen Institute an den deutschen Universitäten. – In: Das deutsche Theater. Jahrbuch für Drama und Bühne 2 (1923/24), S. 135–147.

> Eine Schausammlung bietet dem Studierenden wertvolle Anregung, ohne daß man sich mit Vollständigkeit oder strenger Anordnung abquält; im Kölner Institut hängen z.B. javanische Masken unvermittelt neben deutschen Komödiantenporzellanen oder älteste Hänneschenfiguren[9] über javanischen Wajang-Puppen. Gerade das bunte Nebeneinander aller Epochen regt zum Vergleiche an [...].[10]

Abb. 4: Einer der Ausstellungsräume des Theatermuseums (um 1930)

Dieses gleichwertige Nebeneinanderstellen von heterogenen Gegenständen ist nicht nur Methode seiner Sammlung. Auch in seinen schriftlichen Werken lässt sich eine Tendenz zum Anhäufen von Fakten wiederfinden, wobei Niessen oft eine Analyse schuldig bleibt; ein Manko, das schon früh von seinen Kollegen beanstandet wurde.[11] Und erst 2009 urteilte Lutz Ellrich über Niessens *Handbuch der Theaterwissenschaft*[12]:

> Was ihn anzutreiben scheint, ist seine kaum zu bändigende Sammelleidenschaft, die keine kategorialen Unterschiede zwischen den extrem heterogenen Fundstücken macht. Niessens ausgeprägte Fähigkeit, Assoziationsketten zu bilden und metonymische Verbindungen herzustellen, führt oft zu ebenso verblüffenden wie irritierenden Assemblagen.[13]

---

9 Hänneschentheater: Traditionelle, ursprünglich 1802 von Johann Christoph Winters gegründete Kölner Puppenspielbühne, die Anfang der 1920er Jahren von Carl und Josef Niessen wiederbelebt wurde.

10 Niessen: Theaterwissenschaftliche Universitätsinstitute. – In: Berliner Tageblatt Nr. 451 vom 26. September 1923.

11 Z. B. bezeichnet Bruno Kuske (Ordinarius für Wirtschaftsgeschichte) in einem Schreiben an Christian Eckert (Rektor) Niessens Dissertation anlässlich seines Habilitationsverfahrens als »[...] unreife Arbeit [...] die eigentlich meist nur Quellen aneinander reiht und auszieht oder abschreibt und zu wenig in die Tiefe geht [...]. [Brief], 22. Februar 1919, UAK, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

12 Niessen: Handbuch der Theaterwissenschaft.

13 Ellrich: Carl Niessens Handbuch der Theaterwissenschaft, S.176.

Geht man von Niessens allumfassenden theaterwissenschaftlichem Ansatz und dem von ihm vielfach gefeierten grundlegenden »Studium universale« aus, das er für alle universitären Fachrichtungen als notwendig erachtete, so scheint er mit seinem Sammlungsansatz nicht weit von der vorwissenschaftlichen Konzeption der Kunst- und Wunderkammer entfernt gewesen zu sein, die weniger eine analytische Kategorisierung als ein assoziativ-spekulatives Denken befördert.

3. Carl Niessen in seiner Außenwirkung

Für seine Studenten war Carl Niessen ein beliebter Lehrer, an den man sich auch Jahrzehnte später oft mit einem Augenzwinkern erinnerte: Seine Sammelleidenschaft war Anlass zahlloser Anekdoten. Sein Engagement für die Studenten war mehr als ein bloßes Lippenbekenntnis. Wer ihm geeignet erschien, der konnte auf seine volle Unterstützung rechnen und verließ die Universität mit einer Empfehlung an einen befreundeten Kulturamts- oder Theaterleiter. Selbst während des Krieges sorgte er für seine Studenten, die an die Front abberufen waren. Per Feldpostkarte verfolgte er ihre Schicksale und betreute ihre Dissertationen. Nicht zuletzt sollte die von ihm ins Leben gerufene Schriftenreihe *Die Schaubühne*, die er zeitweise gemeinsam mit Arthur Kutscher herausgab, seinen Doktoranden zur Veröffentlichung ihrer Dissertationen dienen. 64 Nummern verzeichnete die Reihe bis 1965.[14] Die bisher nicht ermittelte Zahl der nur im Dissertationsdruck erschienenen Arbeiten dürfte noch deutlich höher liegen.

Sein großer Vorteil im Umgang mit den Theaterpraktikern lag darin, dass Carl Niessen die gleiche Sprache sprach wie die von ihm umworbenen Intendanten und Bühnenbildner. Er wusste sich einig mit ihnen, wenn er an ihren »Verewigungsdrang«[15] appellierte, und verstand es, sich auf diesem Wege ein umfangreiches Netzwerk von Freunden aufzubauen. Indem er ihnen die Möglichkeit anbot, ihr Werk in seiner Sammlung zu deponieren, konnte er viele Bühnenschaffende an sich binden. In vielen Fällen entstanden über die einmaligen Leihgaben für eine Ausstellung im Laufe der Jahre enge Freundschaften, die ihm wiederum neue Kontakte eröffneten. Die Themen seiner Ausstellungen behandelte Niessen gleichzeitig in seinen Lehrveranstaltungen, so dass er für jeden Erwerb ein Desiderat seiner Lehre geltend machen konnte. Ebenso konnten Ankäufe oder Schenkungen seinen Lehrplan beeinflussen, so dass seine Studenten immer unmittelbar von den Neuerwerbungen profitierten.

Doch seine Korrespondenz, die in üppiger Fülle erhalten ist, verrät auch eine andere Seite seiner Persönlichkeit. Fragt man im Universitätsarchiv Köln nach, so ragt Carl Niessen schon allein durch den Umfang des von ihm generierten Schriftwechsels aus der Masse seiner Professorenkollegen heraus. Von Anfang an zeigte er sich als streitbarer Kollege, wenn es darum ging, seine noch beinahe zwei Jahr-

---

[14] Bibliographie Carl Niessen, S. 10–13.

[15] Niessen ließ regelmäßig ähnlich lautende Rundschreiben verschicken. Exemplare bei den Provenienznachweisen der TWS (Kopien in meinem Besitz).

zehnte lang prekäre Position an der Fakultät zu behaupten, das Gewicht seines Fachbereiches aufzuwerten oder Gelder für weitere Ankäufe einzufordern. Im Laufe seiner vierzig Jahre währenden Karriere an der Universität zu Köln füllten sich die Aktendeckel mit Beleidigungsklagen, Kündigungen, die ebenso schnell ausgesprochen wie zurückgezogen wurden, kecken Geldforderungen, endlosen Erklärungen von Konfliktsituationen und Erpressungsversuchen. Undiplomatisch, narzisstisch, schnell beleidigt und impulsiv und andererseits von glühendem Missionseifer beseelt, nötigte er seine Vorgesetzten wieder und wieder zu Geduld und Beschwichtigungsversuchen. So konstatierte Friedrich von der Leyen, Dekan der Philosophischen Fakultät, in einem Schreiben an den Rektor: »Schliesslich gehört Herr Niessen, wie alle jene, die im Bannkreis des Theaters und der Schauspielkunst leben, zu den reizbaren und explosionsgefährlichen Naturen, die sich leicht und heftig entladen und den Schaden, den sie damit anrichten, nicht sehen wollen.«[16] Selbst wer ihm gewogen war, konnte nicht umhin, ihn auch kritisch zu beurteilen. Julius Petersen, Professor für Theaterwissenschaft in Berlin, bescheinigte Niessen 1929 eine »[...]seltene Vereinigung von praktischem Bühnenkünstlertum und gelehrter Neigung [...]«[17], – nicht ohne kurz darauf einzuschränken: »Das Verbindungsglied zwischen beiden heterogenen Trieben liegt bei ihm in einem leidenschaftlichen Sammlertum, das seinen Weg über Leichen führt und das ihm auch gelegentlich Verstösse gegen akademischen Takt und Brauch nicht scheuen lässt.«[18] 1942, nachdem Brandbomben sein Theatermuseum zerstört hatten – der größte Teil der Sammlungen konnte durch privaten Einsatz gerettet werden – verlor er schließlich so dauerhaft die Fassung, dass der damalige Rektor meinte, seinen Bonner Kollegen vor dem wütenden Carl Niessen warnen zu müssen, der, frustriert von der vermeintlichen Nichtbeachtung seiner Not, seine Lehrveranstaltungen nach Bonn verlegen wollte:

> Ich möchte Sie in Ihrem Interesse vor diesem Herrn ausdrücklich warnen. Er ist ein ausgesprochener Querulant gefährlichster Art, stets unzufrieden, maßlos anspruchsvoll und glaubt, die Universität sei allein für seine Disziplin da [...] Wenn Sie ihm den kleinen Finger geben, wird er nach wenigen Tagen die ganze Hand greifen und immer größere Ansprüche stellen.[19]

Niessens sehr emotional geführte Konflikte beschränkten sich keineswegs auf Behörden und Vorgesetzte. Es scheint, als habe er die Welt klar in Freunde und Feinde eingeteilt, wobei als Freunde seine Lehrer und Förderer, viele Theaterschaffende und jene Studenten gelten können, mit denen er sich auf einer Linie wusste. Zu den »Feinden« zählen vorrangig diejenigen, die seine Alleinvertretungsansprüche einschränkten, die seiner Karriereplanung im Wege standen oder die mit ihm um Sammlungsgegenstände konkurrierten und dabei das Glück hatten,

---

16 Friedrich v.d. Leyen an Christian Eckert [Brief], undat., vermutl. April 1924, UAK, Zug. 317 – III, Nr. 1448, Bd. 1.

17 Gutachten anlässlich Niessens bevorstehender Ernennung zum Professor [Abschrift], dat. 27. April 1929, UAK, Zug. 44/136.

18 Ebenda.

19 Friedrich Behring an Karl F. Chudoba [Brief], 29. Juli 1944, UAK, Zug. 571/227, Bd. 1.

den Zuschlag zu bekommen. Seine Anklagen wurden seit den 1940er Jahren immer haltloser; oft witterte er Verschwörung. Je nach Konjunktur schreckte er schließlich auch nicht davor zurück, einen Konkurrenten als Juden oder später als Nationalsozialisten zu denunzieren.[20]

4. Das Institut für Theaterwissenschaft der Universität zu Köln

Carl Niessens theaterwissenschaftliches Engagement fiel im Jahr der Neugründung der Kölner Universität auf fruchtbaren Boden. Schon die Kölner Handelshochschule, aus der heraus die neue Universität gegründet wurde, verfolgte das erklärte Ziel: »[...] neben einer gründlichen Fachausbildung zugleich die allgemeine menschliche Bildung« zu fördern [...]«.[21] Aus diesem Grund wurden seit 1903 allgemeinbildende Kurse angeboten, in denen die Studenten mit Literatur- und Theatergeschichte vertraut gemacht wurden. Als 1912 der Handelshochschule die Verwaltungsakademie angegliedert wurde, gab deren Direktor Adolf Weber die Devise aus, die künftigen Kommunal- und Sozialbeamten sollten auf die sozialen Probleme der Großstadt vorbereitet werden. Auch er hielt das Theater als Gegenstand des Curriculums für unabdingbar.[22]

Oberbürgermeister Konrad Adenauer und Christian Eckert, Gründungsdirektor der Universität Köln, legten 1919 großen Wert darauf, sich neben den benachbarten Hochschulen in Bonn und Aachen zu profilieren. Wie schon an der Handelshochschule sollte auch hier Wert auf eine Ausbildung gelegt werden, »[...] deren Beherrschung die Lebensarbeit des Großstädters fördert [...]«.[23] Entsprechend wurden junge und interessante Kräfte nach Köln engagiert, die der neu gegründeten Philosophischen Fakultät ein modernes Gesicht verleihen sollten. Neben der Zeitungskunde wurde eben auch ein zunächst dem Germanistischen Institut angegliederter Lehrauftrag für Theatergeschichte erteilt. Wie wichtig das neue Fach der Universität war, zeigt die Tatsache, dass man von Anfang an einem jungen Privatdozenten, der noch nicht einmal fest angestellt war, die Prüfungsberechtigung für Theaterwissenschaft als Nebenfach erteilte. Hier war die Universität Köln allen anderen später gegründeten Instituten in Deutschland um Jahre voraus.

Bot die Theaterwissenschaft der Universität eine ideale Profilierungsmöglichkeit, so kamen die Forderungen der Universitätsgründer auch den Vorstellungen

---

[20] Langjährige Gegner Niessens waren z.B.: Max Weller, Lektor für Sprecherziehung an der Universität zu Köln, Franz Rapp, Leiter des Theatermuseums München, Joseph Gregor, Leiter der Theaterhistorischen Abteilung der Österreichischen Nationalbibliothek und Heinz Kindermann, o. Professor für Theaterwissenschaft an der Universität Wien. Über Carl Niessens Verhältnis zu den Genannten geben ausführliche Briefwechsel im Universitätsarchiv Auskunft: UAK, Zug. 571/277 Carl Niessen, Bd. 1 (Rapp, Weller), Zug. 571/278 Carl Niessen, Bd. 2 (Weller, Gregor), Personalakte Carl Niessen, Zug. 317 – III, Nr. 1448, Bd. 1 (Rapp), Zug. 44/149 Prof. Carl Niessen (Kindermann).

[21] Zit. n. Eckert: Kleine Geschichte der Universität Köln. S. 152.

[22] Ebenda, S. 161.

[23] Lindweiler: Von ausgefallener Aufklärung und eingetretener Barzahlung. In: Nachhilfe zur Erinnerung. 600 Jahre Universität zu Köln, S. 26.

Carl Niessens entgegen. Als ehemaliger Frontkämpfer deutschnational eingestellt, kam ihm das Ansinnen Eckerts, ein »[...] Bollwerk des deutschen Geistes in den gefährdeten Rheinlanden [...]«[24] sein zu wollen, gerade recht. Er selbst formulierte es 1924 wie folgt:

> Da wir unsere nationale Aufgabe darin erblickten, gerade in dem bedrohten Westen im Gestalten eines vollwertigen Institutes den kulturellen Lebenswillen Deutschlands auf dem Gebiete unserer jungen Wissenschaft zu zeigen, haben wir alle Hemmungen nur zu äußerster Kraftanstrengung angespornt.[25]

In der Absicht, neben der reinen Theorie praktische Fertigkeiten zu fördern, stimmte er mit seinen Vorgesetzten überein: Wenn Niessen auch an der Universität keine Berufsausbildung anstrebte, so war es doch sein Ziel, den künftigen Bühnenschaffenden das nötige Rüstzeug für eine erfolgreiche Berufsausübung zu verschaffen und mittels praktischer Erprobung ihrer Fähigkeiten die Unbegabten unter ihnen auszuscheiden.

Auch mit diesem Gedanken der Elitenförderung unterstellte er sich einer der zentralen Forderungen seines Rektors, der anlässlich der Eröffnung der Universität verlangte, dass »[...] den wirklich Befähigten, aber auch nur diesen, der Zugang zu den reichsten und reinsten Bildungsquellen [...]«[26] erschlossen werden solle. Überhaupt fällt auf, in welchem Maße Carl Niessen sich die offizielle ideologische Linie der Universität zueigen machte. Liest man seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Rechtfertigung der Theaterwissenschaft, so finden sich die bekannten Argumente aus dem Forderungskatalog der Universitätsgründer, aber auch ihres ersten Nachkriegsrektors Joseph Kroll zum Teil bis in die Wortwahl wieder. Eine Eigenschaft seiner Publikationen, die sich bei aller oft anarchischen Unangepasstheit seine gesamte Karriere hindurch verfolgen lässt. Er ging sogar so weit, rechtzeitig verpasste Gelegenheiten später zu korrigieren und sich selbst Argumente in den Mund zu legen, die er zum angegebenen Zeitpunkt so nicht vertreten hatte.

5. Die Haltung Carl Niessens im Nationalsozialismus

Als problematisch erwies sich diese Gewohnheit, als 1933 eine neue Ideologie gefordert war. Er trat zwar nie der NSDAP bei, aber dem ehemaligem Frontkämpfer und Angehörigen des Stahlhelm, Carl Niessen, war eine deutschnationale Gesinnung nicht fremd. Sein Ruf als in der Wolle gefärbter Nationalsozialist und Profiteur des Systems allerdings hält einer näheren Überprüfung nicht stand, sondern enthüllt den Blick auf eine schillernde Persönlichkeit, die so einfach nicht festzulegen ist. Sicher, Carl Niessen hatte bereits in seiner ersten Vorlesung The-

---

[24] Ebenda, S. 25.

[25] Niessen: Das Institut für Theaterwissenschaft. – In: Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes, 1. Jg. (1924/25), Heft 3, S. 66.

[26] Zit. n. Lindweiler: Von ausgefallener Aufklärung und eingetretener Barzahlung. In: Nachhilfe zur Erinnerung. 600 Jahre Universität zu Köln, S. 25.

sen verbreitet, die von seinen Zuhörern empört als antisemitisch und deutschnational zurückgewiesen wurden.[27] Aber der Aufforderung der alarmierten Fakultät, sich mit politischen Äußerungen zurückzuhalten, leistete er offenbar bereitwillig Folge, denn weitere derartige Vorfälle sind nicht bekannt. Statt dessen begann er schon bald, um eine bessere Absicherung seines Arbeitsverhältnisses zu kämpfen.

Wie befreiend muss für ihn in dieser Situation die Kulturideologie der Nationalsozialisten gewesen sein, die das große propagandistische Potenzial des Mediums Theater erkannten und ihm daher einen großen Stellenwert als Volksbildungsinstrument einräumen wollten. Diese Absicht schien förmlich Wasser auf die Mühlen Carl Niessens zu sein. War es nicht genau das, was er seit Beginn seiner Karriere immer wieder gefordert hatte? Dass die Reichstheaterkammer darüber hinaus am 14. Januar 1935 die Anordnung 38 veröffentlichte, muss für Niessen eine Offenbarung gewesen sein, denn sie schien nur verfasst worden zu sein, um die Position der theaterwissenschaftlichen Institute zu festigen: Die Anordnung forderte unter Punkt F für Regieanwärter: »Besuch einer Schauspielschule während zwei Jahren [...]. An die Stelle eines Jahres des Besuchs der Schauspielschule kann der Besuch eines theaterwissenschaftlichen Instituts treten [...]«. Für Dramaturgieanwärter lautete die Forderung: »Universitätsstudium in der Laufbahn angemessenen Fächern. [...] Die Studienzeit an der Universität [...] muß mindestens zwei Jahre betragen.«[28] Die Voraussetzung, über eine Zulassung der Reichstheaterkammer zu verfügen, erfüllte das Kölner Institut seit dem 26. März 1934, als Niessen seinen Rektor über die Aufnahme des Institutes in Kenntnis setzte.[29] Um ganz sicher zu gehen, beantragte er zusätzlich noch seine persönliche Mitgliedschaft als künstlerischer Vorstand in der Fachschaft Bühne, in der Reichsschrifttums- und der Reichspressekammer. Dem Dekan der Philosophischen Fakultät gestand er am 27. November 1938: »Ich weiß nicht, ob eine Anmeldepflicht besteht, möchte aber keinen Formfehler begehen.«[30]

Ob sein vorauseilender Gehorsam bei den Regierungsbehörden Wirkung zeigte oder ob die Fakultät endlich ein Einsehen hatte, ist nicht zu ermitteln, jedenfalls wurde Carl Niessen am 28. Januar 1939 verbeamtet und zum Direktor des Institutes für Theaterwissenschaft ernannt. Die ihm so wichtige Sicherheit und der Pensionsanspruch waren damit endlich geregelt, nur blieb er weiterhin Extraordinarius. In der offiziellen Sprachregelung galt er fortan als »Vertreter des Lehrstuhles für Theaterwissenschaft«.[31]

---

27 Christian Eckert (Rektor), Arnold Schröer (Dekan der Philosophischen Fakultät), Redaktion der Rheinischen Zeitung und Carl Niessen [Schriftwechsel], Januar bis August 1920, UAK, Zug. 317 – III, Nr. 1448, Bd. 3.

28 Anordnung der Reichstheaterkammer. Anordnung Nr. 38 betreffend Nachwuchs des Bühnenberufes. UAK, Zug. 9/277, S. 2.

29 Carl Niessen an Erwin Geldmacher (Rektor) [Brief], 26. März 1934, UAK, Zug. 44/136 Prof. Dr. Carl Niessen 1918–1937.

30 Carl Niessen an Arnold Schröer [Brief], 27. November 1938, UAK, Zug. 44/137 Prof. Niessen (II).

31 Personalakte Carl Niessen [Personalbogen], UAK, Zug. 317 – III, Nr. 1448, Bd. 1.

Niessens Haltung gegenüber dem NS-Staat zeigt mehr als alles andere eine ungeheure Instinktlosigkeit und Naivität. Wie viele bürgerliche Intellektuelle seiner Generation war er in der Illusion befangen, die Nationalsozialisten teilten seine Ziele. Also übernahm er bereitwillig den NS-Jargon. Wie schon zuvor gegenüber der Universitätsverwaltung tat er vordergründig alles, um sich die neuen Machthaber gewogen zu halten und auf diese Weise seine Karriere zu befördern und seine Ziele durchzusetzen. Niessen wirkte als führender Kopf der Thingspielbewegung, prägte gar erst diesen Begriff. Er stellte sich in den Dienst der antibritischen Kriegspropaganda, indem er hetzerische Artikel über das »barbarische« englische Theater im Westdeutschen Beobachter veröffentlichte[32] – eine interessante Position für den einst bekennenden Shakespeare-Verehrer. Er segelte unter der Flagge der Nationalsozialisten als Kulturbotschafter nach Spanien und ließ sich vom Ministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung damit beauftragen, einen detaillierten Bericht seiner Reise abzuliefern[33]. Auch interpretierte er verschiedentlich sein Handeln vorangegangener Jahre nationalsozialistisch um. Über die Jahre entwickelte er Projekt für Projekt, um sich sogleich als dessen Leiter zu empfehlen. Auf den Reichstheatertagen 1937 stellte er zum Beispiel sein Konzept einer Theaterakademie vor,[34] das die Herauslösung der Theaterwissenschaft aus der Universität vorsah, und wandte sich 1939 dem Thema Volksbildung zu, wobei er das kulturelle Analphabetentum in weiten Teilen der Bevölkerung beklagte und in der Kasernierung eines großen Teils der Bevölkerung im Krieg ideale Voraussetzungen sah, um eine Erhebung über die ästhetische Bildung breiter Bevölkerungsschichten durchführen zu können.[35] Tatsächlich nahmen seine kulturpolitischen Aktivitäten und Propagandaschriften immer dann zu, wenn er sich etwas von ihnen versprach.

Als sein Institut am 1. Juni 1942 der Bombardierung zum Opfer fiel, suchte Carl Niessen fieberhaft nach Wegen, seine Sammlung zu retten. Von der Universität und von der Stadt Köln fühlte er sich zunehmend im Stich gelassen, verkannte dabei aber völlig, dass er angesichts des Ausmaßes der Zerstörungen beileibe nicht der einzige Geschädigte war. Ein umfangreicher Briefwechsel gibt Auskunft über seine Fehleinschätzung der Lage und die daraus resultierende Verärgerung der Universitätsverwaltung.[36] Eine Perspektive schienen ihm Hitlers Pläne zum Ausbau Münchens als »Reichshauptstadt der Bewegung« zu bieten. Niessen hatte bereits seit 1941 für die Gründung eines dort angesiedelten »Reichsinstituts für

---

[32] Niessen: Zwei Juden ziehen Ulysses aus. – In: Westdeutscher Beobachter, 16. Jg., 8. Dezember 1940; Das rüdeste Theaterpublikum Europas. – In: Ebenda, 16. Jg., 15. Dezember 1940; Radau im Musentempel. – In: Ebenda, 16. Jg., 22. Dezember 1940.

[33] Bernhard Rust (Minister für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung) an Carl Niessen [Brief], 21. Juli 1941, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

[34] [Nicht näher bezeichneter Zeitungsartikel], 18. April 1937, UAK, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

[35] Carl Niessen an Ministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung [Brief], 28. November 1939, UAK, Zug 44/137 Prof Niessen (II).

[36] Carl Niessen und verschiedene Stellen [Schriftwechsel] 1943/1944, UAK, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

deutsche Theaterforschung« geworben und sich selbst als dessen Leiter empfohlen. Die Verhandlungen scheinen weit fortgeschritten gewesen zu sein, denn Niessen bat am 14. März 1944 den zuständigen Baubeauftragten darum, seine Bibliothek in Lohmar lagern zu dürfen, da sein Umzug kurz bevorstehe.[37] Seine Zuversicht, die geretteten Teile der Sammlung in München in Sicherheit bringen zu können, wirkt irrational angesichts der politischen Lage, der Schwierigkeiten, die er im Vorfeld mit Kölner Verwaltungsbehörden hatte, und der Tatsache, dass – wie im selben Brief bemerkt – das Projekt »[...] wegen eines Stoperlasses des Führers zurückgestellt worden ist.«[38]

Doch allen Anbiederungsversuchen zum Trotz zeigte sich Carl Niessen auch im Umgang mit den NS-Behörden wenig zimperlich, wenn es darum ging, seine Interessen durchzusetzen. Als etwa im Sommer 1941 Niessens »Jedermann«-Inszenierung aus politischen Gründen, »[...] die mit den allgemein derzeitigen Notwendigkeiten der Kriegspropaganda zusammenhängen [...]«,[39] verboten wurde, empörte er sich in einem so unangemessenen Stil, dass ihn Reichsminister Rust zurechtweisen musste: Eine Stellungnahme werde keine gegeben, aber Niessens Kritik an der Entscheidung des Reichsdramaturgen werde keinesfalls gebilligt.[40]

Dass sich sein Stern bereits seit dem Ende der Thingspielbewegung im Sinken befand, war Carl Niessen nicht fähig zu erkennen. Nicht nur an der Universität, wo einige Studenten während seines Kuraufenthaltes im Jahr 1938 versuchten, einen jungen SS-Angehörigen an seine Stelle zu setzen, hatte er Gegner im nationalsozialistischen Lager. Auch Reichsdramaturg Schlösser scheint von seiner Linientreue nicht überzeugt gewesen zu sein. Er schrieb am 7. November 1942 in einem Kommentar zu Niessens Ambitionen, die Leitung des Berliner Instituts für Theaterwissenschaft zu übernehmen:

> [...] daß die nunmehr auch offizielle Einsetzung des de facto an der Berliner Universität schon tätigen Dr. Knudsen begrüßenswert wäre, weil ihn eben fachlich-sachlich, menschliche und politische Bande mit jenen Stellen verknüpfen, die seit 1933 für das Theaterleben verantwortlich sind. Aus Gründen, die mir nicht näher bekannt sind, kann ich das von anderen, auf dem theaterwissenschaftlichen Gebiete tätigen Herren, etwa Herrn Professor Niessen in Köln [...] nur sehr bedingt sagen [...].[41]

Wenn sich Niessen nach Kriegsende selbst als Widerstandskämpfer darstellte,[42] mag das heute befremden. In seinem Selbstverständnis ist es möglicherweise den-

---

37 Carl Niessen an den Gau-Baubeauftragten [Brief], 14. März 1944, UAK, Zug.44/138 Prof. Carl Niessen 1942–1951.

38 Ebenda.

39 Bernhard Rust an Carl Niessen [Brief], 21. Juli 1941, UAK, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

40 Ebenda.

41 Rainer Schlösser (Reichsdramaturg) an Heinrich Harmjanz (Reichsministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung), 7. November 1942. Zit. n.: Wulf: Kultur im Dritten Reich. Bd. 4: Theater und Film im Dritten Reich, S. 232.

42 Carl Niessen an Militärregierung [Brief], 19. Januar 1949, UAK, Zug. 571/228, Niessen, Carl, Bd. 2.

noch schlüssig, denn er verstand seine Anbiederung an die NS-Behörden stets im Sinne des Selbstschutzes. Wie unbekümmert er seine linientreuen Äußerungen im Rückblick beurteilte, belegt der Prozess seiner Entnazifizierung: Unverhältnismäßig erscheint zunächst die Einstufung als »Belastet«, 3 b, die für Carl Niessen ein Berufsverbot von Februar 1948 bis November 1949 bedeutete. Aus den Akten des Universitätsarchivs Köln geht hervor, dass Niessen selbst verschiedene Möglichkeiten für diese Einstufung in Betracht zog. Neben vermuteter Denunziation[43] fürchtete er, durch seine eigene Unbotmäßigkeit gegenüber dem zuständigen Beamten in diese Lage gekommen zu sein.[44] Doch erst am 17. April 1948 konnte er dem Rektor mitteilen, was ihm tatsächlich vorgeworfen wurde:[45] Nicht seine im Fragebogen wahrheitsgemäß angegebene Mitgliedschaft in Stahlhelm und SA, sondern eine wohlgemeinte Leihgabe an den ersten Düsseldorfer Nachkriegsintendanten Wolfgang Langhoff machten ihn verdächtig. Im Selbstverständnis des erfahrenen Lehrers und wohl um den jüngeren Kollegen, der gerade aus dem Exil am Zürcher Schauspiel zurückgekommen war, auf die Düsseldorfer Theatertradition einzuschwören, hatte er ihm das 1940 in kleiner Auflage erschienene Bändchen *Deutsches Theater und Immermanns Vermächtnis*[46] zugeschickt. Es verwundert nicht, dass Langhoff, der bekennende Kommunist, Initiator der Agitprop-Truppe »Nordwest Ran!« und ehemalige KZ-Häftling, den Verfasser des Buches anzeigte. Tatsächlich bejubelt Niessen in diesem Werk die NS-Theaterpolitik, fordert vom Theater Dankbarkeit für die staatlichen Wohltaten und leistet sich etliche antisemitische Entgleisungen. Gleichzeitig ist es das wohl ehrlichste und leidenschaftlichste Buch aus der Feder Carl Niessens. Hier zeigt sich sein Anliegen deutlich wie nirgends sonst: ein Plädoyer für die Schauspielkunst und eine behutsame Ensembleregie. Vieles in diesem Buch mag so gar nicht zur Ideologie der Machthaber passen, wie das Bekenntnis zum Einfühlungstheater Konstantin Stanislawskis oder die Befürwortung eines »weiblichen« Regiestiles, der eben nicht einem doktrinären Führerprinzip gehorcht, sondern die Inszenierung empfindsam aus den von den Darstellern angebotenen improvisierten Möglichkeiten formt.[47] Als er die Schrift 1949 gegenüber der Militärregierung verteidigte, interpretierte er sie kurzweg um: Der Text sei in Wirklichkeit »[...] der schwerste Angriff auf die NS-Kulturpolitik, der im 3. Reich gedruckt wurde.« Er habe vorsichtig sein wollen: »Als täuschenden Blickfang hatte ich nachträglich in diese Schrift Zeitphrasen eingefügt.«, und beendete sein Plädoyer: »Auf die Taten kommt es an, nicht auf die aufgezwungenen Tarnworte!«[48] Tatsächlich kam er mit diesem Manöver durch. Der Sonderbeauftragte für die Entnazifizierung im Land Nordrhein-Westfa-

---

[43] Carl Niessen und Militärregierung [Schriftwechsel] über Sophia Fürstin Sulkowski, geb. Stollwerck, Februar 1946, UAK, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

[44] Carl Niessen an Militärregierung [Brief], Beschwerde über Herrn Bierenz, 19. Januar 1949, UAK, Zug. 571/228 Niessen, Carl, Bd. 2.

[45] Carl Niessen an Rektor [Brief], 17. April 1948, UAK, Zug. 9/2486, Nr. 19–48.

[46] Niessen: Deutsches Theater und Immermanns Vermächtnis.

[47] Ebenda, S. 104.

[48] Carl Niessen an Militärregierung [Brief], 19. Januar 1949, UAK, Zug. 571/228 Niessen, Carl, Bd. 2 [Unterstreichung im Original].

len befand ihn im Anschluss an die Lektüre als entlastet. Am 10. November 1949 wurde Niessen in die Kategorie 5 eingestuft. Seiner Wiedereinstellung stand damit nichts mehr im Wege.[49]

Ab 1950 nahm Carl Niessen seine Lehrtätigkeit wieder auf. Am 3. März 1955 konnte er mit seinem gesamten Institut und dessen Sammlung als »vorläufiges« Quartier das im Kölner Süden gelegene Schloss Wahn[50] beziehen. 1956 folgte auch die inzwischen nach Köln zurückgekehrte Privatsammlung. Zum ersten Mal seit 14 Jahren waren die Bestände damit wieder vereint.

Abb. 5: Schloss Wahn; Mittelbau mit Kavalierflügel (um 1950)

6. Die Sammlung

Das ursprünglich geplante Provisorium wurde zum Dauerzustand. Heute nimmt die Theaterwissenschaftliche Sammlung beinahe die Gesamtfläche des inzwischen wiederaufgebauten dreiflügeligen barocken Wasserschlosses für sich in Anspruch. Gemessen am Bedeutungsverlust des kleinen Institutes, erscheint sie heute unverhältnismäßig groß.

Dennoch ist diese Sammlung, von Carl Niessen seit seinem Dienstantritt 1919 angelegt und selbst über seine Emeritierung 1960 hinaus noch vermehrt, der zentrale Kern seines Schaffens. Nicht umsonst nimmt sie in seinen Rechtfertigungsschriften den größten Raum ein. Nur durch sie ist die Kölner Theaterwissenschaft im Vergleich mit ihren Schwesterinstituten eine Besonderheit. Nie zuvor und nirgendwo sonst war eine Theatersammlung dieser Größe allein als Studiensamm-

---

[49] Balnus (Sonderbeauftragter für die Entnazisierung) an Carl Niessen [Brief], 10. November 1949, UAK, Zug. 9/2486, Nr. 19–48.

[50] Meldung. – In: Kölnische Rundschau vom 3. März 1959, UAK, Zug. 44/149 Prof. Dr. Carl Niessen 1951–1969.

lung angelegt worden! Die großen Sammlungen in Berlin, München und Wien existierten schon lange vor dem Beginn der Theaterwissenschaft und dienten feudaler Selbstbestätigung (Wien) oder der Selbstaufwertung des Schauspielerstandes (Berlin, München). Sie alle sind bis heute unabhängig von den benachbarten Universitätsinstituten

Mit der Gründung der Philosophischen Fakultät im Sommersemester 1920 war an die Professoren der Auftrag ergangen, ihre Institutsbibliotheken aufzubauen. Da die Stadt Köln als Trägerin der Universität in der unmittelbaren Nachkriegszeit unmöglich die Mittel dafür zur Verfügung stellen konnte, waren sie aufgefordert, sich um Geld- und Bücherspenden zu bemühen. Carl Niessen übererfüllte diese Aufforderung. Er begann 1922 mit einem Bestand von 150 Büchern, die er bei der Abtrennung vom Germanistischen Institut mitnehmen konnte. 1924 meldete er dem Dekanat 4000 Bände, 1928 waren es bereits 8000. Zimelien sind dabei nicht mitgezählt. Auch die Grafische Sammlung wuchs rasant: 1928 bezifferte Niessen sie in seinem Jahresbericht auf 16.000 Blätter, davon 4000 Originalzeichnungen. Darüber hinaus sammelte er Puppen- und Schattenspielfiguren, Masken, Fotografien und Modelle, Autografen und vieles andere mehr. Elmar Buck, Direktor der Sammlung, nennt im Jahr 2001 für den Bestand folgende Zahlen[51]: 100.000 Bände, wobei Zeitschriften, Programme und Zimelien nicht mitgezählt sind. 50.000 Autografen [den unbearbeiteten Bestand nicht mitgezählt], Originalentwürfe zu 17.000 Inszenierungen, realistisch geschätzt, etwa das zehnfache an Einzelblättern und ca. 300.000 Originalfotografien. Im Gegensatz zu Niessens Zeiten sind die Bestände heute gut dokumentiert und zu großen Teilen katalogisiert.

Dieser enorme Zuwachs konnte nicht ausschließlich durch Einzelerwerbungen erzielt werden. Folglich umwarb Carl Niessen systematisch Theaterleiter und Bühnenbildner, gemeinsam mit ihm »[...] die tragische Vergänglichkeit des Theaters zu bekämpfen.«[52] Mit Hinweis auf den Steuerzahler, der für seine Zuschüsse an die Theaterkultur erwarten dürfe, dass diese auch der Nachwelt überliefert werden, erbat er die Theaterdokumente als Deposita: »Gewiß liegen noch aus der Vergangenheit Bilddokumente herum, die [...] nicht mehr benötigt werden und früher oder später untergehen. Sie werden uns für alles dankbar finden. Benötigen Sie von dem Anvertrauten etwas, so ist es bei uns mit Sicherheit greifbar.«[53] Obwohl es in späteren Jahren oft Probleme gab, wenn ein Bühnenbildner seine Entwürfe tatsächlich zurückforderte, erwies sich diese Strategie als außerordentlich fruchtbar, um Theaterschaffende an das Institut und seinen Leiter zu binden. Erforderte doch jede Nutzung des Materials, sei es als Vorlage für eine Neuinszenierung oder zu Ausstellungszwecken einen erneuten Kontakt zu Carl Niessen und hatte in der Regel die Übergabe weiteren Materials an sein Institut zur Folge. Mittel zum Zweck waren vor allem die regelmäßig veranstalteten Ausstellungen, die er zum Anlass nahm, zur Einlieferung themenbezogener Dokumente aufzufordern. Geschickt platzierte er zwischen die regelmäßig wiederkehrenden Faust-,

---

[51] Buck: Die Theaterwissenschaftliche Sammlung. – In: Vision, Raum, Szene. S. 33–38.
[52] Vgl. Anmerkung 15.
[53] Vgl. Anmerkung 15.

Shakespeare- und Mozart-Ausstellungen Themen wie das »Problemtheater«, das ihm 1931 Entwürfe so berühmter Vertreter der Theateravantgarde einbrachte wie Walter von Wecus, Ewald Dülberg, El Lissitzky, George Grosz und Max Slevogt.

Über ein umfangreiches Netzwerk an Kunsthändlern, Antiquaren und anderen Sammlern erfuhr er von zum Verkauf stehenden Sammlungen, bevor sie den Kunsthandel erreichten, und konnte so den Institutsbestand um große Konvolute zu Einzelthemen vermehren. Er erwarb ganze Bibliotheken, komplette Puppenbühnen, ein vollständiges, mehrere hundert Figuren umfassendes chinesisches Schattenspiel, Libretti- und Autografensammlungen, Fotografennachlässe und zwei große Kritikensammlungen, die sein seit den 1920er Jahren aufgebautes Kritkenarchiv bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zurück erweiterten. Chancen wusste er zu nutzen, wo sie sich boten. Der »Anschluss« Österreichs 1938 war Anlass zu einer umfangreichen »Shoppingtour« nach Wien, wo er Autografen, Theatergrafik und Schauspielerporträts gleich in großem Umfang erwarb. Der Ankauf ist dokumentiert in der noch im selben Jahr präsentierten Ausstellung »Ernte eines Jahres«.[54]

Nebenbei diente die immer unzureichend dokumentierte Sammlung nach 1933 auch als Versteck für die Werke verfemter Künstler. So kämpfte Carl Niessen noch im September 1933 dafür, seine kurz nach dessen Tod 1932 aus dem Nachlass erworbenen Zeichnungen von Emil Orlik in Stuttgart auszustellen. Als ihm dieses Anliegen endgültig abgeschlagen wurde, verschwanden die Blätter im Depot. Bis heute sind alle damals angekauften Arbeiten in der Sammlung vorhanden.[55] Eines der größten Konvolute im Grafikbestand stellen die Entwürfe des Bühnenbildners Hein Heckroth dar, mit dem Carl Niessen bereits seit 1927 in Kontakt stand. Er ist das Paradebeispiel eines Künstlers, dessen progressive Arbeiten Niessen interessierten und mit dem sich über die Jahre eine enge Freundschaft entwickelte. Als Heckroth im Frühjahr 1933 während einer Holland-Tournee der Ballets Jooss von der Nachricht überrascht wurde, er habe in Deutschland mit seiner Verhaftung zu rechnen, kehrte er nicht dorthin zurück und veranlasste, dass über die dort bereits befindlichen Entwürfe hinaus sein gesamtes bis dahin geschaffenes Werk als Depositum an das Kölner Institut für Theaterwissenschaft gehen sollte. Die Arbeiten überstanden uninventarisiert und unbenutzt die NS-Zeit. Als der inzwischen international berühmte Hein Heckroth, der in den 1940er Jahren als kongenialer Partner des Filmregisseurs Michael Powell galt, aus dem englischen Exil zurückgekehrt war, übergab er dem Institutsleiter Entwürfe zu seinen in England und Amerika entstandenen Filmen und ergänzte diesen Bestand bis zu seinem Tod im Jahr 1970 um Entwürfe zu allen Theaterinszenierungen und Filmen, die er bis dahin ausgestattet hatte.[56]

Parallel zur Institutssammlung entstand die »Sammlung Niessen«, deren tatsächliche Bestände Carl Niessen allein bekannt waren. Erst 1942, als im Zuge der Auslagerung die Trennung der Sammlungsbestände notwendig wurde, entstand

---

[54] Korrespondenz bei den Provenienznachweisen zu »Ernte eines Jahres« in der TWS.
[55] Korrespondenz bei den Provenienznachweisen zu Emil Orlik in der TWS.
[56] Korrespondenz bei den Provenienznachweisen zu Hein Heckroth in der TWS.

eine provisorische maschinenschriftliche Liste der Sammlung,[57] die Aufschluss darüber gibt, wie viel Material besonders zur älteren europäischen Theatergeschichte Carl Niessen zum Bestand der Lehrsammlung aus eigenem Vermögen beigesteuert hatte, wenn er keinen Etat und auch keine Drittmittel für ihren Ankauf zur Verfügung hatte. Oft war er große finanzielle Risiken eingegangen; einige Male scheint er sich sogar beinahe ruiniert zu haben, als erwartete Geldmittel ausblieben oder nicht eingeplante Steuerschulden zu begleichen waren.[58] Seine Sammlung diente dazu, Lücken in der Studiensammlung zu füllen; ihr Verlust hätte für das Institut für Theaterwissenschaft bedeutet, dass manches Thema nicht mehr ausreichend dokumentiert gewesen wäre, um es zu unterrichten. Das war auch Carl Niessen klar. Daher versuchte er seit den 1930er Jahren mehrmals, der Universität seine Sammlung oder Teile daraus zum Kauf anzubieten.[59] Andererseits wusste man in der Universitätsverwaltung, dass Niessen in eigenem Interesse seine Sammlung niemals an Dritte verkaufen würde. Der status quo war damit perfekt.

Sein Versuch, die Universität unter Druck zu setzen, indem er 1955 die Sammlung Niessen an die Stadt Zürich verkaufte, dann aber im letzten Moment vom Kauf zurücktrat, scheiterte.[60] Die Verhandlungen zogen sich hin und führten zu steigender Verärgerung bei allen Beteiligten. Die Universität konnte die geforderte Summe von 300.000 DM nicht aufbringen, die Stadt, die sich zu dieser Zeit gerade aus der Universitätsträgerschaft verabschiedete, war nicht bereit zu zahlen und auch die Landesregierung Nordrhein-Westfalens stellte sich quer und schlug vor, Rundfunkmittel zu erschließen. Erst als Niessens Pensionierung näherrückte, kam wieder Bewegung in den Prozess, der 1960 ein Ende fand. Schließlich stellte der Westdeutsche Rundfunk die Mittel für den Ankauf zur Verfügung. Man akzeptierte sogar Niessens Nachforderungen von 50.000 DM für Teuerung und hinzugekommene Sammlungsobjekte. Am 20. Oktober 1960[61] meldete die Kölnische Rundschau den Ankauf der Sammlung für die Universität. Aus dem Verkaufserlös wurde auf Wunsch Carl Niessens eine Studienstiftung aufgebaut, aus deren Zuwächsen besonders förderungswürdige theaterwissenschaftliche Dissertationen und Publikationen des Instituts unterstützt werden sollten. Die Stiftung besteht bis heute.

---

[57] Durchschlagkopie der Liste der Sammlung Niessen [Anlage zu einem Brief], dat. 17. September 1952, UAK, Zug. 317 – III, Nr. 1448, Bd. 1.

[58] Z. B. Ria Malms (Institutssekretärin) an Christian Eckert und Carl Niessen an Christian Eckert [Briefe], beide 7. Februar 1933, UAK, Zug. 317 – III, Nr. 1448, Bd. 1.

[59] Carl Niessen an Stadtverwaltung Köln [Brief], 16. Februar 1939, UAK, Zug. 571/227 Niessen, Carl, Bd. 1.

[60] Die umfangreiche Korrespondenz zum Verkauf der Sammlung Niessen in die Schweiz ist zu finden im UAK, Zug. 571/228, Niessen, Carl, Bd.2.

[61] Studienstiftung Niessen fördert Dissertationen. – In: Kölnische Rundschau vom 20. Oktober 1960.

7. Carl Niessen bestellt sein Haus

Noch sollte er sein Institut nicht aus der Hand geben. Zwar war Carl Niessen am 5. März 1959 pensioniert worden, doch ein Nachfolger war noch nicht gefunden. Er vertrat also die vakante Professur noch bis 1960. Die von der Findungskommission vorgeschlagenen Kandidaten waren dem Patriarchen zu wenig theaterwissenschaftlich orientiert. Schließlich konnte er Rolf Badenhausen, seinen ehemaligen Assistenten und späteren Chefdramaturgen des Schauspielhauses Düsseldorf unter Gustaf Gründgens, als Kandidaten durchsetzen. Tragisch war, dass sich das Verhältnis zwischen Niessen und seinem Nachfolger schnell eintrübte. Verbittert darüber, dass der Jüngere sofort das ihm zeitlebens verwehrte Ordinariat verliehen bekam, dass er eigene Vorstellungen für sein Institut hatte und dafür auch noch die Rückendeckung der Universitätsleitung bekam, zog Niessen schließlich die Konsequenzen. Am 25. Juni 1962 realisierte er sein 1957 in einem Brief an den Kultusminister Nordrhein-Westfalens geäußertes Vorhaben: »Auch heirate ich demnächst, um einen verfügungsberechtigten Einzelerben zu haben.«[62] Die Gattin war die Schauspielerin Johanna Schmitz, dem Institut und ihrem Leiter als Sprecherzieherin seit 1950 verbunden. Sie waltete beinahe vierzig weitere Jahre als Kuratoriumsmitglied mit über die Geschicke von Sammlung und Studienstiftung.

Carl Niessen starb am 6. März 1969. Er hinterließ eine beeindruckende Anzahl an Publikationen zu theaterwissenschaftlichen Einzelfragen.[63] Seine Schüler wurden, wozu er sie ausbilden wollte: Dramaturgen, Intendanten, Kulturbeamte und Journalisten.[64] Sein eigentliches Werk jedoch war der Aufbau seiner Sammlung, die zwar als eine der bedeutendsten theaterhistorischen Sammlungen im deutschsprachigen Raum gilt, inneruniversitär aber nicht unumstritten ist. Die 1974 vollzogene Ablösung der Studiobühne und das immer stärkere Auseinanderdriften des Instituts für Theater-, Film und Fernsehwissenschaft und der Theaterwissenschaftlichen Sammlung im vergangenen Jahrzehnt zeugen davon. Im 21. Jahrhundert hat das Theater als gesellschaftlicher Faktor scheinbar an Relevanz verloren und neue Medien dominieren unseren Alltag. Diesem Wandel sollte natürlich auch ein universitärer Fachbereich Rechnung tragen. Nach Jahrzehnten, in denen die Praxis aus dem Curriculum des Instituts verbannt war und der akademisch gebildete Theaterwissenschaftler in Debatten in den einschlägigen Theaterzeitschriften seitens der Theaterpraktiker abgelehnt wurde, streben die neuen Bachelor-Studiengänge eine berufsorientiertere, gestraffte Ausbildung an, die von den Studierenden eine schnelle Entscheidung für die Ausrichtung ihres Studiums fordert. Dass heute wieder Medienrecht und Medienpsychologie auf dem Lehrplan stehen, dürfte im Sinne Carl Niessens gewesen sein. Dass diese Fachrichtungen nicht mehr der alleinigen Hegemonie des Instituts für Theaterwissenschaft unterstehen, sondern

---

[62] Carl Niessen an Paul Luchtenberg (Kultusminister NRW), [Brief] 3. Nov. 1957, UAK, Zug. 571/228, Niessen, Carl, Bd. 2.

[63] Vgl.: Bibliographie Carl Niessen.

[64] Z.B.: Liste der Dissertationen u. Berufsgestaltung früherer Mitglieder des Instituts f. Theaterwissenschaft [Dokument] 1931, UAK Zug. 9/276a.

von anderen Fakultäten beigetragen werden, hätte er – vermutlich – als fachfremd abgelehnt.

Doch sind die sogenannten »neuen Medien« tatsächlich an die Stelle des Theaters getreten? Ist es nicht vielmehr so, dass es sich im vielfältigen kulturellen Angebot einfach nur gegen eine größer gewordene Konkurrenz durchsetzen muss? Dass Theater nach wie vor in der Mitte der Gesellschaft zu finden ist, zeigen die aktuellen Ereignisse in Wuppertal und Köln, wo sich die Bürger nachdrücklich gegen Verwaltungsentscheidungen für »ihre« Theater einsetzen. Theater ist und bleibt, stärker als jeder Film, als Fernsehen oder Internet ein urdemokratisches Medium, das – auch ohne großen »Apparat« – unmittelbar auf Ereignisse reagieren kann und reagiert. Wer heute befindet, Theater sei »von gestern«, ist lange nicht im Theater gewesen und hat den Entstehungszusammenhang zwischen Theater und demokratischer Gesellschaftsordnung nicht bedacht, eine Linie, die sich vom antiken Griechenland bis in die bundesrepublikanische Gegenwart zieht.

Die Theaterwissenschaftliche Sammlung ist heute weit weniger museal, als ihr Ursprung vermuten lässt, denn ihre Sammeltätigkeit wird systematisch fortgesetzt und trägt auch den neuesten Entwicklungen innerhalb der Theaterszene Rechnung. Aus diesem Grund genießt sie in der internationalen Theaterforschung einen hervorragenden Ruf als Anlaufstelle zu allen Fragen europäischer Theatergeschichte. Am 1. Januar 2007 trat das Hochschulfreiheitsgesetz NRW in Kraft. Damit ging die Trägerschaft und damit die Verantwortung für die Sammlung an die Universität zu Köln über, wo sie inzwischen von vielen nur noch als unnötiger Kostenfaktor wahrgenommen wird. Aktuell ist dies vor allem am Abzug von Personalmitteln zu bemerken. Der derzeitige Direktor der Sammlung, Elmar Buck, scheidet im Sommer 2010 aus Altersgründen aus. In welcher Form seine Professur wiederbesetzt wird, ist offiziell noch nicht entschieden. 2006 wurde der Pachtvertrag für Schloss Wahn noch einmal um zehn Jahre verlängert. Es wird also Zeit, dass sich die Universität ihrer Verantwortung stellt. Sie lässt sich eine große Chance entgehen, wenn sie das Potential von Carl Niessens theaterwissenschaftlichen Vermächtnis verkennt und dieses Datum allein als günstige Gelegenheit zur Kostenersparnis begreift. Viel eher könnte mit Unterstützung durch die Universität die Theaterwissenschaftliche Sammlung zu dem werden, was auch schon ihr Gründer intendiert hatte: ein Zentrum für die Theaterforschung im Rheinland.

Literaturangaben:

Badenhausen, Rolf: Die Bildbestände der Theatersammlung Louis Schneider im Museum der Preußischen Staatstheater Berlin. Berlin: Gesellschaft für Theatergeschichte 1938 (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. 50).

Bibliographie Carl Niessen. Zusammengestellt und herausgegeben von Günter Hansen. Emsdetten: Lechte 1965.

Buck, Elmar: Vision, Raum, Szene. Gemälde, Graphik, Skulptur, Plakat, Foto, Film in der Theaterwissenschaftlichen Sammlung Schloß Wahn, Universität zu Köln. Mit Beiträgen von Kristane Benedix, Joseph Garncarz, Anja Hellhammer, Sabine Herder u.a.m. Kassel: Faste 2001.

Berichte der theaterwissenschaftlichen Institute an den deutschen Universitäten. – In: Das deutsche Theater. Jahrbuch für Drama und Bühne, 2. Jg. (1923/24), S. 135–147.

Carl Niessen. Dem Nestor der Theaterwissenschaft zum siebzigsten Geburtstag am 7. Dezember 1960. [Broschüre mit anonymer Biographie, Angaben zum Verlagsprogramm und 34 Abbildungen]. Emsdetten: Lechte 1960.

Die Theatersammlungen des Instituts für Theaterwissenschaft der Universität zu Köln in Schloss Wahn bei Köln. Ein Bericht. Redaktion: P[eter] Behrendsen, Manfred Boetzkes, Harald Buhlan, Günther Erken u.a.m., Köln: Selbstverlag des Instituts für Theaterwissenschaft 1973 (Wahn Press. 10).

Eckert, Willehad Paul: Kleine Geschichte der Universität zu Köln. Köln: Bachem 1961.

Ellrich, Lutz: Carl Niessens *Handbuch der Theaterwissenschaft* – Versuch einer ethnologischen Relektüre.– In: Maske und Kothurn 55 (2009), Heft 1/2, S. 175–192.

Klier, Helmar (Hrsg.): Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Texte zum Selbstverständnis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1981.

Lindweiler, Wolfgang: Von ausgefallener Aufklärung und eingetretener Barzahlung. – In: Nachhilfe zur Erinnerung. 600 Jahre Universität zu Köln. Hrsg. v. Wolfgang Blaschke, Olaf Hensel u.a.m.. Köln: Pahl Rugenstein 1988.

Meuthen, Erich (Hrsg.): Die neue Universität. Daten und Fakten. Unter Mitarbeit von Karl-Heinrich Hansmeyer, Friedrich-Wilhelm Henning, Manfred Kops, Bernd Kranski u.a.m., Köln u. Wien: Böhlau 1988 (Kölner Universitätsgeschichte. Hrsg. von der Senatskommission für die Geschichte der Universität zu Köln. 3).

Meuthen, Erich: Kleine Kölner Universitätsgeschichte. Hrsg. vom Rektor der Universität zu Köln Professor Dr. Jens Peter Meincke. Köln: Universität zu Köln 1998.

Mimus und Logos. Eine Festgabe für Carl Niessen. Emsdetten: Lechte 1952.

Niessen, Carl: Das Institut für Theaterwissenschaft. – In: Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes. 1 (1924/25), Heft 3, S. 66–74.

Niessen, Carl: Deutsches Theater und Immermanns Vermächtnis. Neue Papierfenster eines Eremiten. Emsdetten (Westf.): Lechte 1940 (Die Schaubühne. Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte. 35).

Niessen, Carl (Hrsg.): Die Deutsche Oper der Gegenwart. Regensburg: Bosse 1944.

Niessen, Carl: Handbuch der Theaterwissenschaft. Bd. 1.1–1.3. Emsdetten: Lechte 1949–1958.

Niessen, Carl: Theaterwissenschaftliche Universitätsinstitute. – In: Berliner Tageblatt, Nr. 451 vom 26. September 1923.

Niessen, Carl: Wie eine Sammlung entstand.– In: Heute und Morgen. Illustrierte Monatszeitschrift für Literatur, Kunst und Wissenschaft 5 (1955), Heft 11, S. 710–716.

Wulf, Joseph: Kultur im Dritten Reich. Bd. 1–6. Frankfurt/M.; Berlin: Ullstein 1989 (Bibliothek der Zeitgeschichte).

Genutzte Archive und Sammlungen:

Historisches Archiv der Universität zu Köln (UAK)

Theaterwissenschaftliche Sammlung der Universität zu Köln (TWS)

Alle Abbildungen:

Theaterwissenschaftliche Sammlung der Universität zu Köln

Jaroslav Vacek

Zur Geschichte der Prager Indologie: Anfänge, Blütezeit, Untergang und Wiedergeburt

Meine Präsentation wird sich mehr mit der ›äußeren‹ Geschichte der Prager Indologie beschäftigen, wie wir diesen Begriff in der Sprachwissenschaft benützen, und sie wird sich nur einigen allgemeinen inhaltlichen und forschungsthematischen Gegenständen widmen. In der Tat war es eine bewegte Geschichte.

1. Anfänge

Die Anfänge sind mit der historischen und kulturellen Realität des (am Anfang immer noch romantischen) 19. Jahrhunderts verbunden, die eine wichtige gesellschaftliche Kulisse war. Die Geschichte der Prager Indologie auf akademischem Boden reicht über 150 Jahre hin und ist eng mit der deutschen Indologie verknüpft. Der erste Lehrstuhl der vergleichenden Sprachwissenschaft einschließlich Sanskrit wurde an der deutschen Philosophischen Fakultät im Jahre 1850 gegründet, im Jahre 1882 wurde ein weiterer Lehrstuhl an der neugegründeten tschechischen Philosophischen Fakultät eingerichtet. Die ursprüngliche Verbindung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft wurde bald überwunden und im Laufe der Jahre wurde mehr und mehr Aufmerksamkeit den rein ›indischen‹ Themen gewidmet. Man muss noch zufügen, dass Indologie praktisch nur in Prag gepflegt wurde, mit Ausnahme einer kurzen Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, als die Prager Professoren nach Olmütz fuhren und dort Vorlesungen hielten. Sanskrit wurde dann auch in Brün im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft ab den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts gepflegt (Adolf Erhart, 1926–2003).

Die akademische Geschichte der Indologie hatte jedoch auch eine Vorgeschichte innerhalb der tschechischen Kulturszene des 19. Jahrhunderts. Zur Zeit der nationalen Wiedergeburt haben sich die tschechischen Intellektuellen verschiedener Prägungen mit der für Europa vor kurzem erst ›entdeckten‹ klassischen Sprache vertraut gemacht. Es war Sir William Jones (1746–94), Richter im Fort William in Calcutta und ein ausgezeichneter Philologe seiner Zeit,[1] der in seiner Vorlesung am 2. Februar 1786 in der Royal Asiatic Society in Kalkutta die Ähnlichkeit des Sanskrit mit den klassischen Sprachen in folgenden Worten zum Ausdruck gebracht hat:

---

[1] Siehe seine kurze Biographien mit weiteren Angaben: http://www.1911encyclopedia.org/Sir_William_Jones; http://en.wikipedia.org/wiki /William_Jones_%28philologist%29; http://www.kamat.com/kalranga/people/pioneers/w-jones.htm.

> [...] the *Sanscrit* language, whatever be its antiquity, is of a wonderful structure; more perfect than the *Greek*, more copious than the *Latin*, and more exquisitely refined than either, yet bearing to both of them a stronger affinity, both in the roots of verbs and in the forms of grammar, than could possibly have been produced by accident; so strong, indeed, that no philologer could examine them all three, without believing them to have sprung from some common source, which, perhaps, no longer exists; there is a similar reason, though not quite so forcible, for supposing that both the *Gothic* and the *Celtic*, though blended with a very different idiom, had the same origin with the *Sanscrit*; and the old *Persian* might be added to the same family.[2]

In den folgenden Jahrzehnten begann das Studium des Sanskrit und/oder der indoeuropäischen Sprachwissenschaft an verschiedenen europäischen Universitäten (Paris, Bonn, August Wilhelm von Schlegel in Bonn 1819, London 1831).

Die tschechischen Anhänger der Erweckungsbewegung, nicht nur reine Philologen, sondern auch Künstler, Literaten, Lehrer und sogar Ärzte usw. haben diese Tatsache bald wahrgenommen und haben sich mit den Grundlagen der Sanskritsprache vertraut gemacht. Sie haben feststellen müssen, dass Tschechisch unglaublich viele Parallelen mit Sanskrit aufweist. Das war für sie im Kontext der Lage der tschechischen Sprache und Kultur allgemein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr wichtig. Es repräsentierte eine ›moralische‹ Unterstützung für sie in ihrem Streben, dem Tschechischen einen würdigen Platz unter den Kultursprachen Europas zu verschaffen. Zu der Zeit wurde Tschechisch im Österreichischen Reich nur als Umgangssprache gebraucht, und es ging darum, seine Rolle in Erziehung, Literatur und Kultur allgemein zu erneuern. Die auffällige Ähnlichkeit des Vokabulars und auch der grammatischen Formen mit einer alten klassischen Sprache, die eine hoch entwickelte Kultur und umfangreiches literarisches Schaffen mit hohem Prestige widerspiegelte, hatte deshalb eine wichtige katalysierende Rolle im tschechischen Kulturleben des 19. Jahrhunderts, als die Wiedergeburt der tschechischen Nation langsam vorwärts schritt. Das mag auch einer der Gründe gewesen sein, warum das Bewusstsein der tschechischen Intelligenz seit dieser Zeit Indien immer als einen ›Verwandten‹ wahrnahm. Dies gilt besonders für Schriftsteller, die indische Themen nachahmten usw. (Machar) oder von der Gedankenwelt beeinflusst wurden (z.B. O. Březina,[3] u. a.). Allgemein kann gesagt werden, dass die indische Literatur und Kultur von tschechischen Schriftstellern und Denkern in den folgenden Jahrzehnten mit Emphase aufgenommen wurde.

Die akademische Tradition beschäftigte sich mit verschiedenen Aspekten der Sprache (und später auch der modernen Sprachen), Literatur, Geschichte und Kultur, besonders Religion und Ethnologie.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war mehr philologisch bedingt (A. Schleicher, A. Ludwig an der deutschen Fakultät; J. Zubatý an der tschechischen Fakultät). Um die Wende des Jahrhunderts aber gerieten Kultur und Literatur

---

[2] Die Vorlesung wurde zwei Jahre später in *Asiatic Researches* (I, 1788, S. 422ff.) publiziert.

[3] Vgl. z. B. Z. Záhoř: Otokar Březina a upanišady. Studie o indickém vlivu v jeho poesii (Otokar Březina und die Upanischaden. Eine Studie über den indischen Einfluss in seiner Poesie); oder Vincenc Lesný: Influence of the ancient Indian philosophy on the Czech poet Otokar Březina.

schon bald in den Fokus des Interesses an Indien (M. Winternitz) und die Entwicklung richtete sich auf moderne Sprachen und auf das moderne Indien, obwohl der Weg dorthin ziemlich lang war (z. B. V. Lesný, O. Pertold nach dem ersten Weltkrieg).

2. Blütezeit

Die akademische Tradition befasste sich mit verschiedenen konkreten Fragen der Sprachen, Literaturen, Geschichte und Kultur, vor allem Religion und Ethnologie. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde Indologie in Prag durch zwei große Kenner repräsentiert. Es war vor allem Moritz Winternitz (1863–1937) an der deutschen Fakultät mit seiner monumentalen Geschichte der Indischen Literatur (drei Bände ursprünglich auf deutsch, später ins Englische übersetzt und wiederholt herausgegeben). Winternitz wird immer als ›Baustein‹ der tschechischen Indologie wahrgenommen, obwohl er natürlich eine weltweite Reputation hatte und zur Entwicklung der Indologie viel beigetragen hat.

Vincenc Lesný (1882–1953), der meistens auf Tschechisch schrieb, war in mancher Hinsicht die Schlüsselfigur der tschechischen Indologie des 20. Jahrhunderts. Neben seiner Buddhismusforschung und Sanskrit war er auch an modernen indischen Sprachen interessiert, vor allem an Bengali, Hindi und Marathi.[4] Lesnýs Zeitgenosse Otokar Pertold (1884–1965) studierte indische Ethnologie und Religion (Dschinismus) und neben Sanskrit kannte er auch eine Reihe der modernen indischen Sprachen (Hindi, Gujarati, Tamil und Singhalesisch).[5]

Besonders V. Lesný führte seine Schüler zum Studium der modernen Sprachen. Auf der anderen Seite hat er auch zu Kulturbeziehungen mit Indien beigetragen. Er war z. B. ein persönlicher Freund von Rabindranath Thakur. Nach dem zweiten Weltkrieg war er der erste Direktor des Orientalischen Instituts der Akademie der Wissenschaften (siehe auch www.orient.cas.cz), zu jener Zeit ein wichtiges Forschungszentrum auf dem Gebiet der orientalischen und afrikanischen Studien, das sich neben der Orientalistik an der Karls-Universität schnell entwickelte.

Dank Lesnýs Untestützung konnte sich eine moderne Indologie in den 50er und 60er Jahren in Prag sehr dynamisch entwickeln. Bekannte Forscher zu der Zeit waren Dušan Zbavitel (geb. 1925), der in Prag Bengalisch gegründet hat, und Kamil Zvelebil (1927–2009),[6] dem das Verdienst für die Gründung der Tamil-Studien in Prag gehört. Sanskrit an der Karls-Universität wurde Anfang der 50er Jahre nur noch kurz von Oldřich Friš (1903–1955) angeboten, dann von Ivo Fišer (1929–2001) weiter gepflegt und Hindi hat zuerst Vincenc Pořízka (1905–1982)[7]

---

4 Weiter siehe: Vacek: Vědecké dílo Vincence Lesného (Wissenschaftliche Arbeit von Vincenc Lesný).

5 Vgl: Vacek: South India in Otakar Pertold's Work.

6 Siehe: Vacek: Tamil-Studien in Prag. Für Zvelebil selbst vergleiche: Vacek: A lifetime of Dravidian studies; und Vacek: In Memoriam Kamil Veith Zvelebil.

7 Sehr bekannt ist Pořízkas Lehrbuch des Hindi: Vincenc Pořízka: *Hindština – Hindi Language Course*.

unterrichtet, dem später Odolen Smékal (1928–1998) folgte. Ein bekannter Linguist, der sich im Orientalischen Institut mit Hindi beschäftigte, war Vladimír Miltner (1933–1997).[8]

Obwohl die Nachkriegszeit, gelinde gesagt, nicht sehr günstig war, galt dies nicht so sehr für die Orientalistik. Die zwei Jahrzehnte nach dem Krieg brachten eine schnelle Entwicklung nicht nur der linguistischen Studien (einschließlich der Indologie), sondern auch der literarischen Studien. Daneben erschien eine Reihe von Büchern über die Geschichte und Kultur und viele literarische Übersetzungen aus den indischen Sprachen – hauptsächlich aus dem Bengalischen (D. Zbavitel übersetzte das ganze Werk von R. Thakur[9]), aus dem Tamil (moderne so wie auch klassische Literatur von K. Zvelebil) und aus dem Hindi (hauptsächlich moderne Prosa und Poesie von O. Smékal). Diese Seite der orientalistischen Aktivitäten (nicht nur der indologischen) halte ich für sehr wichtig, weil im Falle sehr unterschiedlicher Kulturen die fachliche ›Ausstattung‹ des Übersetzers die Wahrnehmung und das Verstehen der anderen Kultur erleichtern kann. In dieser Hinsicht gilt es, dass die Orientalistik nicht nur für reine Forschung da ist, sondern auch für Kommunikation (in allen Bereichen des Lebens) und auch Kultur. Diese kurze Blütezeit wurde aber durch die Okkupation der damaligen Tschechoslowakei durch die sowjetischen Truppen im Jahre 1968 unterbrochen.

3. Untergang

Im Laufe der 70er und 80er Jahre wurde die Indologie an der Karls-Universität sowie auch im Orientalischen Institut praktisch liquidiert. Zwei Schüler von Lesný, Kamil Zvelebil und Ivo Fišer, emigrierten nach Westeuropa, und Dušan Zbavitel wurde vom Orientalischen Institut entlassen. Wenigstens hat er die Bewilligung der Behörden bekommen, Übersetzungen zu publizieren, und so widmete er viel Zeit Übersetzungen der Sanskritklassiker ins Tschechische. Es ist eine traurige Ironie, dass das wohl die einzige positive Seite der fatalen Entwicklung dieser Zeit war. In dieser Hinsicht ist D. Zbavitel aktiv bis heute und unter seinen Übersetzungen sind z.B. das ganze Kathāsaritsāgaram, die Upaniṣaden und das Arthaśāstra.[10]

Was den Unterricht der indischen Sprachen in den 70er Jahren an der Karls-Universität betrifft, wurde anfangs Tamil und Sanskrit von Jaroslav Vacek (geb.

---

[8] Hier können wir nicht eine volle Liste von Lehrer und Forscher geben, auch weil einige nur eine kürzere Zeit and der Universität oder im Orientalischen Institut verbracht haben. Weiter vergleiche Jaroslav Vacek: Indian studies at Charles University (mit weiteren Literaturhinweisen und mit einer ausgewählten Bibliographie der Originalarbeiten einiger Indologen).

[9] In den 50er und 60er Jahren übersetzte D. Zbavitel nicht nur das ganze Werk von R. Thakur, sondern auch andere Bengalische Autoren, insgesamt über 60 Bücher. Vergleiche Hana Preinhaelterová: Dušan Zbavitel, Anniversary. Bibliography.

[10] In den 90-er Jahren erschien noch sein Lehrbuch der Sanskritliteratur, gemeinsam mit J. Vacek, der die Tamilliteratur darstellte: Zbavitel und Vacek: *Průvodce dějinami staroindické literatury* (Ein Führer durch die Geschichte der atlindischen Literatur).

1943) und Bengalisch von Hana Preinhaelterová (geb. 1938) unterrichtet. Der Unterricht dieser Sprachen aber wurde nach und nach abgebaut, und zum Schluss ist nur Hindi übrig geblieben. Praktisch das einzige Thema im Orientalischen Institut ist zu der Zeit die marxistische Geschichte Asiens und Afrikas in den letzten nicht mehr als Hundert Jahren mit Akzent auf den Befreiungskampf geblieben.

Es ist nicht einfach, diese Entwicklung zu verstehen und zu erläutern, weil die offiziellen Beziehungen mit Indien freundlich und gut waren, und wir können über die wirklichen Gründe für die ›mangelhafte Unterstützung‹ der Indologie nur Vermutungen anstellen. Einer der Gründe könnte eventuell Furcht gewesen sein, eine Furcht der ›materialistischen‹ kommunistischen Herrscher vor einem möglichen Einfluss der indischen Religionen.[11] Die einzige indische Sprache, deren Unterricht an der KU offiziell bewilligt wurde, war am Ende eben nur Hindi. Sehr wichtig war damals das Kulturabkommen mit Indien, das aktiv blieb und das Austausch von Indologen und auch gemeinsame Forschungsprojekte ermöglichte, z. B. O. Smékal Hindi Lexikologie und Grammatik in Central Hindi Directorate, New Delhi;[12] J. Vacek klassisches Tamil in dem International Institute of Tamil Studies, Adyar, Madras,[13] im letzten Falle aber nur zögerlich.

4. Wiedergeburt

Die Indologie konnte sich erst nach den ›revolutionären‹ Änderungen (oder sollen wir einfach ›nach der Wende‹ sagen?) in Zentraleuropa im Jahre 1989 an der Karls-Universität so wie auch im Orientalischen Institut wieder von Anfang an entwickeln. Es gibt reges Interesse unserer Studenten, indische Sprachen zu studieren, und in den letzten fast zwanzig Jahren unterrichteten wir neben Hindi auch Bengalisch, Tamil und Sanskrit. Glücklicherweise dauerte jene Unterbrechung der Tradition nicht allzu lange, und es gab immer noch die ›alten‹ Lehrer, die uns geholfen haben, die Lehre gleich am Anfang der 90er Jahre zu erneuern.

Die heutige Forschung auf dem Gebiet der Indologie konzentriert sich auf einige wichtige Themen. Das Orientalische Institut beschäftigt sich hauptsächlich mit Fragen bezogen auf *Geschichte und Kultur*. Eine der wichtigsten Veröffentlichungen der letzten Zeit ist ein eindrucksvoller Band *Geschichte Indiens* auf Tschechisch,[14] an dem sich mehrere Kollegen beteiligen (Jaroslav Strnad, geb. 1954; Stanislava Vavroušková, geb. 1949; Jan Filipský, geb. 1943; und Jaroslav Holman). Ein anderes Thema des Orientalischen Instituts sind die Religionen (Hin-

---

[11] Das hat aber die Ausgabe der ersten tschechischen Übersetzung der Bhagavadgītā nicht gehindert, vgl. *Bhagavadgíta* (1976). Die Übersetzung ist inzwischen noch zweimal erschienen (2000, 2007).

[12] Vgl. z.B. Odolen Smékal: *Hindská konverzace – Hindí Conversation – Hindí vártáláp*.

[13] Vgl. das Lehrbuch der klassischen Tamulischen Sangam Literatur: Vacek und Subramanian: *A Tamil Reader, Introducing Sangam Literature*. Vol. 1; und Jaroslav Vacek: *A Tamil Reader, Introducing Sangam Literature. 2. Vocabulary*.

[14] *Dějiny Indie* (Geschichte Indiens). Das Buch enthält eine umfangreiche Bibliographie der tschechischen Bücher über Indien – Kultur und Geschichte, sowie auch Übersetzungen aus den indischen Literaturen ins Tschechische (Seiten 1033–1044).

duismus und Islam) und ihre Bedeutung im sozialen und politischen Leben des modernen Indien.[15] Dagmar Marková (geb. 1935) beschäftigt sich außerdem mit der modernen Hindi-Literatur, indische Religionen und südindische Geschichte sind das Thema von Jan Filipský und Buddhismusstudien widmet sich Jiří Holba (geb. 1953). Unlängst fing Pavel Hons (geb. 1977) an, sich mit Tamil und Linguistik zu befassen. Neben dieser reinen Forschungsarbeit wird im Orientalischen Institut aus den modernen so wie auch aus den klassischen Literaturen übersetzt.

An der Karls-Universität (Indologisches Seminar, http://iu.ff.cuni.cz/, des Instituts Süd- und Zentral-Asiens, http://ujca.ff.cuni.cz/) betreffen die individuellen Themen hauptsächlich die Sprachen, Literaturen oder Kultur, z. B. Hindi Syntax und Struktur der verbalen Syntagmata (Svetislav Kostić, geb. 1951), Fragen des indischen Sprachbundes und dravidisch-altaischen Vergleichs (J. Vacek), Ethnologie Bengalens und hinduistische Rituale (Martin Hříbek, geb. 1977), Sprachen und Kultur der Nilgiristämme (Soňa Bendíková, geb. 1973). Neuerdings werden die Sanskrit-Literatur und klassischer Hinduismus von Petr Duda (geb. 1973) erforscht und Zdeněk Štipl (geb. 1976) widmet sich Fragen des modernen Hinduismus, des Christentums in Indien und auch der klassischen Literatur.[16]

In den letzten zehn Jahren fingen wir an, in unserem Institut an der Karls-Universität ein neues Thema (eigentlich ein Projekt) zu entwickeln, das schrittweise eine internationale Zusammenarbeit zwischen zahlreichen europäischen und neuerdings auch indischen Institutionen verfolgt. Es handelt sich um das Studium der *Natursymbolik* in Literatur, Kunst, Religion und Ritual. Dieses Thema wurde zum ersten Mal in einem internationalen Seminar im Jahre 1998 in Zusammenarbeit mit Kollegen der Universitäten Leipzig (Bernhard Kölver) und Mailand (Giuliano Boccali, Cinzia Pieruccini u.a.) behandelt. Zunächst war hauptsächlich die unbelebte Natur im Fokus unserer Symposien (Pflanzen und Flora in den klassischen Literaturen, Sanskrit und Tamil). Das Thema hat dann schrittweise den ganzen Bereich der belebten und unbelebten Natur einbezogen und betrifft auch die modernen Literaturen usw. Alljährlich werden internationale literarische Seminare (oder Konferenzen) organisiert und heute beteiligen sich an der Organisation außerhalb Prag und Milano auch die Universitäten in Krakau und Warschau, wobei Kollegen praktisch aus ganz Europa und in den letzten Jahren auch aus Indien an den Seminaren teilnehmen.[17] Natur in toto ist das Thema alle drei Jahre. Es zeigt

---

[15] Sammelband über Religion und Gesellschaft auf tschechisch – *Náboženství a společnost v jižní a jihovýchodní Asii, Tradice a současnost* (Religion und Gesellschaft in Süd- und Südostasien. Tradition und Gegenwart).

[16] Die gesamte Bibliographie der Mitarbeiter, die an der KU jetzt tätig sind, kann man auf der folgenden Adresse finden: http://ujca.ff.cuni.cz/english/bibliography.htm. Kurze Biographien der älteren und mittleren Generation mit umfangreichen Literaturangaben können in der Enzyklopädie der tschechischen Orientalisten nachgeschlagen werden: *Kdo byl kdo. Čeští a slovenští orientalisté, afrikanisté a iberoamerikanisté.* (Wer war wer. Tschechische und slovakische Orientalisten, Afrikanisten und Iberoamerikanisten). Die Arbeit der älteren Generation der Mitarbeiter der KU wird in der folgenden Bibliographie zusammengefasst: Dvořák und Kostić (eds.): *Bibliography (with a historical survey)*. Weiter vergleiche Fußnote 8 oben.

[17] Vor Kurzem ist diese Initiative auch auf indischem Boden weiterentwickelt worden. Die Konferenz in Calicut über Narratologie mit Beziehung zur indischen Literatur und Kunst

sich eigentlich, dass die indische Tradition in Fragen der Natursymbolik in verschiedenen Bereichen der Literatur und Kultur sehr eigenartig ist (siehe auch http://iu.ff.cuni.cz/pandanus/). ›Symbolisch‹ haben wir für unser Projekt den lateinischen Namen der indischen Pflanze *ketaka*, nämlich *Pandanus* ausgewählt, d.h. sowohl für die Bezeichnung des Projektes als auch als Namen der seit 1999 ursprünglich jährlich erscheinenden Sammelbände, die ab 2007 zu einer internationalen Zeitschrift geworden sind.[18]

Zukunft – was die Zukunft der Indologie in Prag und in der tschechischen Republik betrifft, möchte ich meinen Beitrag mit einer optimistischen Note beenden – trotz der finanziellen Probleme, die wir alle deutlich (nicht nur) spüren. Nach der beträchtlich ›sonderbaren‹ Entwicklung der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts haben wir gute personale Voraussetzungen für eine ausgeglichene Entwicklung. Auf der einen Seite verraucht das Interesse der Studenten am Bachelor- und Magister-Studium nicht, und auf der anderen Seite haben wir eine Reihe von Doktoranden, die sich mit verschiedenen Aspekten der indischen Sprachwissenschaft, Literatur und Kultur befassen. Und darin sehe ich eine Offerte für die Zukunft.

Bibliographie

Bhagavadgíta. Übersetzung aus dem Sanskrit von Jan Filipský und Jaroslav Vacek. Auswahl und Übersetzung von Kommentaren Jaroslav Vacek. Praha: Odeon 1976.

Dějiny Indie (Geschichte Indiens). Prag: Nakladatelství Lidové noviny 2003.

Dvořák, J., Svetislav Kostić. (eds.), *Bibliography (with a historical survey)*. Institute of Indian Studies FF UK (historical survey by J. Vacek). Praha: Signeta 1998.

Kdo byl kdo. Čeští a slovenští orientalisté, afrikanisté a iberoamerikanisté. (Wer war wer. Tschechische und slovakische Orientalisten, Afrikanisten und Iberoamerikanisten). Hauptredaktor Jan Filipský. Praha: Nakladatelství Libri 1999.

Lesný, Vincenc: Influence of the ancient Indian philosophy on the Czech poet Otokar Březina. – In: *India and the World* (Calcutta), 2, 1933, 4, S. 86–90.

Náboženství a společnost v jižní a jihovýchodní Asii, Tradice a současnost (Religion und Gesellschaft in Süd- und Südostasien. Tradition und Gegenwart). Ed. S. Vavroušková. Prag: Orientální ústav Akademie věd ČR 2005.

Pořízka, Vincenc: *Hindština – Hindi Language Course*. Part I, Prague: SPN 1972 (2), 703 pp.

Preinhaelterová, Hana: Dušan Zbavitel, Anniversary. Bibliography. – In: *Archív Orientální* 63, 3, 1995, S. 364–374.

Smékal, Odolen: *Hindská konverzace – Hindí Conversation – Hindí vártáláp*. Praha: SPN 1984.

Vacek, Jaroslav: South India in Otakar Pertold's Work. – In: *Otakar Pertold and South Asian Studies*. Prague: Czechoslovak Society for Inter-national Relations, Oriental Institute 1986, S. 30–37.

Vacek, Jaroslav, und S. V. Subramanian: *A Tamil Reader, Introducing Sangam Literature*. Madras: International Institute of Tamil Studies 1989, Vol. 1.

Anfang Januar 2010, die von Prof. C. Rajendran organisiert wurde, hat sich direkt zur Prager Tradition bekannt und wurde unter dem Titel »Pandanus« abgehalten.

[18] Für die neuesten Publikationen unseres Instituts nicht nur im Rahmen von Pandanus siehe: http://iu.ff.cuni.cz/?page=publikace.

Vacek, Jaroslav: *A Tamil Reader, Introducing Sangam Literature. 2. Vocabulary*. Madras: International Institute of Tamil Studies 1989, Vol. 2.

Vacek, Jaroslav: Vědecké dílo Vincence Lesného (Wissenschaftliche Arbeit von Vincenc Lesný). – In: *Vincenc Lesný a česká indologie*. Velké osobnosti FFUK, AUC-Phil. et. Hist. 4, 1990 (1991), S. 31–40.

Vacek, Jaroslav: Tamil-Studien in Prag. – In: Albercht Frenz (Hrsg.): *Hermann Gundert. Brücke zwischen Indien und Europa*. Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1993, S. 419–420.

Vacek, Jaroslav: A lifetime of Dravidian studies. – In: *Archív Orientální* 62, 3 (1994), S. 329–332.

Vacek, Jaroslav: Indian studies at Charles University. – In: *Archív Orientální* 66, 1998, S. 1–16.

Vacek, Jaroslav: In Memoriam Kamil Veith Zvelebil. – In: *Pandanus '09. Nature in Literature, Art, Myth and Ritual.* To the Memory of Kamil V. Zvelebil. Vol. 3/1, 2009. Edited by Jaroslav Vacek. Praha: Charles University, Faculty of Arts; Triton, S. 9–15.

Záhoř, Z.: Otokar Březina a upanišady. Studie o indickém vlivu v jeho poesii (Otokar Březina und die Upanischaden. Eine Studie über den indischen Einfluss in seiner Poesie). – In: *Lumír* (Praha), 1925, S. 362–376.

Zbavitel, Dušan, und Jaroslav Vacek: *Průvodce dějinami staroindické literatury* (Ein Führer durch die Geschichte der atlindischen Literatur). Třebíč: Arca JiMfa 1996.

Verzeichnis der Beiträgerinnen und Beiträger

Prof. emer. Dr. Manfred Alexander · Universität zu Köln Historisches Seminar I – Abteilung für Osteuropäische Geschichte · Kringsweg 6 · D-50931 Köln

Prof. PhDr. Jan Bouzek · Ústav pro klasickou archeologii · Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy v Praze · Celetná 20 · 116 42 Praha 1

PD Dr. Bernd Hamacher · Universität zu Köln · Institut für deutsche Sprache und Literatur I · Albertus-Magnus-Platz · 50923 Köln

Sabine Herder M. A. · Theatermuseum der Stadt Düsseldorf, Abt. Information u. Dokumentation, Kom(m)ödchen-Archiv · Merowinger Str. 88 · 40225 Düsseldorf

PD Dr. Marcela Lippert-Grüner · Universität zu Köln · Medizinische Fakultät – Zentrum für Neurochirurgie · Kerpener Str. 62 · 50924 Köln

Prof. PhDr Petr Mareš, CSc. · Ústav českého jazyka a teorie komunikace · Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy v Praze · nám. J. Palacha 2 · 116 38 Praha 1

PhDr. Tomáš Nigrin · Katedra Německých a Rakouských Studií · Institut mezinárodních studií · Fakulta sociálních věd Univerzity Karlovy v Praze · U kříže 8 · 158 00 Praha 5-Jinonice

Prof. Dr. Ulrich Obst · Universität zu Köln · Slavisches Institut · Weyertal 137 · 50931 Köln

Prof. Dr. Dr. h.c. Walter Pape · Universität zu Köln · Institut für deutsche Sprache und Literatur I · Albertus-Magnus-Platz · 50923 Köln

Prof. PhDr. Jiří Pešek, Csc. · Institut mezinárodních studií · Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy v Praze · U kříže 8 · 158 00 Praha 5-Jinonice

Doc. PhDr. Petr Svobodný, Ph.D. · Ústavu dějin Univerzity Karlovy a archivu Univerzity Karlovy v Praze · Ovocný trh 5 · 116 36 Praha 1

Doc. PhDr. Milan Tvrdík, Csc. · Ústav germánských studií · Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy v Praze · Nám. Jana Palacha 2 · 116 38 Praha 1

Prof. PhDr. Jaroslav Vacek, Csc. · Indologický seminář · Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy v Praze · Celetná 20 · 116 42 Praha 1

PhDr. Marie Vachková · Ústav germánských studií · Filozofická Fakulta Univerzity Karlovy v Praze · Nám. Jana Palacha 2 · 116 38 Praha 1